

# **GRAMMATIK UND IDEOLOGIE**

**Inaugural-Dissertation**  
zur  
Erlangung des Doktorgrades  
des Fachbereiches Philosophie und Sozialwissenschaften  
der Freien Universität Berlin

---

vorgelegt von  
**Jörg Zeller**  
aus Wien

1976



# **GRAMMATIK UND IDEOLOGIE**

**Inaugural-Dissertation**  
zur  
Erlangung des Doktorgrades  
des Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften  
der Freien Universität Berlin

vorgelegt von  
**Jörg Zeller**  
aus Wien



Berichterstatter:

1. Referent: Prof. Dr. Krausser

2. Referent: Priv. Doz. Berger

Tag der mündlichen Prüfung: 26.7.1976

Tag der Promotion: 26.7.1976

# INHALTSVERZEICHNIS

|                                                                                                                  | <u>Seite</u> |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------|
| Einleitung                                                                                                       | 1            |
| 1. Begriff und Methode                                                                                           | 18           |
| 1.1 Freges realistische Begriffs- und Definitionsauffassung: Der Widerspruch der S- und O-Begriffe               | 24           |
| 1.2 Wittgensteins pragmatische Kritik an der realistischen Begriffsauffassung: die "Sprachspielmethode"          | 39           |
| 1.3 Die praktische Begriffsauffassung: Rekonstruktionsverfahren                                                  | 47           |
| 2. Sprache als Zeichen                                                                                           | 59           |
| 2.1 Als Beispiel eines realistischen Zeichenbegriffs: Husserls Unterscheidung von 'Anzeichen' und 'Ausdruck'     | 61           |
| 2.2 Zeichenbegriff des Logischen Empirismus (Konventionalistischer Zeichenbegriff)                               | 65           |
| 2.3 Ansätze einer "praktischen" Zeichentheorie                                                                   | 69           |
| 3. Sprache als Bedeutung                                                                                         | 81           |
| 3.1 Der formale Bedeutungsbegriff der logischen Semantik                                                         | 86           |
| 3.2 Der Bedeutungsbegriff des Tractatus: Wittgensteins Variante der formalen Einlösung der Adäquatheitsforderung | 108          |
| 4. Sprache als Grammatik                                                                                         | 120          |
| 4.1 Logische Grammatik                                                                                           | 123          |
| 4.2 Der Übergang von der Logischen zur Philosophischen Grammatik: Das Sprachmodell des Logischen Empirismus      | 141          |
| 4.21 Der theoretische Charakter der Logik                                                                        | 142          |
| 4.22 Der Erfahrungscharakter der Bedeutung                                                                       | 157          |
| 4.23 Logisch-empiristischer Sprachbegriff als Konstruktionsbasis einer wittgensteinschen Privatsprache           | 163          |

|      |                                                                                                                                                                          |     |
|------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 4.3  | Philosophische Grammatik                                                                                                                                                 | 177 |
| 4.31 | Der pragmatische Charakter der Logik                                                                                                                                     | 180 |
| 4.32 | Demontage des empiristischen Bedeutungskonzepts: das Privatsprachenproblem                                                                                               | 192 |
| 4.33 | Grammatik und Erkenntnistheorie                                                                                                                                          | 211 |
| 5.   | Grammatik als Ideologie                                                                                                                                                  | 214 |
| 5.1  | Grammatik und Weltbild                                                                                                                                                   | 215 |
| 5.2  | Quines Reduktion von "Ideologie" auf "Ontologie" als Ausdruck des Festhaltens einer <u>Seins</u> -Logik (Onto-Logik) gegenüber einer <u>Handlungs</u> -Logik (Dialektik) | 219 |
| 5.3  | Der Abstraktionscharakter von Ideologie                                                                                                                                  | 225 |
| 5.31 | Das Verhältnis von Abstraktem und Konkretem in der formalen und dialektischen Logik                                                                                      | 227 |
|      | Verzeichnis der Abkürzungen                                                                                                                                              | 232 |
|      | Erklärung der Notation                                                                                                                                                   | 232 |
|      | Bibliographie                                                                                                                                                            | 233 |

## EINLEITUNG

In den nachfolgenden Überlegungen dieser Arbeit wird der Versuch unternommen, dem marxischen Begriff einer "praktischen" Wissenschaft ( $W_p$ ) eine sprachanalytische Interpretation zukommen zu lassen. Dieser Versuch wird aber nur unter Annahme seiner kritischen Umkehrbarkeit, daß sich nämlich eine auf dem Boden der Sprachanalyse hergestellte Verständigung über den Begriff  $W_p$  als kritisches Instrument gegen das sprachanalytisch hausgemachte Verständnis von Wissenschaft verwenden lasse, unternommen.

Wenn ich es richtig verstehe, antwortet Marxens Programm einer Praktischen Wissenschaft der Forderung nach einer radikalen Neubegründung der Wissenschaft. Aus diesem Programm hat sich die marxistische Wissenschaftsauffassung des dialektischen und historischen Materialismus entwickelt.

Dieser marxistischen Wissenschaftsauffassung steht als einflußreichste Gegenbewegung die sprachanalytische gegenüber, die eine Neubegründung des Wissenschaftsbegriffes nicht primär über den Begriff der gesellschaftlichen Praxis, sondern den der Sprache versucht hat.

Dieses Gegenüberstehen hat längst die Form ideologischer Auseinandersetzung angenommen. Unter anderem findet sie in der Philosophie statt, soweit in ihr um Verständnis und Erklärung wissenschaftstheoretischer Grundbegriffe gerungen wird. Zugleich steht damit die Bestimmung der Funktion von Philosophie selbst für die Wissenschaft und für den gesellschaftlichen Prozeß, aus dem sie erwächst, zur Klärung an.

Man kann im Unternehmen nachfolgender Arbeit eine Tendenz zu einem "historischen Kompromiß" entdecken wollen, der - wie ich meine - allerdings keineswegs seine Erfindung, sondern in der Praxis des wissenschaftlichen Systemvergleichs längst zu einer Tatsache geworden ist.

Die seit einiger Zeit verstärkten Bemühungen von marxistischer Seite um ein genuines Verständnis der sprachanalytischen Begründung des Wissenschaftsbegriffes fordern m.E. ebenso die Neuinterpretation der Grundbestände marxistischer Wissenschaftsauffassung heraus, wie sie die Klärung der ideologischen Funktion der sprachanalytischen vorantreiben. Der Versuch eines solchen Systemvergleichs in d.A. kann natürlich nur einen bescheidenen Anfang darstellen. Der wird hier in dem Bemühen gemacht, der "linguistic revolution" in der Philosophie einen ideologischen Stellenwert im Rahmen des Interpretationsversuchs, was unter dem marxistischen Programm einer Praktischen Wissenschaft gemeint sein kann, zuzuweisen.

Die Vorläufigkeit solchen Bemühens kommt vordringlich in der durch den Rahmen und Zweck d.A. notwendigen Beschränkung auf einen überschaubaren thematischen Bereich zum Ausdruck. So ist denn d.A. von ihrer ursprünglichen Anlage her auf die "Rekonstruktion" der kritischen Funktion von Wittgensteins Spätphilosophie - unter dem Titel "Philosophische Grammatik" von mir zusammengefaßt - im Rahmen der sprachanalytischen Fundierung des Wissenschaftsbegriffes eingeschränkt.

Wittgensteins Kritik, so versucht ihre Rekonstruktion zu erweisen, zwingt nämlich zu Auffassungen, die sich marxistischen von der Praxisfundiertheit von Wissenschaft auffallend annähern. Marxistisch ist diese Untersuchung aber bestenfalls in dem Sinn, daß sie der von Wittgenstein eingeleiteten "pragmatic revolution" des sprachanalytischen Wissenschaftsverständnisses Grundbestände der von Marx ein-

geleiteten "praktischen" Revolutionierung unseres Wissenschaftsverständnisses gegenüberhält. Kurz zusammengefaßt nämlich scheint mir als Ergebnis der wittgensteinschen Kritik herauszukommen, daß Sprache und damit Wissenschaft letztlich in gesellschaftlicher Praxis "begründet" seien.

Wie diese Einsicht aber neben ihrer kritischen Funktion gegenüber anderslautenden analytischen Thesen wissenschaftlich relevant werden kann, ohne in plumpe Theoriefeindlichkeit und damit in eine gänzlich chaotische und von wissenschaftlicher wie gesamtgesellschaftlicher Praxis ständig überholte Wissenschaftsauffassung einzumünden, stellt das eigentlich interessante Problem an ihr dar.

Die Praxisfundiertheit von Wissenschaft ernstgenommen zwingt nämlich, scheint mir, zu radikalen Neubestimmungen vor allem auch im Bereich der Methodologie.

In diesem Zusammenhang steht mein Bemühen, ein philosophisches Verfahren zu entwickeln, das den Standort von Philosophie als logischer Analyse von Wissenschaft mit der Einsicht in deren Praxisfundiertheit und d.h. auch der Praxisfundiertheit von Philosophie selbst versöhnt. Das Modell dafür sucht dieses Bemühen wiederum einerseits im Bereich der marxistischen Methodologie und andererseits in dem, was ich Wittgensteins "Sprachspielmethode" nenne. Mit dieser Methode soll es gelingen, im Rahmen der in der Analytischen Sprachphilosophie (ASP) entwickelten Auffassung von der Sprachbedingtheit einer "Weltanschauung", d.i. eines "werthaften Weltbildes" (s. zur Erklärung dieser Begriffe Kap. 5) über Wittgensteins pragmatische Kritik, die ein Vorverständnis für Marxens Titel einer Subjektiven, Praktischen Wissenschaft entwickelt, zur Explikation des ideologischen, d.i. eben durch eine bestimmte Form gesellschaftlicher Praxis bedingten Charakters der analytischen Sprach- und Wissenschaftsauffassung zu kommen, den sie selbst verschleiert.

Ein kurzer informeller Überblick über die Gedankenentwicklung, die zur nachfolgenden Arbeit führten, diene als Einleitung in ihre Problemstellung.

Philosophie, soweit sie über Wissenschaft reflektiert, ist in unserem Jahrhundert wesentlich Sprachphilosophie.

Diese Feststellung im Zusammenhang des neuzeitlich notorischen Problems der Funktionsbestimmung der Philosophie im Rahmen der Wissenschaften hat dazu geführt, das Verhältnis von Philosophie zur Wissenschaft über die Festlegung der Funktion von Sprache im wissenschaftlichen Forschungs- und Theoriebildungsprozeß zu begreifen.

Versteht man nun unter Wissenschaft den organisierten, in systematische Form und systematischen Zusammenhang gebrachten menschlichen Erkenntnisprozess und unter Philosophie das Bemühen um eine Antwort auf die Frage, wie Wissenschaft möglich ist; dann verweist der Trend von Philosophie zur Sprachphilosophie auf die Einschätzung, daß der Erkenntnisprozeß wesentlich Sprachprozeß oder wenigstens entscheidend über den Sprachprozeß vermittelt ist.

Philosophie als Untersuchung der Sprache als Bedingung von Wissenschaft muß sich aber im Rahmen der modernen Differenzierung von Wissenschaften, in dem sich dann auch verschiedene wissenschaftliche Zugänge zur Sprache eröffnen, eine neuerliche Funktionsabgrenzung gefallen lassen. Sprachphilosophie ist nicht gleich Sprachwissenschaft.<sup>1)</sup>

-----

- 1) Und auch nicht gleich "Sprachwissenschaftsphilosophie", s. Katz (71), 13, worunter er die Philosophie, d.i. die Untersuchung des Begriffssystems "der Theorien, der Methodologie und Praxis der beschreibenden Sprachwissenschaft" versteht. Katz unterscheidet überhaupt zwischen Philosophie der einzelnen Wissenschaften und Philosophie als Untersuchung des "Gesamtgebäudes der begrifflichen Erkenntnis" (a.a.O., 12), in dem sich die einzelnen Begriffssysteme jeder Disziplin überschneiden. Zur Unterscheidung von Sprachphilosophie und anderen sprachwissenschaftlichen Disziplinen (Psycho-, Soziolinguistik usw.) s. (a.a.O., 14)

Das meint vor allem, sie ist nicht empirische Erforschung und darauf gegründete Theoriebildung von Sprache. Sprachphilosophie, wie sie sich in diesem Jahrhundert historisch entwickelt hat, beansprucht nicht - um eine gängige Unterscheidung zu benützen - die Sprachwirklichkeit, sondern die Möglichkeit von Sprache und damit Wissenschaft, zu untersuchen.

Auch was diese Unterscheidung besagt, stellt ein notorisches Problem der neuzeitlichen Abgrenzung von Philosophie und Wissenschaft dar. Hier bietet die sprachorientierte Reflexion auf den Wissenschaftsprozess immerhin ein markantes Entscheidungskriterium an. Danach untersucht Philosophie nicht Gegenstände oder Gegenstandszusammenhänge sondern Begriffe und Begriffszusammenhänge. 1) Begriffe aber verstanden als Produkte des menschlichen Erkenntnisprozesses müssen sich unter dem Anspruch, diesen als Sprachprozess begreifen zu wollen, selbst eine sprachorientierte Interpretation gefallen lassen. Begriffe, insofern sie als sprachliche Gebilde verstanden werden, stellen also den Gegenstand der Philosophie als Sprachphilosophie dar.

Philosophie heißt das, überträgt als Sprachphilosophie ihre Bemühungen über die Aufklärung des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses auf die Beantwortung der Frage, welche Funktion die Sprache in der Begriffs-, in der Erkenntnisbildung einnimmt. Sie untersucht sozusagen die begriffliche (erkenntnismäßige, wissenschaftliche) Funktion von Sprache, indem sie die sprachliche Funktion von Begriffen, d.i. von sprachlichen Begriffsausdrücken untersucht. Sie

-----

1) Zu Philosophie als "Begriffswissenschaft" s. Satz (71), 11/2: "Die Philosophie macht die von Naturwissenschaftlern, Mathematikern, Kunsthistorikern, Moralisten, Theologen und anderen entwickelten Begriffssysteme zum Gegenstand ihrer Vermutungen."

untersucht nicht Sprache oder Sprachen, sondern den Sprachbegriff.

Das jedenfalls ist in etwa der Stand der Überlegungen, wie sie initial wirkten für den historischen Beginn der modernen Sprachphilosophie. Dieser wird heute weitgehend übereinstimmend bei Frege angesetzt. Freges Pionierleistung für die Orientierung von Philosophie auf Sprache als ihren eigentlichen Gegenstandsbereich besteht darin, die Klärung der erkenntnisleistenden Funktion von Begriffen und Begriffszusammenhängen von der Klärung der sprachlichen Funktion von Begriffsausdrücken und Sätzen abhängig zu machen. 1) Dies führte zu der Festlegung, daß der systematische Aufbau partieller Erkenntnisse zu zusammenhängenden Theorien als Erkenntnisssystem vorgängig die exakte Analyse der Sprachen abverlangt, in denen die Theorien zum Ausdruck gebracht werden sollen. Ein bestimmter Zweig des Erkenntnisprozesses - seine theoretische Systematisierung - setzt also Sprachanalyse voraus.

So gesehen tritt Sprachphilosophie mit der Untersuchung der erkenntnismäßigen (begrifflichen) Funktion von Sprache das Erbe der neuzeitlichen Philosophie an, die Erkenntnis als Bewußtseinsleistung verstanden hat. Der Fortschritt in diesem Wechsel des Gegenstandsbereiches liegt sozusagen in der größeren Konkretheit dessen, was unter Bewußtsein verstanden wird. Sprache als über konkret erfahrbare Zeichen vermitteltes Bewußtsein hat den Vorteil, für jedermann immer auch empirisch ausweisbar zu sein. Für den Materialisten Marx ist "die Sprache ... so alt wie das Bewußtsein - die Sprache ist das praktische, auch für andere Menschen existierende wirkliche Bewußtsein ..." (MEW 3,30)

---

1) s. Katz (71), 13: "Demnach ist es die Grundprämisse der Sprachphilosophie, daß eine starke Beziehung von Form und Inhalt von Sprache und Form und Inhalt von Konzeptualisierung besteht."

Von dieser Einschätzung ausgehend jedenfalls erscheint es als plausibel, daß der Übergang von der Bewußtseins- zur Sprachphilosophie eine Hinwendung zur Wirklichkeit, zu den wirklichen Problemen, die sich der Untersuchung des menschlichen Erkenntnisvermögens stellen, darstellt. Sprach-Philosophie als Reflexion auf die wirklichen Bedingungen von Erkenntnis und Wissenschaft gerät aber mit diesem Anspruch - die Richtigkeit dieser Einschätzung vorausgesetzt - in Konflikt mit dem anderen Anspruch, Sprache nicht als Erscheinung der erfahrbaren Wirklichkeit, sondern als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis, als Begriff, zu erforschen.

Was besagt das aber, daß von der Philosophie nicht die Wirklichkeit, sondern der Begriff von Sprache untersucht wird? Zur Beantwortung dieser Frage sei die Entwicklung der modernen Sprachphilosophie kurz skizziert.

Der Kern der philosophischen Hinwendung zur Sprache - in der einschlägigen Literatur gern als "linguistic revolution" bezeichnet - läßt sich in etwa durch die Vorstellung illustrieren, daß sich die ganze menschliche Erkenntnisorganisation, die traditionell in einen Bewußtseinsbegriff zu fassen versucht wurde, in der Organisation der menschlichen Sprache sedimentiert und daran untersucht werden kann. Sprache, so gesehen, ist sichtbares, greifbares menschliches Erkenntnisvermögen; Funktionsanalyse der Sprache ist Funktionsanalyse menschlichen Erkenntnisvermögens; die Organisationsform der Sprache ist Organisationsform des Erkennens.

Diese linguistic revolution der Philosophie hat den Anstoß gegeben zur Entwicklung der neben dem Marxismus wohl einflußreichsten Denkströmung unseres Jahrhunderts, der Analytischen Philosophie (AP) und der auf ihren Einsichten aufbauenden Analytischen Wissenschaftstheorie (AWT).

Diese Position der Philosophie als Sprachphilosophie - hält man ihr den erwähnten Anspruch: Untersuchung von Sprache als Bedingung der Möglichkeit von Wissenschaft zu sein, die als Hinwendung zur konkreten 1) Erscheinungsform des Erkenntnisvermögens in der Sprache verstanden worden ist, gegenüber - bleibt aber in ihrer analytischen Bestimmung als Problem des Zusammenhangs von Begriffswissenschaft und Erfahrungswissenschaft unbegriffen. Am Problem des Zusammenhangs von Erfahrung und Erkenntnis ist denn auch der "analytische Weg" in der Sprachphilosophie gescheitert. Und zwar deswegen, weil er im fortschrittlichen Bemühen um die Fundierung von Wissenschaft durch Sprache im traditionellen Problemverständnis des Zusammenhangs von Erfahrung und Erkenntnis ("realistisch" oder "empiristisch") befangen blieb. Sprache wurde eben nicht konkret - als wirkliches Bewußtsein - sondern realistisch (Frege), d.i. unter Hypostasierung einer selbständigen Begriffswelt zwischen Bewußtsein und Wirklichkeit, oder empiristisch (Logischer Empirismus (IE) ) begriffen.

Das Festhalten am analytischen Programm der Wissenschafts-

-----

- 1) Man verstehe hier den Begriff 'konkret' in Hinblick auf seine marxistische Verwendung und auf die dortige Auffassung des Zusammenhangs von Abstraktem und Konkretem; das Konkrete also verstanden als die voll entfaltete Totalität aller Beziehungen und Eigenschaften, die einen Gegenstand charakterisieren. Sprache also als konkretes Bewußtsein begriffen, würde demnach besagen, Sprache sei Bewußtsein in der voll entfalteten Totalität aller Beziehungen und Eigenschaften, die es charakterisieren. Dahinter steckt die Überlegung, daß sich die Marx'sche Methode der Kritik der Politischen Ökonomie - verstanden als logisch-historische Rekonstruktion der Bedingungen der Möglichkeit der bürgerlichen Gesellschaft - auf den Gegenstand der Sprachphilosophie, i.S. einer logisch-historischen Rekonstruktion eines bestimmten (z.B. des analytischen) Sprachbegriffs anwenden ließe.

Logik in Verbindung mit dem empiristischen Erfahrungsbegriff 1) führte in der weiteren Entwicklung zur Konstruktion eines Sprach-, eines Wissenschaftsbegriffes, dessen Definition sich mit der des empiristischen Erfahrungsbegriffes zunehmend als inkompatibel erwies. In Konsequenz davon ist man im Rahmen der analytischen Wissenschaftsauffassung zur Behauptung der Inkommensurabilität von Erfahrung und Erkenntnis, der Gleichgültigkeit des Begriffsapparats gegenüber den Erfahrungsbeständen einer Wissenschaft übergegangen. Dabei wird aber die Konstruktion von Wissenschaftssprachen als Voraussetzung empirischer Theoriebildungen zu einer isolierten formalen Spezialdisziplin, die sich inhaltlichen Problemstellungen der betreffenden Wissenschaften nicht mehr verpflichtet weiß.

Die Ursachen des Auseinandertretens von Theoriebildungsprozeß und Erfahrungsbildungsprozeß sind m.E. schon im analytischen Programm der Wissenschaftsfundierung angelegt. Der Logische im Gegensatz zum älteren Empirismus stellt eine Kompromißlösung dar, die unter Beibehaltung der Auffassung von der prinzipiellen empirischen Natur der Erkenntnis dem Begriffsrealismus auch gegen die erklärte Absicht ständig Zugeständnisse in Hinblick auf die Eigennatur der Formbestimmungen von Erkenntnis zu machen gezwungen ist. Ich habe dieses Problem speziell in Kapitel 4.2 aufgegriffen, wo ich mich besonders mit Carnaps Behauptung von der theoretischen Natur der Logik, d.i. allgemein mit der Frage des Geltungscharakters logischer Sätze, auseinandersetze. Das Fehlen eines konkreten Lösungsansatzes innerhalb der analytischen Wissenschaftsauffassung für das Formproblem der Erkenntnis führt denn auch zur Abstraktifizierung des Sprachproblems. Für die Realisten ist die Möglichkeit von Sprache mit den allgemeinen Formbestimmungen der Erkenntnis als fixer Kategorien-"Himmel" vor aller

---

1) Mit dem empiristischen Erfahrungsbegriff ist hier die Auffassung gemeint, die unter Erfahrung Bewußtsein der Wirklichkeit in ihrer auf der Rezeption unmittelbar gegebener Sinneseindrücke ("Daten") gegründeten Erscheinungsform versteht.

Erfahrung ( a priori) immer schon da 1), gegeben; und für die Empiristen wird Sprache auf der Grundlage immer schon gegebener Erfahrungen in Form einer Regelmenge willkürlich gesetzt. Letztere Auffassung findet in der Theorie des Sprachkonventionalismus ihren Niederschlag. In beiden Auffassungen war ein Begründungszusammenhang von Erfahrung und Erkenntnis im Rahmen des Programms der sprachlichen Fundierung von Wissenschaft schließlich nicht mehr möglich.

Das zeigt sich bereits in der realistischen und empiristischen Behandlung der partiellen Charakteristika des Sprachbegriffs - wie des Zeichen- und Bedeutungscharakters von Sprache - und wird von mir daher auch in den Kapiteln 2 und 3, in denen diese Teilbegriffe des Sprachbegriffs gesondert behandelt werden, aufgegriffen. Allerdings hält die empiristische Auffassung gegenüber der realistischen eine Fortschrittsposition, indem sie im Verweis auf den Konventions- oder Regelcharakter der Sprache einen praktischen Aspekt sprachphilosophischer Problemstellung andeutet, der für die kritische Weiterentwicklung und Überwindung der analytischen Sprach- und Wissenschaftsauffassung wesentlich wird.

Gemeint ist damit Wittgensteins Kritik an den analytisch-empiristischen Standpunkten innerhalb der Sprachphilosophie, wie er sie z.T. selbst in seiner philosophischen Früh- und Übergangsphase übernommen und propagiert hat. Sie führt im Endergebnis zu einer radikalen Neuorientierung der philosophischen Bemühungen um eine sprachliche Fundierung des Erkenntnis- und wissenschaftsproblems an praktischen Fragestellungen der Sprachverwendung. Kutschera (75) hat den Standort der Spätphilosophie Wittgensteins als "pragmatisch" bezeichnet. Mit dem kritischen Übergang von der analyti-

-----

1) Man beachte in diesem Zusammenhang auch das Wiederaufleben der cartesianischen *idea-innatae*-Theorie innerhalb der modernen linguistik; insbesondere im Rahmen von Chomskys Erklärung des Begriffs sprachlicher Kompetenz.

sehen Präsupposition der "Logischen Grammatik" im Tractatus zur pragmatisch orientierten der "Philosophischen Grammatik" Wittgensteins beschäftigt sich das Kapitel 4 dieser Arbeit.

Mit dem Abschluß dieses Kapitels sind die wichtigsten Vorbedingungen erfüllt, um eine Entwicklung der Hauptthesen der Arbeit einleiten zu können. 1) Diese lauten dahingehend, daß die linguistic revolution einerseits die Basis für die Konkretisierung philosophischer Fragestellungen abgibt und damit die radikale Neuorientierung der Erkenntnis- und Wissenschaftsbegründung an der Praxis fordert; andererseits, daß die Rekonstruktion der historischen Entwicklung des sprachlichen Fundierungsansatzes, soweit sie sich im Sinne der analytischen Wissenschaftsauffassung vollzogen hat, in Hinblick auf die diesem Ansatz implizite Fragestellung des Theorie-Praxiszusammenhangs unter Einnahme eines marxistischen Standpunktes den Ideologiecharakter der analytischen Sprachauffassung beweisbar macht. Im 5. Kapitel geht es also nicht nur um eine Rekonstruktion des analytisch verstandenen Zusammenhangs von Ideologie- und Grammatik- bzw. Sprachbegriff, sondern auch desjenigen marxistischen Begriffs- und Methodenapparates, der m.E. im marxischen Begriff einer praktischen Wissenschaft die Einlösung des in der linguistic revolution angelegten Anspruchs auf radikale Neuorientierung der Wissenschaft darstellt.

Die marxistische Vorstellung von Ideologiekritik erlegt aber im Begriff Ideologie als für die sie überwindende Erkenntnisweise falsches, jedoch historisch notwendiges und unter den Bedingungen seiner Gesellschaftsform die Welt richtig widerspiegelndes Bewußtsein die Verpflichtung

-----

- 1) Zweifellos ist es im Rahmen dieser Arbeit bei einer bloßen Einleitung in die Entwicklung dieser Thesen geblieben, da mir für die Ausarbeitung einer Dissertation weder die dazu nötige Zeit noch die finanziellen Mitteln zur Verfügung standen, um eine systematische Ausführung leisten zu können.

auf, an einer Ideologie nicht nur ihre Widersprüche, sondern zugleich deren Notwendigkeit und Richtigkeit - i.S. von: die Widersprüche ihrer Gesellschaftsform richtig, d.i. als sich widersprechendes Bewußtsein widerspiegelnd - aufzuzeigen.

Ideologiekritik darf also falsches Bewußtsein nicht einfach negieren, sondern muß es - wie es in der Terminologie der materialistischen Dialektik heißt - als unter den Bedingungen einer spezifischen Gesellschaftsform richtiges und notwendiges, vom Standpunkt der historischen Überwindung dieser Gesellschaftsform aber falsches "aufheben". Damit soll gemeint sein, daß unter Negation des Anspruchs auf allgemeine geschichtsunabhängige Geltung, d.i. unter Beachtung der historischen Einseitigkeit und Beschränktheit einer Ideologie, deren "richtige" - d.i. unter Beachtung ihrer historischen Beschränktheit wahren oder gültigen - Erkenntnisse und Theorien weiterhin anerkannt werden. Der Begriff "praktische Wissenschaft" ist dementsprechend zu präzisieren, als er, wenn Praxis ein Geltungskriterium für Wissenschaft abgeben soll, transparent machen muß, an der Praxis welcher konkreten historischen Gesellschaftsform er die Geltung seiner Erkenntnisse bemißt.

Ideologiekritik als Teil praktischer Wissenschaft muß sich daher einer Verfahrensweise bedienen, die weder die historische Notwendigkeit und Richtigkeit der untersuchten Ideologie negiert, noch die Geschichts- d.i. Praxisgebundenheit ihrer eigenen Geltung verleugnet.

Um diesen Anforderungen zu genügen, bediene ich mich in der Arbeit einer Methode - "Rekonstruktionsverfahren" genannt - die - ursprünglich aus dem Arsenal der AWT stammend - über einen Vergleich mit der von Wittgenstein in seinen späteren Schriften praktizierten "Sprachspielmethode" versucht, der marxischen Methode des Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten für die Zwecke einer Ideologiekritik der

sprachanalytischen Philosophie gerecht zu werden. Die Erklärung dieser Methode ist Gegenstand des 1. Kapitels.

Wenn man so will, kann man dieses Rekonstruktionsverfahren als ein Definitionsverfahren verstehen. Sein Ziel ist, einen Begriff zu liefern, im vorliegenden Fall der Sprachbegriff der analytischen Sprachphilosophie. Dabei ist davon ausgegangen, daß Begriffsbildungs- und Theoriebildungsprozesse in der Wissenschaft untrennbar miteinander verbunden sind. Hempel spricht in (74) davon, daß Begriffsbildung und Theoriebildung im Grunde zwei unterschiedliche Aspekte derselben Vorgehensweise darstellen. Das kann nur heißen, daß die Bedeutungsfestlegung bzw. Bedeutungsklärung eines wissenschaftlichen Terms nur im Rahmen eines systematischen Erklärungszusammenhangs erfolgen kann, der sämtliche möglichen Bedeutungszusammenhänge, die die sprachliche Verwendung des Terms festlegen, darstellt.

Nun unterscheidet die Analytische Definitionstheorie (s. Hempel, a.a.O.) zwischen analytischen und synthetischen Definitionen. Für die ersteren gilt im Wesentlichen, daß sie die verschiedenen Bestandteile der feststehenden oder als feststehend angenommenen Bedeutung eines Terms auseinanderfalten. Von der analytischen Definition werden Nominaldefinitionen und empirische Analyse oder Erklärung (s. a.a.O., p 18/9) unterschieden. Nominaldefinitionen setzen für einen Term eine neue Bedeutung konventionell fest. Empirische Erklärungen eines Begriffs dagegen analysieren nicht (und setzen nicht fest) die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks, sondern geben gesetzmäßige Erfahrungsbedingungen an, die den Begriff charakterisieren. Eine empirische Analyse setzt also die Existenz einer empirischen Theorie voraus, in der der fragliche Begriff erklärbar ist - Bedeutungsanalysen dagegen bloß eine formale Theorie, die die Eindeutigkeit und Vollständigkeit möglicher Bedeutungsfestlegungen gewährleistet. Von dieser Art Definition aber ist noch eine andere zu unterschei-

den, von der Hempel (a.a.O., p 20) als "logischer Analyse", "rationaler Rekonstruktion" bzw. "Explikation" spricht.

Eine solche rationale Rekonstruktion soll die Klärung umgangssprachlich oder auch wissenschaftlich vager Ausdrücke leisten. Sie tut das aber nicht, indem sie eine reine Bedeutungsanalyse vornimmt, sondern indem sie im Rahmen einer diese Bedeutungsbestimmung stützenden Theorie für die vage alte Bedeutung eine präzise neue vorschlägt.

Hempel sagt:

"Zu den in diesen Theorien vorgeschlagenen Definitionen gelangt man nicht einfach durch eine Analyse der gebräuchlichen Bedeutungen. Sicherlich haben die Überlegungen, die zu den präzisen Definitionen führen, sich ursprünglich vom Bezug auf gebräuchlichen wissenschaftlichen und umgangssprachlichen Gebrauch leiten lassen; aber schließlich werden die nach Verdeutlichung verlangenden Sachverhalte so subtil, daß eine Untersuchung des vorherrschenden Gebrauchs nicht mehr länger erkenntniserhellend ist. Daher wird die Zuordnung präziser Bedeutungen zu den zu explizierenden Termen vielmehr eine Angelegenheit verständiger Synthese, eine Sache rationaler Rekonstruktion als bloß deskriptiver Analyse: ein Explikationssatz deckt nicht einfach die gemeinhin akzeptierte Bedeutung eines zu untersuchenden Ausdrucks auf, sondern schlägt eine spezifizier-te neue und präzise Bedeutung für ihn vor." (a.a.O., p 20/1)

Diese bemerkenswerte Auffassung, daß eine logische Begriffsanalyse als ein gekoppelt analytisch-synthetischer Theoriebildungsprozeß vor sich gehe, zeigt nun, wie mir scheint, interessante Berührungspunkte mit der dialektisch materialistischen Methode der Begriffserklärung und Theoriebildung auf der einen und mit Wittgensteins "Sprachspielmethode" auf der anderen Seite.

Aus der Klärung dieser Zusammenhänge habe ich versucht, das in der Arbeit angewandte Rekonstruktionsverfahren als eine synthetisch-logische Form systematischer Begriffserklärung zu entwickeln, das einen bestimmten Begriff von Sprache, den einer bestimmten Entwicklungsphase der Analytischen

Sprachphilosophie, aufgrund der Analyse seines gebräuchlichen Bedeutungsgehalts - Sprache als Menge bedeutungstragender Zeichen mit einer bestimmten grammatischen Struktur - zu rekonstruieren versucht. Der Gang der Rekonstruktion ist dabei insofern einer vom Abstrakten zum Konkreten, als der vollentfaltete Analytische Sprachbegriff - eines bestimmten Entwicklungsabschnitts der ASP - als Produkt einer Synthese der einzelnen abstrakten Bedeutungsmomente des Terms 'Sprache': Sprache als Zeichen, als Bedeutung, als Grammatik, erreicht werden soll. Synthetisch und eine Entwicklung vom Abstrakten zum Konkreten ist dieses Verfahren einmal in dem wörtlichen Sinn, daß hier der Sprachbegriff aus abstrakten Teilbegriffen zusammengesetzt und in diesem wörtlichen Sinne damit auch konkret, d.i. zu einem konkreten, aus der vollständigen Entfaltung seiner Teilbegriffe zusammengewachsener Begriff wird. Synthetisch und konkretisierend ist es aber auch in dem technischen Sinn, daß dieses Verfahren ja nicht einen Sprachbegriff überhaupt oder die wesentlichen Bestimmungen dieses Begriffs, als stünden die ein für allemal fest und müßten nur gefunden werden, sondern den bestimmten Sprachbegriff eines bestimmten Geschichtsabschnitts der Philosophie zu geben beansprucht und als Geltungskriterien für seine Ergebnisse auf das soziohistorische Bedingungsgefüge der Entwicklung dieses Begriffs, also in einem noch zu interpretierenden Sinn auf "synthetische" und "konkrete" Bestände zu seiner Überprüfung zurückgreifen muß.

Dieses Rekonstruktionsverfahren ist einer "praktischen" Auffassung von Theorie und von Wissenschaft denn auch insofern verpflichtet, als die Rekonstruktion eines bestimmten Sprachbegriffs zugleich die Rekonstruktion einer bestimmten Ideologie leisten soll. Unter Ideologie aber verstehe ich ganz allgemein die Weltansicht von Gesellschaftsmitgliedern, die sie unter den spezifischen historischen Formbedingungen ihrer Gesellschaft entwickeln. Mit diesem Begriff 'Ideologie'

gehe ich davon aus, daß auch eine wissenschaftliche Theorie, die ihr angehört, nicht allein von kognitiven Aufgabenstellungen und Prozessen, sondern ebenso von den spezifisch praktischen des entsprechenden Geschichtsabschnitts bestimmt ist.

Diesem "theoretischen" Ideologiebegriff, 'Ideologie' als letztlich aus allgemein praktischen Bedingungen und Zielsetzungen sich entwickelndes Welt- und Selbstbewußtsein von Gesellschaftsmitgliedern in seiner soziohistorischen Relativität zu verstehen, steht ein "praktischer" gegenüber. "Praktische" Philosophie als Ideologiekritik - wie sie hier verstanden werden soll - liefert nämlich selbst kein wertfreies Geschichtsbild. In diesem Sinne selbst praxisverhafteten Bedingungen der Erhaltung oder Errichtung einer bestimmten Gesellschaftsform verpflichtete Ideologie, wertet sie andere Ideologien relativ zu den praktischen Bedingungen und Zielsetzungen, deren Welt- und Selbstbild sie darstellt.

Aus der praktischen Wertbegundenheit einer Ideologie erwachsen ihr auch kognitive Blickeinstellungen, die sich vom Standort einer anderen Ideologie als perspektivische Verzerrungen, als subjektiv und empirisch richtiges, aber vom Standpunkt veränderter historischer Bedingungen von Erfahrung und Erkenntnis falsches Bewußtsein ausmachen lassen. In diesem Sinn wird 'ideologisch' in der Arbeit auch in dem abwertenden Sinn als gleichbedeutend mit 'aus den Bedingungen falschen Bewußtseins zweckgebunden verschleiern' o.ä. gebraucht. Wenn also beispielsweise die Wertfreiheitsthese bestimmter Vertreter der AWT in dieser Arbeit als ideologisch bezeichnet wird, so heißt das, die Behauptung, Wissenschaft sei wertfrei, sei selbst nicht als wertfrei, sondern als bestimmten praktischen Wertsetzungen, die der Wissenschaftstheorie innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsform historisch aufgetragen sind,

als verpflichtet anzusehen. 'Ideologisch' heißt in solchen Zusammenhängen dann eben, daß diese praktischen Verpflichtungen verschleiert und an ihrer Stelle rein kognitive Wertbestimmungen vorgeschoben werden. Diese zweite Bedeutung von 'Ideologie' kann also dazu dienen, auf die praktische Funktion wissenschaftlicher Aussagen und Theorien zu verweisen. In diesem Sinne sind denn auch wissenschaftliche Arbeitsbereiche, die sich die wissenschaftliche Bestimmung von Begriffen wie 'Wissenschaft', 'Erkenntnis', 'Theorie', 'Erfahrung' usw. vornehmen, hochgradig ideologisch, da sie über die Erklärung der Bedingungen der Möglichkeit von Wissenschaft, Erkenntnis etc. zu Entscheidungen gezwungen sind, die von der gesellschaftlichen, der praktischen Funktion dieser Begriffe beeinflusst sind und die sie umgekehrt wiederum beeinflussen.

## 1. Begriff und Methode

Wir gehen in diesem Kapitel vom Zustand der Philosophie nach der sog. "linguistic revolution" (s. T.W. Bynum (72)) aus. Die Neuorientierung der Philosophie an Sprache bedeutet - so behaupte ich - eine Konkretisierung ihrer aus der Tradition der Bewußtseinsphilosophie entstehenden Probleme. Das mag zunächst im Sinne alltäglicher Verständigung über Begriffe gemeint sein. Sprache ist darin im Gegensatz zum Bewußtsein ein für jedermann in Alltagserfahrungen ausweisbares Phänomen. Der Ausdruck 'Sprache' hat hier eine, wenn auch umgangssprachlich vage, so doch in seiner üblichen Gebrauchspraxis verständliche Bedeutung. Im Gegensatz zu 'Bewußtsein', 'Denken', 'Erkenntnisvermögen' etc., die immer mit einem Flair des Immateriellen verbunden waren, läßt sich mit 'Sprache' auf materielle Bestände verweisen, über die alltäglich wenig Unklarheit besteht. Sprache ist - anders als Bewußtsein, etc. - richtig verstanden hörbar und sichtbar. In diesem Sinn sei zunächst der Titel "Konkret" verstanden.

Für die Philosophie aber kommt Sprache anders ins Blickfeld. Soweit sie auf Wissenschaft reflektiert, begegnet ihr wissenschaftlich gesicherte Erfahrung und Erkenntnis ausschließlich in sprachlicher Form. Die wissenschaftliche Erkenntnis ist sprachlich geformte Erkenntnis. Formbestimmung von Erkenntnis stellt aber ein klassisches Problem dar. In der Bewußtseinsphilosophie tauchte sie als die Frage auf, in welcher Weise Erkenntnis vom Erkenntnisträger, dem Bewußtsein, mitbestimmt ist. Nun hat sich für die Bewußtseinsphilosophie der Nachteil ergeben, daß sich für den Bewußtseinsbegriff kein brauchbares materielles Substrat - z.B. im Rahmen der Gehirnphysiologie - ausmachen ließ, an dem seine Formbestimmtheit verbindlich untersuchbar wäre. Kants "Kritik" - Unternehmen beispielsweise, die Formbestimmtheit des Erkenntnisvermögens gegenüber dem Erkenntnisinhalt abzustecken, lieferte zwar Begriffsformen; aber mit der notorischen Unklarheit, was eigentlich Begriffe sei-

en, zugleich keine befriedigende Klärung, woran die Formbestimmtheit von Erkenntnis eigentlich ausgemacht werden solle.

Im Gegensatz dazu besitzt sprachliche Erkenntnis gegenständliche Form. Die Form einer Sprache läßt sich, heißt das, an konkreten Gegenständen - den Zeichen, Lauten als "Sprachgegenständen" - feststellen.

Halten wir also fest, daß der Ausdruck 'Objektivität' im Zusammenhang mit Sprache einen alltagssprachlich klaren, im Zusammenhang mit dem Begriff 'Bewußtsein' einen unbestimmten Sinn hat. Dieser Mangel wurde in der Bewußtseinsphilosophie dadurch zu beheben versucht, daß man den Begriffen, als den eigentlich philosophischen "Gegenständen" eine eigene Objektivität einfach dekretiert hat. Diese Vergegenständlichung, Verselbständigung von Begriffen bezeichnet man üblicherweise als "Idealismus". Für den Idealismus ist insofern das Erkenntnis- und Wissenschaftsproblem gelöst, als für ihn Erkenntnis in Begriffen vergegenständlicht ist. Der Gegenstandsbereich der Philosophie ist nicht die Welt, sondern die Begriffswelt. Diese "Lösung" besteht aber in der Ausnutzung einer fatalen Äquivalenz des Gegenstandsbegriffes, der Vermengung der erkenntnistheoretischen und der ontologischen Verwendung des Terms 'Gegenstand'.

Die linguistic revolution hat gegenüber dem Idealismus eine neue Situation geschaffen. Die Hinwendung der Philosophie zur Sprache gibt die Chance, sich Begriffe, Erkenntnisformen in ihrer sprachlichen Erscheinungsform zu vergegenwärtigen. In der Sprache besitzen Begriffe wirklich ein materielles Substrat, das Bewußtsein besitzt in der Sprache eine gegenständliche Struktur. Die Formbestimmungen des Bewußtseins, der Erkenntnis werden "sichtbar" und "hörbar" als Formbestimmungen der Sprache. Der ganze formale Teil der Erkenntnis, der Wissenschaft, die Erkenntnis-, die Wissenschafts-

logik werden ablesbar als die Formeigenschaften der Sprache, in der Erkenntnis, Wissenschaft zum Ausdruck gebracht wird. Die klassische Frage - was die Erkenntnis vor aller Erfahrung bestimmt, nach ihrer Apriorizität also - kann an den Formbestimmungen der Sprache studiert werden.

Nur, der Gegenstands- und Formcharakter der Sprache bliebe unbegriffen solange die Bestimmungen vernachlässigt werden, die Sprache zum Gegenstand machen und als Gegenstand formen. Die idealistischen Ansätze in der Sprachphilosophie haben dazu geführt, den Gegenstands- und Formcharakter der Sprache isoliert von diesen Bestimmungen, verselbständigt gegenüber ihrem historisch-gesellschaftlichen Handlungscharakter zu betrachten. 1)

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn innerhalb realistischer und empirischer Ausrichtungen der ASP Teilbestimmungen von Sprache zu selbständigen Charakterisierungen von ihr ausgebaut wurden. Ergebnis dieser Teilbestimmung von Sprache unter Absehen von ihren übrigen ist ein abstrakter Sprachbegriff. Die Tendenzen zur rein syntaktischen und semantischen Erklärung des Sprachbegriffs in den 30er Jahren (vgl. Carnap (68), Tarski (35)) lieferten solche abstrakten Sprachbegriffe.

Der damit verbundene Rückfall der Sprachphilosophie in den Idealismus hängt also damit zusammen, daß der Konkretionscharakter von Sprach- gegenüber der Bewußtseinsphilosophie durch das Unvermögen, das "Begriffsproblem" der Philosophie

- 
- 1) vgl. in diesem Zusammenhang Marxens Entfremdungsbegriff: "Wenn Marx von der Entfremdung von Wesen spricht, hat er einen Prozeß im Auge, in dessen Resultat diese Formen sich gleichsam von ihrer eigenen Grundlage ablösen und nicht als Erscheinungsformen des Wesens, sondern als eine selbständige Realität, als etwas für sich selbst Wahres erscheinen. In Wirklichkeit aber drücken diese unmittelbar empirischen Formen die Wirklichkeit in verzerrter, irrationaler Gestalt aus. (Gesch. d. marx. Dial. 74, 268)

zu lösen verloren wurde. Die auch in idealistischen Ansätzen der Sprachphilosophie immerhin versuchte Reduktion von Begrifflichem auf Sprachliches hat dementsprechend nicht zu einer Konkretisierung des Begriffs-, des Erkenntnisproblems, sondern umgekehrt zu einer Idealisierung des Sprachproblems geführt.

Philosophie als Untersuchung der Begriffssysteme einer oder der Wissenschaft muß aber in der Festlegung und Durchführung ihrer Aufgabe unbestimmt bleiben, solange sie den Begriff 'Begriff' selbst nicht klären kann. Der Ansatz zu einer solchen Klärung, so wurde eingangs argumentiert, ist objektiv in der Hinwendung der Philosophie zur Sprache zwar gegeben, wurde aber durch Übernahme realistischer und empiristischer Begriffs-, d.i. zugleich Theorie- und Erkenntnismodelle vertan.

Der entscheidende Punkt - so soll im Weiteren gezeigt werden - an dem die linguistic revolution zunächst gescheitert ist, ist das Festhalten an traditionellen (realistischen, empiristischen) Erkenntnismodellen, in deren Vorverständnis Sprache für Philosophie nur als ideales Gebilde begreifbar wurde. Der Idealismus bricht die Erklärung der Erkenntnis und der erkenntnismäßigen Funktion von Sprache damit ab, daß er in der Vorstellung der Idealität (Geistigkeit) von Erkenntnis und Begriff alles, was Erkenntnis und Begriff soll erklären können, a priori als erkenntnismäßiges, begriffliches (geistiges) schon setzt. So geschehen auch in der idealistischen Sprachphilosophie, wo Sprache als Erklärung für Erkenntnis dadurch dient, daß sie von vornherein als erkenntnismäßiges (kognitives, begriffliches, geistiges) Instrument behandelt wird.

In der vorliegenden Arbeit wird versucht, die Mechanismen der Idealisierung philosophischer Aufgabenstellungen und insbesondere der Idealisierung der sprachphilosophischen

Aufgabenstellungen, wie sie auch in Programmen wie dem einer "Philosophie der idealen Sprache" zum Ausdruck kommen, zu erklären. Es wurde gesagt, daß sie sich damit als ideologiekritisches Unternehmen begreift und daß Ideologiekritik Erklärungen nur auf der Basis eines radikalen Standortwechsels einer gesamten Weltsicht und des zugehörigen Begriffsapparates (s.Kap.5) stimmig liefern kann. Entscheidend dabei ist aber, daß ein solcher ideologischer Standortwechsel selbst nicht in Kategorien kognitiver Spontaneität begreifbar gemacht werden kann, sondern nur noch als Ergebnis historischer Umwälzungen der gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen insgesamt erklärbar wird.

Das heißt ganz einfach, daß eine bestimmte Entwicklung innerhalb der modernen Sprachphilosophie nicht als "idealistisch" charakterisiert werden kann von einem, der sich nicht bewußt und willentlich von der idealistischen Weltsicht zu befreien sucht. Die Garantie dafür liegt aber nicht in neuen Einsichten, in anderen Erkenntnissen, sondern in einer anderen Lebenspraxis; in der alltäglichen Auseinandersetzung um ihre Durchsetzung - denn sie ist ein Prozeß, nicht auf einmal erreicht; in der klaren Abstimmung von Mitstreitern und Unterscheidung von Gegnern - denn sie ist ein gesellschaftlicher Prozeß. Ideologiekritik und Philosophie, die sich als solche versteht, ist, sofern sie die historischen und sozialen Parameter ihres Gegenstandsbereichs und ihres eigenen Selbstverständnisses berücksichtigen muß, parteilich.

Ich fasse - im Sinne eines Vorschlags zur Terminologie - den Komplex der sozio-historischen Bedingungen von Erkenntnis unter der Kategorie 'Praxis' zusammen.

Ideologiekritik vom projektiven Standort einer "praktischen Philosophie" aus klopft Begriffssysteme (Weltsichten) auf ihren Praxisbezug ab, das heißt, sie bewertet Begriffs-

systeme nicht nur nach den kognitiven Kriterien, die sich diese selbst setzen, sondern auch nach den praktischen Wirkungen, die mit diesen verbunden sind. Eine in diesem Sinne "praktisch" vorgehende Philosophie muß sich offensichtlich entschieden anderer Verfahrensweisen als "rein" kognitiver bedienen, die einen notwendigen Zusammenhang von Erkennen und Handeln leugnen.

Sollen Erklärungen, Begriffe Geben, Theorien Entwickeln als Vorgehensweise einer Wissenschaft, einer Philosophie noch begründet sein, muß sich ihre Festlegung in einem gewissen Anfangszirkel der Vorgehensweise in etwa schon bedienen, die sie erst bestimmen soll. Im konkreten Fall muß also, was ich "Rekonstruktionsverfahren" nennen werde, selbst "rekonstruiert" werden.

"Rekonstruktionsverfahren", so wurde in der Einleitung angedeutet, ist eine Methode systematischer Begriffsentfaltung; in dem Sinne zugleich, wie auch die auf p. 13 angesprochene Bemerkung aus Hempel (74) ausgelegt wurde, daß "Theorie" nichts anderes als die vollständige und systematische Entfaltung eines Begriffs ist. Wenn also der Rekonstruktionsbegriff "praktisch", d.h. nicht nur in Berücksichtigung seines logischen (kognitiven) sondern auch seines praktischen (geschichts- und gesellschaftsbezogenen) Gehalts entfaltet werden soll, so ist er nicht nur aus seiner begrifflichen Zusammensetzung, sondern auch aus deren praxisverpflichteten Interpretation, die "seine" Geschichte mitbestimmen, zu erklären. Eine argumentative Einführung des Rekonstruktionsbegriffes in dieser Form hat Aufklärung darüber zu geben, was bei einem Verständnis von "Rekonstruktion" als einer bestimmten Form von Definition oder Begriffserklärung in einem festgelegten Untersuchungszeitraum unter 'Begriff' und dem 'Geben von Begriffen' ('Definition') verstanden wird. Ich habe das im Nachfolgenden in Form der "Rekonstruktion" von Wittgensteins Argumenten gegen Freges realistische Begriffs-

und dementsprechender Definitionsauffassung versucht. Rekonstruiert wird dabei das, was - meiner Meinung nach - Wittgenstein in PG und PU und anderen seiner Spätschriften als philosophisches Verfahren anwendet. Soweit sich darin Wittgensteins Vorgehensweise m.E. im Sinne einer systematischen Erklärungsmethode verstehen läßt, muß sie offensichtlich mit seiner Begriffsauffassung, die im Zusammenhang mit seiner Theorie der Familienähnlichkeit und des Begriffs 'Sprachspiel' erklärt werden muß, zusammenhängen. Die Erklärung seiner - von mir so genannten - "Sprachspielmethode" liefert also zugleich eine Rekonstruktion der Begriffe 'Familienähnlichkeit' und 'Sprachspiel', die für Wittgensteins "pragmatische" Lösung der Aufgabe der Sprachphilosophie grundlegend sind.

1.1 Freges realistische Begriffs- und Definitionsauffassung:  
Der Widerspruch der S- und O-Begriffe.

Wittgensteins Kritik an Freges Begriffsauffassung in PU 71 nimmt Bezug auf eine Stelle in Freges GG II (69). Dort gibt Frege eine Charakterisierung von Begriffen als "möglichen Prädikaten" und vergleicht sie mit "Bezirken", um die Notwendigkeit ihrer dem Umfang nach (extensional) scharfen Begrenztheit auszudrücken. Auf dieser scharfen Begrenztheit eines Begriffes soll es nämlich nach ihm beruhen, daß von jedem Gegenstand (eines bestimmten Gegenstandsbereiches, auf den die Sprache Anwendung finden kann) eindeutig ("unzweideutig") entschieden werden kann, "ob er unter den Begriff falle (ob das Prädikat mit Wahrheit von ihm ausgesagt werden könne) oder nicht". Eindeutige, "scharfe" Grenzen für einen Begriff zu ziehen, ist Aufgabe seiner Definition und ein Begriff heißt, wenn er scharf begrenzt ist, "vollständig definiert". (a.a.O., 69)

Die Forderung nach der vollständigen Definiertheit der Begriffe orientiert sich dabei an bestimmten Systemeigenschaften einer Theorie.

"Einem unscharf umgrenzten Begriffe", sagt Frege, "würde ein Bezirk entsprechen, der nicht überall eine scharfe Grenzlinie hätte, sondern stellenweise ganz verschwimmend in die Umgebung überginge. Das wäre eigentlich gar kein Bezirk; und so wird ein unscharf definierter Begriff mit Unrecht Begriff genannt. Solche begriffsartige Bildungen kann die Logik nicht als Begriff anerkennen; es ist unmöglich, von ihnen genaue Gesetze aufzustellen". (a.a.O.)

Geht man davon aus, daß unter 'Gesetzen' eines Systems und also der Systemsprache alle und nur die wahren Sätze des/der Systems/Systemsprache verstanden werden, und weiters davon, daß ein wissenschaftliches System, eine Theorie nur wahre Sätze enthalten darf, so steht und fällt eine Theorie dieser Auffassung nach mit der vollständigen Definiertheit ihrer Begriffe. Damit ist in anderen Worten die Grundforderung der Widerspruchsfreiheit einer Theorie formuliert. Eine Theorie gilt üblicherweise dann als "widerspruchsfrei" oder "konsistent", wenn sich in ihr nicht zugleich ein Satz mit seiner Negation ableiten läßt. Für die Forderung finden sich in der Aussagenlogik zwei duale Formulierungen, das Nichtwiderspruchsprinzip

(1) NKpNp

und das Prinzip vom ausgeschlossenen Dritten

(2) ApNp.

(1) definiert dabei die Widerspruchsfreiheit einer Theorie in der erwähnten Form, daß ein Satz nicht zugleich mit seiner Negation in ihr behauptet werden könne; (2) dagegen definiert die "Vollständigkeit" einer Theorie in der Form, daß für jeden in der Theoriesprache formulierbaren ("wohlgeformten") Satz ("wff") feststehen müsse, ob er oder (ausschl.) seine Negation Satz der Theorie sei. Diese Forderung besagt mit anderen Worten, daß die Theorie keine wff's-Sätze enthalten darf, für die unentscheidbar ist, ob sie ableitbar oder nicht, bzw.- bei einem interpretierten Kalkül - wahr oder nicht seien. Wir stellen also fest, daß so entscheidende Begriffe für eine Theorie wie Widerspruchsfreiheit und Vollständigkeit unmittelbar mit den

Definitionseigenschaften ihrer Begriffe zusammenhängen. 1)

M.a.W. eine Kritik, die die Definitionseigenschaften der Begriffe antastet, tastet zugleich ihre Theorieeigenschaften an. Das Prinzip vom ausgeschlossenen Dritten definiert bekanntlich sog. "klassische", zweiwertige Kalküle, die die strenge Entscheidbarkeit aller ihrer Sätze voraussetzen. Wir werden später sehen, welche Konsequenzen sich aus der möglichen Unhaltbarkeit dieses Prinzips ergeben.

Zunächst wollen wir untersuchen, welche Folgerungen sich aus Freges Charakterisierung von Begriffen als möglichen Prädikaten ergibt. Bevor wir also daran gehen können, zu untersuchen, welche theoretische Aufgabe die Definition nach dem Vollständigkeitspostulat zu erfüllen hat, müssen wir klären, was 'einen Begriff Definieren' überhaupt heißt. Dazu müssen wir klären, was Frege unter 'Begriff' versteht.

Er betont mehrfach den "prädikativen Charakter" (z.B. (67), 168; (69), 246) von Begriffen, d.h. die grammatische Rolle eines Begriffs in einem Satz ist die eines Prädikats. Was man sich unter dieser prädikativen Rolle vorzustellen habe, erklärt Frege (69), a.a.O.: "Der einfachste Fall, wo ein Begriff vorkommt, ist der eines Satzes, dessen grammatisches Subjekt ein Eigenname ist. Wir können sagen, daß hierbei ein Gegenstand unter einen Begriff subsumiert wird, der Gegenstand nämlich, dessen Eigenname das grammatische Subjekt ist. Der übrige, prädikative Teil des Satzes bedeutet einen Begriff".

---

1) Frege weist auf diesen Zusammenhang in GG II, (69) mit den Worten hin: "Das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten ist ja eigentlich nur in anderer Form die Forderung, daß der Begriff scharf begrenzt sei. Ein beliebiger Gegenstand fällt entweder unter den Begriff, oder er fällt nicht unter ihn: tertium non datur". ((69), 69)

Frege verwendet 'Begriff' also als semantische Kategorie, der syntaktisch die eines Prädikats entspricht. Wenn er von 'Begriff' als 'Bedeutung eines Prädikats' 1) spricht, so ist dabei zu berücksichtigen, was von ihm unter 'Bedeutung' verstanden ist. Oben war von Definieren eines Begriffs als Begrenzen ~~seines~~ Umfangs die Rede. Nachdem in Freges Semantik unterschieden wird zwischen "Sinn" und "Bedeutung" 2) eines sprachlichen Ausdrucks, so ist unter 'Definition eines Begriffs' hier also 'Bedeutungsbestimmung eines Prädikat-(ausdrucks)' zu verstehen. Die Festlegung der Bedeutung<sub>F</sub> eines Begriffsausdrucks, d.i. des Umfangs des Begriffes, aber bestimmt, wie wir oben gesehen haben, welcher von den Gegenständen, die in der fraglichen Sprache bezeichnet werden können, unter den Begriff fällt und welcher nicht. Das wiederum soll gleichbedeutend damit sein, von welchem Gegenstand das betreffende Prädikat mit Wahrheit ausgesagt werden könne oder nicht.

Mit der Bedeutung<sub>F</sub> ist bei Frege immer das gemeint, worauf sich ein Ausdruck bezieht. Für Individuenausdrücke heißt das: auf welche Gegenstände (des Gegenstandsbereichs der betreffenden Sprache) sie sich beziehen; für Begriffsausdrücke, auf welche Klassen von Gegenständen, und für Sätze (Satzausdrücke), auf welche Wahrheitswerte sie sich beziehen. Im Gegensatz dazu versteht Frege unter dem Sinn<sub>F</sub> eines Ausdrucks die Art und Weise, wie er sich auf seinen Gegenstand bezieht. Er sagt: ein Ausdruck drückt aus seinen Sinn und bezeichnet seine Bedeutung (vgl. (67), 147).

-----

- 1) So auch in (67), 168, Fn.: "Er (der Begriff, jz) ist nämlich Bedeutung eines grammatischen Prädikats".
- 2) Zur besseren Unterscheidung von der üblichen Gebrauchsweise dieser Ausdrücke werde ich in Zukunft Subskripte 'Sinn'<sub>F</sub>, 'Bedeutung'<sub>F</sub> verwenden.

Er gibt in demselben Aufsatz ("Über Sinn und Bedeutung") Beispiele zur Unterscheidung von Sinn und Bedeutung bei Eigennamen und bei Sätzen. So haben Eigennamen 'Morgens- stern' und 'Abendstern' zwar dieselbe Bedeutung - sie bezeichnen denselben Planeten -, aber nicht denselben Sinn: die beiden Ausdrücke drücken jeweils eine verschiedene Art des Gegebenenseins, der Beobachtbarkeit, im vorl. Fall des Planeten Venus aus. Unter dem Sinn eines Satzes dagegen versteht Frege den Gedanken, den er ausdrückt, unter sei- ner Bedeutung, wie gesagt, den Wahrheitswert (wahr/falsch). So bezeichnen Sätze 'Brutus tötete Cäsar' und 'Cäsar wur- de von Brutus getötet' zwar denselben Wahrheitswert, drük- ken aber nicht denselben Gedanken aus. 1)

Auffallend dagegen ist, daß Frege keinerlei Beispiele für die Unterscheidung von Bedeutung und Sinn bei Prädikat- ausdrücken gibt. 2) Wir werden gleich sehen, womit das zu tun hat: mit dem Objektivitätscharakter von Begriffen.

Frege hat nämlich zu seiner Semantik ein erkenntnistheo- retisches und ontologisches Modell mitgeliefert. Ausgehend von seiner semantischen Unterscheidung einer Sinnebene und einer Bedeutungsebene müßte man sich Freges Bewußtseins- oder Erkenntnisbegriff als eine dreistellige Relation vor- stellen, die über den drei "Reichen" der Realität, des Ge- dankens und der (subjektiven, psychologischen) Vorstellung definiert ist. In der Philosophietradition war es üblich, von der Realität als "äußerer Welt", von der Vorstellung als "innerer Welt" zu sprechen, von der "Dingwelt" und der "Vorstellungswelt". Ebenso ist es üblich von den Elementen der Dingwelt als von "Gegenständen", i.S. von etwas "Ob- jektivem" von den Elementen der Vorstellungswelt als von etwas "Subjektivem" zu sprechen. Das Interessante ist nun,

-----

1) Die Künstlichkeit von Freges Gebrauchsweise des Ausdrucks 'Bedeutung' läßt sich daran ermesen, daß die beiden Sätze 'Paris liegt an der Themse' und 'Franco ist ein Freund des Volkes' zwar verschiedene Gedanken ausdrücken, aber dieselbe Bedeutung haben sollen.

2) Obwohl er in (69) 128 ausdrücklich betont, daß auch bei Begriffswörtern dieser Unterschied gemacht werden könne.

wie sich die Gedankenwelt, die Welt der "Sinne", zur objektiven Dingwelt und zur Subjektwelt verhält. Frege hat noch in seinem Letztwerk, "Logische Untersuchungen", einen großen Teil seiner Arbeit auf die Beantwortung dieser Frage verwandt. Nachdem er mehr oder weniger als unmittelbar einleuchtend voraussetzt, daß Gedanken keine Dinge seien, entwickelt er Argumente gegen die ("psychologistische") Annahme, daß Gedanken Vorstellungen seien. Er gibt zunächst vier Charakteristika zur Unterscheidung von Vorstellungen und Dingen der Außenwelt ( (67) 351/2):

- (1) "Vorstellungen können nicht gesehen oder getastet, weder gerochen, noch geschmeckt, noch gehört werden."
- (2) "Vorstellungen werden gehabt. Man hat Empfindungen, Gefühle, Stimmungen, Neigungen, Wünsche. Eine Vorstellung, die jemand gehört, gehört zu dem Inhalte seines Bewußtseins".
- (3) "Vorstellungen bedürfen eines Trägers. Die Dinge der Außenwelt sind im Vergleiche damit selbständig."
- (4) "Jede Vorstellung hat nur einen Träger; nicht zwei Menschen haben dieselbe Vorstellung."

Das sind also die Charakteristika dessen, was für Frege "Subjektivität" oder "Bewußtsein" heißt.

Aus dieser Aufzählung wird klar, daß es die Übereinstimmung in Charakteristikum (1) ist, die dazu verführt, Gedanken für Vorstellungen, für Bewußtseinsinhalte zu halten. Zum Beweis der Unhaltbarkeit dieser Annahme bedient sich Frege in "Logische Untersuchungen" einer informellen Art *reductio ad absurdum*.

Angenommen, die Gedanken wären Vorstellungen, dann wären sie nach (2) Bewußtseinsinhalte, nach (3) unselbständig und bedürften eines Trägers - anders gewendet: sie wären nicht selbständig, nicht objektiv - und nach (4) wären sie Bewußtseinsinhalte ausschließlich eines einzigen Trägers; m.a.W. sie wären subjektiv.

Frege verweist nun auf die Folgen, wenn ein wissenschaftlich als wahr anerkannter Gedanke, z.B. der pythagoräische Lehrsatz, in diesem Sinne subjektiv wäre. Aus der Subjektivität von Gedanken, d.i. aus der Tatsache, daß jeder Gedanke nur Gedanke eines einzigen Subjektes sein könne, d.i. aus der strengen "Privatheit" - wie wir es nach Wittgenstein ausdrücken könnten - der Gedanken, ergäbe sich nämlich die völlige Absurdität von so etwas wie Wissenschaft oder Erkenntnis. Jeder hätte sozusagen zwar seine eigenen Gedanken, seine eigene Meinung, aber es wäre unmöglich, deren Wahrheit oder Falschheit festzustellen. Daraus schließt nun Frege:

"Die Gedanken sind weder Dinge der Außenwelt, noch Vorstellungen. Ein drittes Reich muß anerkannt werden. Was zu diesem gehört, stimmt mit den Vorstellungen darin überein, daß es nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden kann, mit den Dingen aber darin, daß es keines Trägers bedarf, zu dessen Bewußtseinsinhalte es gehört". (a.a.O. 353/4).

Das letztere besagt, Gedanken sind selbständig und das hieß bei den Dingen der Außenwelt zugleich, sie sind objektiv. Die für uns interessanteste Stelle in diesem "Objektivitätsbeweis" der Gedanken, d.i. allgemein: der Sinnenebene, ist die, wo zum Ausdruck kommt, daß Wissenschaftlichkeit und Erkenntnisthaftigkeit, d.i. Wahrheit von Gedanken von ihrer "Teilbarkeit" für mehrere Subjekte 1), d.i. von ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von jeglichen Subjekten abhängt.

Der Objektivitätsbeweis hängt entscheidend von Freges Auffassung von Subjektivität als Privatbewußtsein ab. Wenn ich nur meine Gedanken und ein anderer nur seine Gedanken haben kann, dann gibt es eben keine Gedanken, die für uns beide wahr/falsch sind. Freges Argumentation setzt so etwas wie eine Übereinstimmbarkeitshypothese für die

-----

1) Frege (67) 148: "Ich verstehe unter Gedanken nicht das

Wahrheit/Falschheit von Gedanken voraus. Sie müßte etwa lauten:

Damit die Wahrheit/Falschheit eines Gedankens festgestellt werden kann, ist es notwendig, daß verschiedene Subjekte denselben Gedanken fassen können.

Verlangt ist damit die Identität von Gedanken für verschiedene Subjekte und die ist durch die (psychologistische) Annahme ihrer Subjektivität - als Privatbewußtsein - ausgeschlossen. Die daraus von Frege gefolgterte Objektivitätsbehauptung ist nun aber keineswegs zwingend. Sie gilt nämlich einmal bestenfalls unter Voraussetzung des Privatcharakters der Subjektivität, des Bewußtseins; und bleibt zweitens auch unter dieser Voraussetzung ein unbestimmt negatives Charakteristikum für Gedanken. Da kein anderes Kriterium für die Objektivität von Gedanken festgelegt ist, besagt sie nur, daß Gedanken nicht subjektiv im Sinne privater Bewußtseinsinhalte sind. Von Freges Problemstellung ausgehend - die Privatheit von Bewußtsein als vorausgesetzt - bieten sich nämlich prinzipiell zwei Lösungen an; neben Freges "Objektivitätslösung", die zur Verselbstständigung von Gedanken als Objekten eigener Art führt, nämlich noch eine "Subjektivitätslösung", die zu einer Verwerfung des Privatcharakters des Bewußtseins führen müßte, d.h. zur Aufgabe der Voraussetzung führte.

Wir stehen nun vor der Frage, wie sich in diesem Erkenntnismodell der Status von Begriffen darstellt. Ebenso wie Gedanken haben Begriffe für Frege Objektivitätscharakter. In Frege (67), 122 heißt es: "...der Begriff ist etwas Objektives...". Im bisherigen Modell ging es um die Objektivität der Sinnenebene. Begriffe sind aber in Freges Semantik Bedeutungen. Hier könnten leicht Unklarheiten entstehen,

---

subjektive Tun des Denkens, sondern dessen objektiven Inhalt, der fähig ist, gemeinsames Eigentum von vielen zu sein".

wenn man Freges semantische Unterscheidung von Sinn und Bedeutung mit seiner syntaktischen von Begriff und Gegenstand und der erkenntnistheoretischen von Subjektivität und Objektivität gleichsetzte. Daß Frege Begriffe nicht der Sinnebene zuspricht, rührt von ihrer "Ungesättigtheit", bzw. ihrer "prädikativen Natur" (a.a.O., 123). Damit ist gemeint, daß Begriffswörter keine selbständige Bedeutung haben. Sie müssen nämlich im Satz, um eine selbständige Bedeutung zu erlangen, ergänzt werden durch ein grammatisches Subjekt. Sprachliche Ausdrücke also, die Subjektstelle einnehmen können, fungieren für Frege als Namen und bezeichnen (bedeuten) immer einen Gegenstand. Dies trifft sowohl für Eigennamen zu, die Gegenstände, Personen usw. im üblichen Sinn bezeichnen, als auch für Sätze, die Wahrheitswerte bezeichnen. Wahrheitswerte sind bei Frege Gegenstände.

Im Gegensatz zum Gegenstandscharakter von Eigennamen und Sätzen haben Begriffe funktionalen Charakter. Und durchaus im Sinne des mathematischen Funktionsbegriffes sind für Frege auch logische Funktionen immer Funktionen von etwas. Funktionen beziehen sich immer auf (mindestens) ein Argument und erst mit diesem zusammen ergeben sie eine selbständige Bedeutung. Diese Bedeutung bezeichnet Frege - ebenso in Übereinstimmung mit der mathematischen Terminologie - als Wert der Funktion für das betreffende Argument. Begriffe werden von ihm dann als spezieller Typus von Funktionen begriffen, als Funktionen, die zusammen mit einem Argument immer einen Wahrheitswert ergeben.

Nichtsdestoweniger gesteht er ihnen aber auch für sich genommen Sinn und Bedeutung zu. Die dann allerdings unselbständige Bedeutung eines Begriffsausdrucks (Funktionsausdrucks) nennt er eben Begriff (Funktion). Diese prädikative Natur der Begriffe bringt es mit sich, daß sie nie-

mals Gegenstandscharakter annehmen können.

Obwohl Begriffe also zwar Bedeutungen aber keine Gegenstände sind, ist für Frege damit nicht gehindert, daß sie Objektivitätscharakter tragen. Die erkenntnistheoretische Objektivität dessen, was durch einen sprachlichen Ausdruck ausgedrückt oder bezeichnet ist, sagt also nichts über seinen semantischen, syntaktischen oder ontologischen Status aus. Verwirrung bleibt aber in dem Punkt bestehen, daß die Unterscheidung von Begriff und Gegenstand als von unselbständiger und selbständiger Bedeutung mit der erkenntnistheoretischen von Subjektivem und Objektivem als unselbständigen und selbständigen Erkenntnisbestimmungen zusammengebracht werden könnte. Denn die Ver selbständigung von Sinn und Bedeutung sprachlicher Ausdrücke, d.i. ihre gänzliche Unabhängigkeit und Unberührtheit von ihrer subjektiven (psychischen) Realisierung, die sich für Frege als Forderung aus dem Festhalten am privaten Bewußtseinsbegriff ergeben hatte, aus dem Erkenntnis, Wissenschaft allerdings in der Tat unerklärbar ist, wirft nun die dringliche Frage auf, wie diese objektiven Erkenntnisbestimmungen durch das Privatbewußtsein realisiert werden sollen.

Nachdem er nämlich im Sinne strengen Identitätsdenkens die Objektivität von Begriffen und Gedanken als strenge Unzeitlichkeit und Unveränderlichkeit ausgelegt hat, ist er in den "Logischen Untersuchungen" zu folgendem Eingeständnis gezwungen:

"Und doch! Welchen Wert könnte das ewig Unveränderliche für uns haben, das Wirkungen weder erfahren, noch auf uns haben könnte? Etwas ganz und in jeder Hinsicht Unwirksames wäre auch ganz unwirklich und für uns nicht vorhanden. Selbst das Zeitlose muß irgendwie mit der Zeitlichkeit verflochten sein, wenn es uns etwas sein soll. Was wäre ein Gedanke für mich, der nie von mir gefaßt würde! Dadurch aber, daß ich einen Gedanken fasse, trete ich zu ihm in eine Beziehung und er zu mir ...

Damit ist die strenge Unzeitlichkeit des Gedankens allerdings aufgehoben". (67), 361.

Frege gelangt also einerseits aufgrund seines Festhaltens am privaten Bewußtseinsbegriff, der Privatheit von Bewußtseinsinhalten, zur Forderung der Objektivität (Öffentlichkeit) von Erkenntnisinhalten, andererseits findet er keinen stichhaltigen Modus für die Rückvermittlung von Objektivem in Subjektives. Die Verwirklichung eines Gedankens ist für ihn nämlich erst recht wiederum "ein Vorgang in der Innenwelt eines Denkenden", also streng privates Ereignis. Damit steht ihr Erkenntnis-, ihr Wissenschaftscharakter in derselben Weise in Frage, wie am Ausgangspunkt dieser Überlegungen. Für die Mitteilung von Erkenntnissen findet sich bei Frege daher nur eine Art behavioristisches Modell, das innerhalb seiner Erkenntnistheorie keinerlei Erklärungsgrundlage hat.

"Man teilt Gedanken mit. Wie geschieht das? Man bewirkt Veränderungen in der gemeinsamen Außenwelt, die, von dem andern wahrgenommen, ihn veranlassen sollen, einen Gedanken zu fassen und ihn für wahr zu halten".(a.a.O.362).

Wodurch die Außenwelt als Vermittlungsinstantz für private Bewußtseinsinhalte eine für verschiedene Subjekte "gemeinsame" ist, wird nicht erklärt und ist innerhalb des fregeschen Erkenntnismodells auch unerklärbar.

Wir wollen uns nun im Zusammenhang mit der Vermittlungsproblematik von Subjektivem und Objektivem nochmals Freges Begriffsbegriff ansehen. Begriffe sind für ihn Bedeutungen<sub>F</sub> eines bestimmten sprachlichen Ausdruckstypus (Begriffswörter, Prädikatausdrücke). Ausdrücke üben ihre sprachliche Funktion dadurch aus, daß sie in bestimmten Kommunikationszusammenhängen realisiert werden. Also die Realisierung von Begriffen oder Gedanken - die Frege als notwendige Voraussetzung für das Fassen von Begriffen und Gedanken zugestanden hat - erfolgt über die Realisierung der zu-

gehörigen Begriffsausdrücke oder Sätze. Solche Realisierungsvorgänge sind für Frege aber subjektiver Natur. Nehmen wir dies als Ursache für die in den natürlichen Sprachen feststellbaren Bedeutungsschwankungen, Bedeutungsveränderungen im Laufe einer Sprachgeschichte, so erhebt sich die Frage, wie auf Basis dieser subjektiven Sprachbedeutung - ich kürze sie 'Bedeutung'<sub>S</sub> ab - Freges unveränderliche, unzeitliche, objektive Bedeutungen - abgekürzt: 'Bedeutung'<sub>O</sub> - erfaßt werden können.

In seinem Artikel "Über das Trägheitsgesetz" hat Frege den Unterschied zwischen Begriffen<sub>S</sub> und Begriffen<sub>O</sub>, wie wir nun auch sagen wollen, deutlich dargestellt:

"Für den logischen Begriff gibt es keine Entwicklung, keine Geschichte, wenigstens nicht in dem Sinne, wie man davon zu sprechen pflegt. Ich kann es nicht... für ein großes Bedürfnis halten, von einer Entwicklungsgeschichte des Begriffes reden zu können; (...). Wenn man stattdessen sagte 'Geschichte der Versuche, einen Begriff zu fassen' oder 'Geschichte der Erfassung eines Begriffs', so schiene mir das weit sachgemäßer zu sein; denn der Begriff ist etwas Objektives, das wir nicht bilden, das sich auch nicht in uns bildet, sondern das wir zu erfassen suchen und zuletzt hoffentlich wirklich erfassen, wenn wir nicht irrtümlicherweise da etwas gesucht haben, wo nichts ist". ( (67), 122)

Es sieht so aus, als meinte Frege damit einen historischen Näherungsprozeß von Begriffen<sub>S</sub> - als vorläufigem, historischem Ergebnis der Bemühungen, einen Begriff<sub>O</sub> zu erfassen - und subjekts- und sprachunabhängigen Begriffen<sub>O</sub>: wobei von diesen Bemühungen aber nicht gesagt werden kann, ob da überhaupt etwas (ein Begriff<sub>O</sub>) ist, dem sie sich anzunähern versuchen. Eine solche Vorstellung von der Vermittlung von Begriffen<sub>S</sub> und Begriffen<sub>O</sub> übersieht einmal, daß hier mit einem bloß relativen Unterschied von Subjekt- und Objektbereich operiert wird, dem der im Begriff des Privatbewußtseins, an dem Frege festhält, vorausgesetzte absolute Unterschied zwischen diesen Bereichen widerspricht.

Zweitens macht diese Annäherungshypothese die Funktion der Begriffe<sub>0</sub>, allgemein: der Bedeutungen<sub>0</sub> und Sinne<sub>0</sub>, insgesamt fragwürdig. Ein Begriffsausdruck - als Ergebnis bestimmter historischer Bemühungen einen Begriff<sub>0</sub> zu erfassen - der einen bestimmten Begriff<sub>S</sub> bedeutet, von dem gar nicht klar ist und prinzipiell auch niemals klar sein kann, ob es einen Begriff<sub>0</sub>, dem er sich anzunähern sucht, überhaupt gibt; ein solcher Begriffsausdruck, und das heißt jeder Ausdruck einer historischen Sprache, hätte entsprechend überhaupt keine Bedeutung oder für die Bedeutung<sub>S</sub>, die er tatsächlich hat, ist eine sprach- und subjektunabhängige, zeitlose Bedeutung<sub>0</sub> überflüssig. Also Bedeutungen<sub>0</sub> als Maßstab für Bedeutungen<sub>S</sub> stellen eine absurde multiplicatio entium praeter necessitatem dar, solange der Maßstab selbst immer nur vermittelt durch das, was durch ihn gemessen werden soll, erfaßt werden kann. Die Fragwürdigkeit von Freges "Objektivitätslösung" des Erkenntnisproblems muß sich nun auch innerhalb der Methodologie zeigen.

Unter der "Definition" eines Begriffs wird bei Frege die Bedeutungsfestlegung eines sprachlichen Begriffsausdrucks verstanden. Sie ist vollständig, wenn der "Umfang" des Begriffs scharf begrenzt ist. Der Begriffsumfang aber ist eindeutig durch die Menge der Gegenstände, von denen der Begriff mit Wahrheit ausgesagt werden kann, definiert. Dieses Ideal definitorischer Vollständigkeit, bzw. Eindeutigkeit, ist in den historischen Sprachen nicht annähernd erfüllt. Da an ihm aber die entscheidendsten Theorieeigenschaften (Widerspruchsfreiheit, Vollständigkeit) hängen, muß man entweder dieses Ideal als ihr Postulat zusammen mit einer bestimmten Wissenschaftsauffassung oder die Benützung historischer Sprachen zum Ausdruck wissenschaftlicher Theorien aufgeben. Frege ist den zweiten Weg gegangen, den Weg der Konstruktion idealer Wissenschaftssprachen.

Die Methode der vollständigen Definition aller außer der Grundzeichen der Sprache soll hier die Funktion der "Idealisierung" durch Ausschaltung aller Mehrdeutigkeit als Anlaß für die Widersprüchlichkeit einer Theorie erfüllen. Diese Art der Definition stellt eine Sprachkonvention dar, die in einer Sprache über eine Sprache getroffen wird. Ein entscheidendes Faktum ist dabei, daß solche Definitionen eigentlich überflüssig sind:

"Die Definitionen sind nicht eigentlich schöpferisch und dürfen es, wie ich glaube, nicht sein; sie führen nur abkürzende Bezeichnungen (Namen) ein, die entbehrt werden könnten, wenn nicht sonst die Weitläufigkeit unüberwindliche äußere Schwierigkeiten machte." Frege (62), VI.

D.h. solche Definitionen führen zur größeren Bequemlichkeit für bestimmte Komplexe von Grundzeichen ein beliebiges neues Zeichen als Eigennamen für den Komplex ein. Ein solches neues Zeichen (Definiendum) erhält eine Bedeutung nur durch die Bedeutung des Komplexes aus Grundzeichen (Definiens), die ihm in der Definition zugesprochen wird. M.a.W. die ganze Begrifflichkeit einer solchen Idealsprache hängt von der Bedeutung ihrer Grundzeichen ab. Die Grundzeichen, auf denen also die ganze Bedeutungsgebung der Sprache beruht, sind aber in der fraglichen Sprache nicht definierbar, d.h. sie erhalten nicht durch Definition innerhalb der fraglichen Idealsprache ihre Bedeutung. Also: die Bedeutungen, auf denen die ganze Bedeutungsgebung einer Idealsprache beruht, sind nicht innerhalb und mit den Methoden der Idealsprache festgelegt. Erinnern wir uns, daß es diese Methoden waren, die den Begriffen Eindeutigkeit und der Theorie Widerspruchsfreiheit sichern sollten. Erinnern wir uns, daß die definierten Zeichen keine andre Bedeutung als der Komplex aus Grundzeichen haben sollte, der sie definiert. Das besagt, daß die Begriffe der Theorie nur so eindeutig sein können wie ihre Grundbegriffe, deren Bedeutung gar nicht innerhalb der

Theorie festgelegt werden kann; und das besagt, daß eine Theorie nur so widerspruchsfrei sein kann, wie es ihre Grundbegriffe zulassen. Wie aber versichert man sich deren Bedeutung?

"Von den eigentlichen Definitionen sind die Erläuterungen zu unterscheiden. Wenn wir die Wissenschaft beginnen, können wir nicht vermeiden, die Wörter unserer Sprache zu gebrauchen. Aber die Wörter sind meist für wissenschaftliche Zwecke nicht recht geeignet, weil sie nicht bestimmt genug und schwankend im Gebrauch sind. Die Wissenschaft bedarf der Kunstausdrücke, die ganz bestimmte und feste Bedeutungen haben; und um sich über die Bedeutungen zu verständigen und mögliche Mißverständnisse auszuschließen, wird man Erläuterungen geben. Freilich kann man auch dabei nur wieder Wörter der Sprache gebrauchen, die vielleicht ähnliche Mängel zeigen, wie die sind, denen die Erläuterung abhelfen sollte. So scheinen denn wieder neue Erläuterungen nötig zu werden. Theoretisch betrachtet kommt man so eigentlich nie ans Ziel; praktisch gelingt es doch, sich über die Bedeutung der Wörter zu verständigen. Freilich muß man dabei auf ein verständnisvolles Entgegenkommen, auf ein Erraten dessen, was man im Auge hat, rechnen können". (Frege, (69) 224).

Wir finden darin eine Trennung von innertheoretischer und außertheoretischer Bedeutungsgebung formuliert, von Definition und Erläuterung. Es wird gesagt, daß es keinen theoretischen Erklärungsgrund für das Funktionieren von Erläuterungen gibt. Erläuterungen gelingen praktisch. Dieses praktische Gelingen wird auf einen Begriff kommunikativen Verständnisses zurückgeführt, für den ein Erklärungsgrund ebenfalls nicht angegeben ist. Also: die Praxis kommunikativen Verstehens innerhalb von historischen Sprachen wird einerseits unwillentlich als die Basis wissenschaftssprachlicher Bedeutungsgebung angegeben, andererseits wird an der strengen Eindeutigkeit wissenschaftlicher Begriffe festgehalten. Die Methode der vollständigen Definition innerhalb von Theoriesprachen wurde entwickelt, um theoretische Begriffe von den subjektiven Mehrdeutigkeiten umgangssprachlicher Begriffe freizuhalten. Idealsprachenbegriffe sollten durch ihre definitonische Eindeutigkeit und Unveränderlichkeit den Status von Be-

griffen<sub>0</sub> simulieren. Das wird dadurch erreicht, daß Idealsprachen dem historischen Entwicklungsprozeß einer Sprache, der sich in ihrem alltäglichen zweck- und situationsgebundenen Gebrauch vollzieht, entzogen wird durch eindeutige Gebrauchsregeln, die bindend für jede einzelne Gebrauchsinstantz festgelegt sein müssen. Die Konstruktion einer Idealsprache fixiert ihren möglichen Gebrauch also ein für allemal. Ich möchte dies als das "konservative Moment" einer Idealsprache bezeichnen.

Was besagt nun dieses konservative Moment der Idealsprache in Hinblick auf das Zugeständnis, daß die Bedeutungsgebung einer Idealsprache letztlich auf der Praxis umgangssprachlicher Verständigung, d.h. auf den Bedeutungen<sub>S</sub> der historischen Sprachen, beruht? Es besagt, daß der Konstrukteur einer Idealsprache die Bedeutungen<sub>S</sub>, die er im Rahmen der sozialen, historischen und individuellen Bedingungen seiner Verständigungspraxis in einer Umgangssprache mit bestimmten Ausdrücken dieser Sprache verbindet, in seiner Idealsprache als scheinbare Bedeutungen<sub>0</sub> fixiert und damit sein subjektives Verständnis über den Mechanismus der Idealsprachenkonstruktion ver-"objektiviert", d.h. die angebliche, in der idealen Wissenschaftssprache verbürgte Objektivität wissenschaftlicher Begriffe und Aussagen stellt sich als Ergebnis eines speziellen Konservierungsmechanismus für die subjektiven Begriffe und Aussagen der betr. Wissenschaftler heraus.

## 1.2 Wittgensteins pragmatische Kritik an der realistischen Begriffsauffassung: die "Sprachspielmethode"

Wittgenstein entwickelt seine Kritik an Freges realistischer Begriffs- und Definitionsauffassung aus einer schon pragmatischen Fragestellung heraus. In PU 71 sagt er:

"Frege vergleicht den Begriff mit einem Bezirk und sagt: einen unklar begrenzten Bezirk könne man überhaupt kei-

nen Bezirk nennen. Das heißt wohl, wir können mit ihm nichts anfangen." (Herv.d.mich, jz)

D.h. Wittgenstein interessiert sich nicht vordringlich dafür, ob unscharfe Begriffe irgendwelche Systemeigenschaften einer Theorie gefährden, sondern umgekehrt dafür, ob der Sprechgebrauch, die Sprachpraxis auf scharfe Begriffe angewiesen ist, um ihre Funktion zu erfüllen. Es unterlag nun sicher auch für Frege keinem Zweifel, daß die Umgangssprachenpraxis mit unscharfen Begriffen ihr Auskommen hat. Diese Feststellung wird erst wichtig im Zusammenhang mit dem Zugeständnis, daß auch wissenschaftssprachliche Definitionen letztlich auf diese Praxis angewiesen sind, wo doch für sie behauptet wurde, daß die umgangssprachliche Vagheit der Ausdrücke systemgefährdend wirkt. Ich verstehe nun Wittgensteins Fragestellung insofern als "pragmatisch", als sie nicht nach Möglichkeiten größerer oder geringerer Präzision von Ausdrucksbedeutungen, sondern nach der Möglichkeit von Verständigung in wirklichen Sprechsituationen überhaupt fragt. Wenn man Freges Trennung von Theoriesprache und praktischer Verständigung jetzt untersucht, dann ist pragmatisch gedacht theoretische Verständigung sozusagen kein großes Problem mehr, wenn wir uns über das Funktionieren praktischer Verständigung Klarheit verschafft haben.

In diesem Sinn hält Wittgenstein Freges Methode der "Erläuterung" - er selbst spricht von "Exemplifizieren" (PU 71) - "nicht (für) ein indirektes Mittel der Erklärung - in Ermangelung eines Bessern". Was damit gemeint ist, erklärt er im selben § anhand eines "klassisch" mehrdeutigen Ausdrucksbeispiels, nämlich anhand des indexikalischen Ausdrucks 'Halte dich ungefähr hier auf!'. Der Ausdruck 'ungefähr hier' kann Bedeutung nur aus der Sprechsituation gewinnen, wo sie ihm mehr oder weniger "ostensiv", durch Hinzeigen auf einen den Sprechern nahegelegenen Ort, zugewiesen werden muß. Über die Indexikalität von 'hier' hinaus, verwendet ihn Wittgenstein zudem aber als Musterbeispiel

eines vagen, unscharf begrenzten Ausdrucks, indem er mit dem 'ungefähr' andeutet, daß es dem Sprecher auf eine exakte Ortsbestimmung gar nicht ankommt. Das "fregesche" Problem bei der Sache ist, daß der Angesprochene - legt man Maßstäbe der fregeschen Bedeutungsauffassung zugrunde - unfähig sein müßte, der Aufforderung des Sprechers nachzukommen. Nach Frege liefert der Ausdruck 'ungefähr hier' begleitet von einer entsprechend undeutlichen Zeigebewegung überhaupt keine Ortsbestimmung, weil eine unscharfe Ortsbestimmung.

Tatsächlich - wie gesagt - unterliegt es keinem Zweifel, daß in der umgangssprachlichen Verständigungspraxis über die Bedeutungen solcher Ausdrücke ohne große Schwierigkeiten Einverständnis erzielt wird. Sollte dies nicht auf Anhieb glücken, so wird der Angesprochene zurückfragen und der Sprecher nicht durch eine Präzisierung seiner Begriffe antworten, sondern durch Exemplifizieren, wie Wittgenstein sagt, durch "Einüben" des Gebrauchs des fraglichen Ausdrucks. Dabei kann im konkreten Fall der Sprecher z.B. dem Angesprochenen vormachen, was er mit 'Halte dich ungefähr hier auf!' meint; und kann das den Angesprochenen solange nachmachen lassen, bis er es zu beider Zufriedenheit "verstanden" hat; o.ä. 1)

In diesem Sinn sagt Wittgenstein in dem erwähnten §:

"Und gerade so erklärt man etwa, was ein Spiel ist. Man gibt Beispiele und will, daß sie in einem gewissen Sinn verstanden werden. Aber mit diesem Ausdruck meine ich nicht: er solle diese Beispiele nun in einer bestimmten Weise verwenden."

Wittgenstein stellt hier dem fregeschen, klassischen Definitionsbegriff - das einer Klasse von Gegenständen Gemeinsame, d.i. jedem einzelnen Gegenstand dieser Klasse

-----

1) Den Effekt einer solchen praktischen Bedeutungserklärung kann man natürlich denn als "Präzisierung" verstehen, wenn man so will

identisch zukommende, in Wahrheit von ihm Aussagbare, Feststellen - seinen pragmatischen gegenüber, bei dem die Gemeinsamkeit als Grundlage von sprachlicher Verständigung und Bedeutung nicht im Objektbereich, sondern im Subjektbereich sprachlicher Kommunikation, in der gemeinsamen Praxis von Sprecher und Hörer gesucht wird.

Im Gegensatz zu Freges "Objektivitätslösung" des Sprachproblems, die zu idealistischen Konsequenzen geführt hat, stellt - wollen wir sagen - Wittgensteins "pragmatische" Sprachauffassung eine Verschiebung zu einer "Subjektivitätslösung" dar. Daß dies gegenüber Freges "objektivem Idealismus" keinen Rückfall in einen psychologistischen "subjektiven Idealismus" bedeutet, verbürgt der Handlungsbegriff, der bei Wittgenstein zur Grundlage der Neuinterpretation von 'Subjektivität' und 'Objektivität' verwendet wird. Die Diskussion diesbezüglicher Fragen soll aber für später aufgespart bleiben.

Das pragmatische Herangehen an die Sprache führt nun bei Wittgenstein auch zu einer andern Begriffsauffassung. Für Frege waren Begriffe als Bedeutungen von Prädikaten in dem Sinne idealisiert, daß vorausgesetzt war, für jedes Prädikat ließe sich eine wohldefinierte Klasse von Gegenständen angeben (der Begriffsumfang), auf die es anwendbar ist. Das setzt gleichzeitig voraus, daß ein Prädikat eindeutig einen Begriff (eine Eigenschaft oder einen Eigenschaftskomplex) bezeichnet, der allen Gegenständen des Umfangs identisch zukommt. Demgegenüber weist Wittgenstein darauf hin, daß die Anwendbarkeit eines Prädikats weder von der Wohldefiniertheit der Gegenstandsklasse, noch von der Identität des entsprechenden Begriffs abhängt und abhängen kann. Die Klasse der Gegenstände, auf die es (im Laufe einer Sprachgeschichte) Anwendung finden kann, ist immer an den Rändern verschwommen: zwischen Gegenständen, die wir eindeutig als 'rot' bezeichnen und

solchen, die wir eindeutig als 'nicht-rot' bezeichnen, gibt es beliebige Übergänge. (Als extremes Beispiel: Es gibt bekanntlich Anwendungsfälle von Farbausdrücken auf nichtsichtbare Phänomene aus dem Hörbereich. Da solcher Sprachgebrauch schließlich "verstehbar" - also jedenfalls nicht gänzlich "sinnlos" - ist, muß er auch erklärbar sein). D.h. umgekehrt, daß aus der Anwendbarkeit eines Prädikats auf eine (nicht eindeutig und ein für allemal bestimmte) Reihe von Gegenständen nicht folgt, daß mit diesem Prädikat jedem einzelnen der Gegenstände derselbe Begriff zugesprochen ist. Gegenüber der Idealforderung nach begrifflicher Identität spricht Wittgenstein von der "Familienähnlichkeit" unter den Gegenständen des Begriffsumfanges.

Was damit gemeint ist, hat Wittgenstein anhand des Begriffs 'Spiel' zu erklären versucht. Aus der Betrachtung, was der Vielfalt von Spielen tatsächlich gemeinsam ist - nicht was ihnen unserer Meinung nach gemeinsam sein muß - damit wir sie 'Spiele' nennen dürfen, zieht er schließlich die Konsequenz:

"Und das Ergebnis dieser Betrachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und im Kleinen.

Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort 'Familienähnlichkeiten'; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc." (PU 66/7)

Das führt nun auf der einen Seite zu einer völlig neuen Bedeutungsauffassung und damit im Zusammenhang zu einer neuen Definitionsauffassung. Wenn nämlich der Identitätscharakter von Begriffen, d.i. von Sprachbedeutungen, nicht aufrechterhalten werden kann, dann muß auch die ganze realistische Bedeutungstheorie, daß sprachliche Ausdrücke

immer Gegenstände, bzw. Begriffe als etwas "objektives" - worunter wir uns eine eigene Art von "unselbständigen" "Objekten" vorstellen sollten - bedeuten, fallen. Die Auffassungen kehren sich geradezu um: das Kriterium der richtigen Anwendung eines sprachlichen Ausdrucks liegt nach pragmatischer Auffassung nicht darin, daß mit dem Ausdruck ein vorgegebener Gegenstand oder Begriff auch erfaßt wird 1), sondern im übereinstimmenden und gemeinsam kontrollierten - Gebrauch des Ausdrucks, durch den ein Gegenstands- und Sinnbezug überhaupt erst festgelegt wird.

Diese pragmatische Auffassung, daß sich der Sprachgebrauch nicht an fertigen Objekten als Maßstab der Übereinstimmung orientiert, sondern die Übereinstimmung im Gebrauch allererst so etwas wie Bedeutung und deren Objektivität konstituiert, schlägt sich nun - wie schon erwähnt - in dem nieder, was Wittgenstein eine Begriffs-erklärung nennt; in seinem "Definitions-begriff".

"Wie würden wir denn jemandem erklären, was ein Spiel ist? Ich glaube, wir werden ihm Spiele beschreiben und wir könnten der Beschreibung hinzufügen: das und Ähnliches nennt man 'Spiele'. Und wissen wir selbst dann mehr? Können wir etwa nur dem Andern nicht genau sagen, was ein Spiel ist? - Aber das ist nicht Unwissenheit. Wir kennen die Grenzen nicht, weil keine gezogen sind. Wie gesagt, wir können - für einen besonderen Zweck - eine Grenze ziehen. Machen wir dadurch den Begriff erst brauchbar? Durchaus nicht! Es sei denn, für diesen besonderen Zweck". (PU 69)

Und das besagt nun das genaue Gegenteil zu Freges Forderung nach der scharfen Begrenztheit, d.i. der vollständigen Definiertheit von Begriffen:

- 
- 1) Frege sagt in den Logischen Untersuchungen: "Die Arbeit der Wissenschaft besteht nicht in einem Schaffen, sondern in einem Entdecken von wahren Gedanken".

"Man kann sagen, der Begriff 'Spiel' ist ein Begriff mit verschwommenen Rändern." (PU 71)

Wenden wir nun diese Begriffsauffassung auf den Begriff der Sprache an und versuchen eine Erklärung von ihm zu geben, dann gelangen wir zu Wittgensteins Begriff des "Sprachspiels".

Ebenso wie er es anhand des Begriffs Spiel exemplifiziert hat, zeigt sich dann nämlich auch, daß nicht allem, worauf wir das Prädikat 'Sprache' anwenden, ein bestimmter Begriff (Eigenschaft oder Eigenschaftskomplex) gemeinsam ist, sondern daß Sprachen Familienähnlichkeit zueinander haben. Da also nicht ein identischer Begriff vorausgesetzt werden kann, durch dessen Erfassung wir die Wesenseigenschaften von Sprache "überhaupt" festzustellen imstande wären, muß ein Unternehmen, wie das einer logischen (und linguistischen) Universalgrammatik und die darauf aufbauende Konstruktion wissenschaftlicher Idealsprachen scheitern. Mit der Objektivitätsthese für Begriffe fällt also auch die Legitimation, Sprache als Transportmittel für das Erkennen objektiv feststehender Gedanken, an denen es sich bemessen kann, zu betrachten und die historisch in Umlauf befindlichen Umgangssprachen für wissenschaftliche Zwecke auf ihre begriffliche Eindeutigkeit und theoretische Widerspruchsfreiheit, Vollständigkeit etc. hin zu "säubern". In Übereinstimmung mit Wittgensteins Feststellung, daß der Maßstab, an dem sich sprachliche Erkenntnisse (Aussagen) bemessen, kein idealer Objektbereich einer subjektunabhängigen Gedankenwelt ist, sondern die Übereinstimmung der Sprachbenutzer in der Verwendung ihrer Ausdrücke, hat er den Begriff "Sprachspiel" geprägt. In PU 7 sagt er:

"Ich werde auch das Ganze: die Sprache und die Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das 'Sprachspiel' nennen".

Wenn ich also im Zusammenhang mit dem, was als Wittgensteins Methode exemplarischen Erklärens dargestellt wurde, von "Sprachspielmethode" spreche, so zielt dies eben auf Wittgensteins pragmatische Auffassung ab, daß Sprache nur als Ganzes von "Sprache" und der Tätigkeiten, mit denen ihre Verwendung notwendig verbunden ist, begriffen werden kann.

Im Gegensatz zu Freges "Objektivitätslösung" des sprachphilosophisch gestellten Erkenntnis- und Wissenschaftsproblems, die tatsächlich zu einer sprachphilosophischen Form eines objektiven Idealismus führt, nimmt Wittgensteins "pragmatische Lösung" einen bestimmten Begriff der Praxis als Grundbegriff einer möglichen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Was damit gemeint ist, deutet Wittgenstein schon PU 19 an, indem er sagt: "... eine Sprache vorstellen heißt, sie eine Lebensform vorstellen", um es dann in PU 241 ganz deutlich zu machen:

"So sagst du also, daß die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und falsch ist?" - Richtig und falsch ist, was Menschen sagen; und in der Sprache stimmen die Menschen überein. Dies ist keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensform".

Vielmehr als die Andeutung der Explikation des Sprachbegriffs in Praxiskategorien und dieser in der sehr abstrakten Kategorie der Lebensform ist bei Wittgenstein in Richtung auf das, was wir als Marxens Begriff einer Subjektiven, Praktischen Wissenschaft zu entwickeln hoffen, nicht vorgezeichnet. Im Sinne der Konkretisierung dieser Ansätze scheint es also gegeben, Wittgensteins pragmatische Methode exemplarischen Erklärens, seine Sprachspielmethode, "praktisch" weiter zu explizieren. Das Explikat nenne ich "Rekonstruktionsverfahren".

### 1.3 Die praktische Begriffsauffassung: Rekonstruktionsverfahren

Nach Wittgensteins Auffassung sind Begriffe als Sprachbedeutungen nur aus dem ganzen Umkreis der praktischen Bedingungen einer gemeinsamen Sprechsituation verstehbar. Nehmen wir seinem Vorschlag gemäß seinen Term "Sprachspiel" als Bezeichnung für solche Sprech- Handlungssituationen, so fehlt in Wittgensteins pragmatischem Erklärungsmodell ein Begriff für die konkret-systematischen Bedingungen des inneren und äußeren Zusammenhangs von Sprachspielen. Ich verstehe dies als nun auf neuem Boden gestellte Frage nach dem Objektivitätscharakter von Sprache und Erkenntnis. Auf die Frage, wie verschiedene Subjekte in der Sprache übereinstimmen, die von Wittgenstein in dem zitierten PU 241 als Frage nach dem Wahrheitskriterium ausgegeben wird, steht bei ihm nur der Verweis auf die gemeinsame "Lebensform". Der damit angesprochene Gesellschaftscharakter von Sprache und Bewußtsein (Subjektivität) bleibt aber abstrakt.

Wittgensteins pragmatische Sprachkritik reicht sozusagen gerade bis zur Feststellung des Gesellschaftscharakters von Sprache und Bewußtsein, ohne die Bedingungen der Gesellschaftlichkeit menschlichen Daseins selbst noch als gesetzmäßig explikable zu begreifen. Sein Gesellschaftsbegriff bleibt daher am Rande seines Erklärungsmodells, abstrakt, weil dimensionslos. Sein Praxisbegriff schrumpft damit losgelöst von diesem Modell zu einem Punkt, in einer gewissen Absolutheitsstarre verharrend, die nur die Kehrseite der Beliebigkeiten eines verwaschenen Sprachspielpluralismus ist, den man ihm zum Vorwurf gemacht hat.

In diesem Stadium unsrer Überlegungen bietet sich der marxistische Gesellschaftsbegriff als Erweiterungsmodell der wittgensteinschen Explikationsbasis an. Im Historischen

Materialismus liegt ein Modell vor, das die Konstitutionsbedingungen menschlichen als gesellschaftlichen Lebens als gesetzmäßig systematische in der Dimension eines materialistischen Geschichtsbegriffes zu explizieren sucht.

Unter der "praktischen" Erweiterung des wittgensteinschen Sprachspielbegriffes, der die Gesellschaftlichkeit, den Handlungscharakter von Sprache betont, wäre also zunächst einmal die historische Dimensionierung des Gesellschaftsbegriffes zu verstehen. Der Verdacht, daß Wittgenstein 'Gesellschaft' im Begriff der 'Lebensform' weitgehend nur situativ versteht und so in die Sprachbetrachtung einführt, wäre also für den praktischen Theorieeinsatz dadurch ausgeräumt, daß hier unter 'Praxis' nicht der situative Handlungsrahmen einer beliebigen Menschengruppe, und unter 'Gesellschaft' keine situationsbedingte Gruppierung beliebiger Individuen, sondern Praxis und Gruppierung als unter explikablen und zu explizierenden Bedingungen der konkreten Geschichte der Gesellschafts-  
werdung des Menschen verstanden wird.

Der Verweis auf den marxistischen Sprachgebrauch der einschlägigen Begrifflichkeit verlangt aber die zusätzliche Erweiterung in Richtung auf eine materialistische Explikationsbasis. Unter der "praktischen" Explikation des Sprachbegriffes, verstehe ich also seine historisch-materialistische Erklärung aus den Bedingungen der gesellschaftlichen Praxis.

Die historisch-materialistische Wissenschaftsauffassung - das gilt es bei ihrer Verwendung zur Explikation des Sprachbegriffes zu berücksichtigen - operiert mit einer eigenen Logik, der dialektischen. Mit ihr sind wissenschaftliche Verfahrensweisen festgelegt, die zu denen der analytischen Wissenschaftsauffassung und deren "formaler" Logik im Widerspruch stehen. Das soll hier nur kurz angedeutet werden, soweit es zur Erläuterung des Verfahrens

einer praktischen Explikation, bzw. "Rekonstruktion" erforderlich ist.

Es war angedeutet worden, daß der Definitionsbegriff der "klassischen" formalen Logik, für die hier Frege repräsentativ steht, mit den logischen Systembedingungen einer Wissenschaftssprache, ihrer Widerspruchsfreiheit und Vollständigkeit, in Zusammenhang steht. Diese im Nichtwiderspruchsprinzip und im Prinzip des ausgeschlossenen Dritten festgelegten Bedingungen sind in einer dialektischen Logik aufgegeben. Für die Begriffsbildung heißt das, daß auf die "Vollständigkeit", d.i. auf die ein für allemal festgesetzte Eindeutigkeit von Sprachbedeutungen verzichtet wird. Die dealektische Logik vermeidet dadurch den Zwang zur Konstruktion idealer Sprachen. Das fordert aber zugleich eine alternative Bestimmung des Erkenntniswertes (Wahrheitswertes, der Geltung) wissenschaftlicher Aussagen. Es war angedeutet worden, daß auch Wittgensteins Aufgabe des fregeschen Vollständigkeitsprinzips der Definition zu einer Aufgabe der "klassischen" Wahrheitsbedingungen führen muß. Bei Wittgenstein führte diese Aufgabe aber nicht zu nichtklassischen Erweiterungen der zweiwertigen Logik, zu sogenannten mehrwertigen Logiken, wie sie inzwischen vielfach entwickelt wurden, sondern zu einem generellen Neuüberdenken der Erkenntnisbasis. Bei Wittgenstein wird Wahrheit nicht mehr auf die Übereinstimmung subjektiver Gedanken und objektiver Sachverhalte - wobei hier Freges Multiplikation der Objektivitätsebene, sein "drittes Reich" der Gedanken und Begriffe als Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt und Objekt, außer acht bleiben kann - sondern auf die Übereinstimmung gesellschaftlicher Akteure in ihren Sprechhandlungen zurückgeführt. Für diesen "pragmatischen" Erklärungsansatz hatten wir eine "praktische" Präzisierung im Sinne der historisch-materialistischen Wissenschaftsauffassung verlangt. Wie eine solche denkbar ist, möchte ich an Holz-

kamps Rekonstruktionsversuch des sprachlichen Bedeutungs-  
begriffs aus dem, was er "Gegenstandsbedeutungen" nennt,  
darstellen.

Für die realistische Bedeutungstheorie, sahen wir, sind  
Sprachbedeutungen objektiv im Sinne eines selbständigen,  
immateriellen Bereichs von Gedankenobjekten - als ideale  
Gegenstände. Diese realistische "Objektivitätslösung" be-  
sitzt Plausibilität, sagten wir, nur unter Festhalten am  
Privatcharakter von Bewußtsein. Hinter diesem Privat-  
charakter verbirgt sich eine Vorstellung von Erfahrung  
und Denken als einer Aneignung von fertig vorgegebenem  
Erfahrungs- oder Vorstellungsmaterial. Es war zitiert  
worden, daß Frege ausdrücklich auch für das Denken den  
unproduktiven Charakter des Bewußtseins betont. In der  
Wahrnehmung wie im Denken verhält es sich rezeptiv -  
das Denken schafft keine Begriffe oder Gedanken, es er-  
faßt sie. Begriffe und Gedanken sind ein für allemal fer-  
tig, zeitlos. Zeit, eine Geschichte haben nur unsere sub-  
jektiven - d.i. "privaten" - Bemühungen, einen Begriff,  
einen Gedanken zu erfassen. Wie aber die Ergebnisse die-  
ser Bemühungen, die Begriffe<sub>S</sub> und Gedanken<sub>S</sub>, mit der Zeit  
die Begriffe<sub>0</sub> und Gedanken<sub>0</sub> erreichen bzw. wie diese  
idealen Gebilde zu wirklichen Begriffen und Gedanken  
realisiert werden, blieb bei Frege das große Rätsel. Die  
Hypostasierung einer Welt idealer Bedeutungsgegenstände  
löst das Problem der Objektivität - d.i. der Nicht-Pri-  
vatheit, der Verstehbarkeit - von Sprachbedeutungen nicht.  
In der Gegenüberstellung von Subjektivität und Objektiv-  
tät gesteht Frege nur der (privaten) Subjektivität eine  
Historie und den sprachlichen Bedeutungen von Begriffs-  
ausdrücken und Sätzen nur eine ideale Objektivität zu.  
Demgegenüber zeigt Holzkamp im Rahmen seiner historischen  
Rekonstruktion der gesellschaftlichen Funktion der Wahr-  
nehmung in (73) sowohl die historische Bedingtheit der  
Objektivitätssphäre, d.i. ihren Wirklichkeitscharakter,

als auch die Nicht-Privatheit, d.i. den Gesellschaftscharakter, der Subjektivitätssphäre. Der Objektivitätscharakter von Begriffen und Gedanken wird bei ihm nicht idealistisch hypostasiert, sondern aus den Bedingungen der historischen Entwicklung der gesellschaftlichen Praxis, d. i. der bewußten Tätigkeit des gesellschaftlichen Menschen, hergeleitet. Als Erklärungsbasis dient hier die objektivierende Funktion der gesellschaftlichen Arbeit.

"Durch Arbeit", sagt er in (73) 118, "entstehen für den Menschen die 'Gegenstände als die Vergegenständlichung seiner selbst, als die seine Individualität bestätigen- den und verwirklichenden Gegenstände, als seine Gegenstände, d.h. Gegenstand wird er selbst' (Marx MEW Erg.I, S. 541)".

Diese Vergegenständlichung eigener Zwecksetzungen an den Dingen und "Welttatbeständen" der menschlichen Umwelt nennt Holzkamp "Gebrauchswert-Vergegenständlichung" (a.a.O.). Weil in ihnen verallgemeinerte menschliche Zwecke in gegenständlich-sinnlicher Form zur Erscheinung kommen, sind menschliche Arbeitsprodukte als Gebrauchswertvergegenständlichungen "in dem Sinne für die menschliche Orientierung 'bedeutungsvoll'", daß in ihnen durch menschliche Arbeit Bedeutungen realisiert werden" (a.a.O.). Daß der Mensch vermittelt über die Bearbeitung seiner Umwelt deren Tatbestände (Tatsachen) und Gegenstände nicht einfach bloß als Empfindungsqualitäten, sondern tatsächlich Gegenstände als bedeutsam für die mit ihrer Bearbeitung abrollenden Erfahrungszusammenhänge wahrnimmt; daß jeder Gegenstand in diesem Sinne bedeutsam ist, d.h. nur als Träger bestimmter Eigenschaften bzw. als in Relation zu andern Gegenständen stehend - also immer im Verweis auf umfassende Erfahrungszusammenhänge - wahrgenommen werden kann, hat Holzkamp dazu veranlaßt, mit dem neugeprägten Term 'Gegenstandsbedeutung' auf den Bedeutungscharakter von Gegenständen und damit - was für die genetische Er-

klärung von Sprache eine kardinale Rolle spielen wird - auf den vorsprachlichen Gegenstandscharakter von Bedeutungen hinzuweisen.

Der Aufweis des Bedeutungscharakters der materiellen Gegenstandswelt bietet einen materialistischen Ansatz für die "Objektivitätslösung" des sprachlichen Bedeutungsproblems. Das an Freges Begriffsauffassung gezeigte Problem, wie subjektiv gedachte Begriffe<sub>S</sub> die objektiven Begriffe<sub>O</sub> erfassen können bzw. wie Begriffe<sub>O</sub> als Begriffe<sub>S</sub> realisierbar seien, wird damit beantwortbar. Denn ebenso wie niemand auf die Idee käme, für die Erklärung des Repräsentanzcharakters von Wahrnehmungsgegenständen einen zusätzlichen Objektivitätsbereich zu hypostasieren, erweist es sich materialistisch als überflüssig, zur Erklärung des Bedeutungscharakters von sprachlichen Gegenständen zwischen Subjektivitätssphäre und Objektivitätssphäre noch einen dritten Bereich immaterieller Objektivitäten einzuschieben. Wenn schon für den Wahrnehmungsbereich gilt, daß Gegenstände nur als Gegenstände bewußt werden können aufgrund des Verweises der sinnlichen Daten auf umfassende "praktische" Erfahrungszusammenhänge, die den Gegenstand als solchen allererst konstituieren, dann wird das sprachliche Bedeutungsproblem, d.i. der Verweis- oder Repräsentanzcharakter sprachlicher Gegenstände (der Zeichen), als abgeleitete Frage der Frage der Wahrnehmungsgegenständlichkeit gegenüber behandelt werden können.

Holzkaamp geht also davon aus, daß der Bedeutungscharakter von Wahrnehmungsgegenständen als Produkt der durch Arbeit an Naturmaterial geleisteten Vergegenständlichung menschlicher Bedürfnisse aufzufassen ist. Ein Hammer wird von einem Menschen üblicherweise nicht bloß als Komplex bestimmter Sinneseindrücke, d.i. als ein Ding von bestimmter Gestalt, Härte, Farbe usw., sondern eben als Hammer, als Ding mit einem spezifischen Verwendungszweck oder

Gebrauchswert, auf den abgerichtet er seine speziellen sinnlichen Qualitäten (durch Arbeit realisiert) besitzt, wahrgenommen. Das Sinnending wird als Hammer wahrgenommen durch den Verweis seiner sinnlichen Qualitäten auf einen Sinnzusammenhang, der an ihm durch Arbeit realisiert materiell, gegenständlich zur Erscheinung kommt. Zweierlei ist dazu zu sagen. Erstens, daß auch unbearbeitete Naturdinge Gegenstandscharakter und dadurch Wahrnehmbarkeit für den Menschen nur im Zusammenhang mit dem Gesamtkomplex menschlicher Bedürfnisse und deren Vergegenständlichung durch das aktive Verhalten des Menschen gegenüber seiner natürlichen Umgebung gewinnt. Baum, Stein, sind für den Menschen auch bevor er im eigentlichen, gesellschaftlichen Sinne zu arbeiten beginnt, Gegenstände im Zusammenhang bestimmter Zweck-Mittel-Relationen, bestimmter Bedürfnisvergegenständlichungen, die für den Menschen zur Lebens- und Arterhaltung notwendig sind. Ein Tier ist entweder mögliche Jagdbeute oder selbst möglicher Jäger des Menschen oder keines von beiden und dann speziell durch diese, oder andere Eigenschaften bestimmt. Ein Baum ist Zufluchtsort, Wetterschutz, Aussichtspunkt, Weghindernis usw. usw. und danach werden seine Sinnesqualitäten wahrgenommen. Zweitens entwickelt sich mit dem Gesellschaftlichwerden der menschlichen Tätigkeiten, der Arbeit, auch die Subjektivität des Menschen zu einer gesellschaftlichen. Was nicht heißen soll, daß sie vorher Privatcharakter hatte, sondern mehr animalischen Clan-, Gruppen- oder Herdencharakter. Je mehr seine Praxis, wird sein Bewußtsein, ~~werden~~ seine Erfahrungen und Begriffe gesellschaftlich. D.h. die Gegenstandsbedeutungen und die den speziellen Sprachgegerständen anhaftenden Sprachbedeutungen - H. spricht von ihnen, zum Unterschied von den Gegenstands-, von "Symbolbedeutungen" - als Vergegenständlichungen subjektiver Bedürfnisse und Zwecksetzungen werden mit der Vergesellschaftung der Subjektivität zunehmend gesellschaftlicher Natur. Die Objektivität von Wahrnehmungs-

und "Begriffsgegenständen" ist also nicht als sachliche, als rein nicht-subjektive, selbständige, sondern als gesellschaftliche, d.i. in der Gesellschaftlichkeit und Praxisverwurzeltheit der Subjektivität beruhende, zu verstehen.

In der Diskussion der realistischen "Objektivitätslösung" war angedeutet worden, daß auch eine "Subjektivitätslösung" des Bedeutungsproblems denkbar wäre. Es zeigt sich nun, daß die Unhaltbarkeit der realistischen Objektivitätsauffassung im Sinne der Annahme der gänzlichen Subjektusunabhängigkeit jeglicher Objektivität, d.i. jeglichen Elements der Objektivitätssphäre(n), zur Lösung der Objektivitätsfrage der Bedeutungen durch eine Subjektivitätslösung sogar zwingt. Diese Lösung besteht einmal in der Verwerfung des Privatcharakters der Subjektivität und zweitens - damit in Zusammenhang - in der Lösung des Vermittlungsproblems zwischen Subjektivität und Objektivität durch Feststellung der Praxisbedingtheit der Objektivität.

Der Unterschied zu Wittgensteins pragmatischem Lösungssatz besteht in unserem "praktischen" in der Konkretfassung des gesellschaftlichen Subjektbegriffs und Praxisbegriffs. Das menschliche Subjekt steht nicht nur unter Bedingungen einer beliebigen Lebensform, sondern unter konkret geschichtlichen und nicht auswechselbaren Bedingungen einer geschichtlich sich entwickelnden Gesellschaft. Und die gesellschaftliche Praxis, auf der diese Entwicklung beruht, ist jetzt konkret gefaßt unter dem Begriff der gesellschaftlichen Arbeit, mit der sich geschichtlich verschiedene Gesellschaftsformen entwickelt haben.

Eine "praktische Wissenschaft fordert daher eine andere

Methodologie und grundsätzlich andere Geltungsbestimmungen. Soweit feststeht, daß die "Sprachgegenstände", die Zeichen, prinzipiell denselben Gesetzen unterliegen wie die Wahrnehmungsgegenstände überhaupt, daß ihr Bedeutungscharakter ebenso wie der der anderen Wahrnehmungsgegenstände aufgrund von Bedürfnisvergegenständlichungen gesellschaftlicher Subjekte besteht, wird klar, daß für Sprachbedeutungen, insbesondere für Begriffe, keine anderen Bedingungen aufgesucht werden müssen als die der Geschichte der gesellschaftlichen Praxis, in der sich Bedürfnisvergegenständlichungen, Gegenstands- und Sprachbedeutungen realisieren.

Daß Begriffsbildung (und Theoriebildung) immer auf historisch bestimmter gesellschaftlicher Praxis beruhen - auf der Praxis gesellschaftlicher Kommunikation, die selbst immer nur als Teilstück und abhängig von der Praxis gesellschaftlicher Arbeit verstanden werden kann - muß für die Geltungsbedingungen einer "praktischen" Wissenschaft besagen, daß die Wahrheit von Aussagen nicht in der Übereinstimmung subjektiver Gedanken und davon unabhängiger objektiver Sachverhalte liegen kann. Sie liegt im Nach-Vollzug der historisch bestimmten gesellschaftlichen Praxis durch das einzelne und kollektive gesellschaftliche Subjekt - in der Übereinstimmung der individuellen mit der gesellschaftlichen und der gesellschaftlichen Praxis der späteren mit der der früheren historischen Epoche. Wenn Wittgenstein sagt: die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und falsch sei; und dies sei keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensform; so können wir das jetzt so präzisieren, daß nicht die Übereinstimmung mit irgendwelchen identischen Bedeutungen<sub>0</sub> das Geltungskriterium unseres Sprachgebrauchs sei, sondern der Nachvollzug, das exemplarische Aufarbeiten der Sozialisationspraxis des Gesprächspartners.

Die Wahrheit der Aussagen eines Sprechers ist also das Ergebnis eines sozialen Lernprozesses, in dem dieses Individuum sich der allgemein gesellschaftlichen und speziell milieubedingten Anforderungen an sein Leben anpassen und adäquat gegenüber Naturbedingungen verhalten lernt.

Dieses Nachvollziehen milieu-, schichten-, gesellschaftsformender Praxis des Kommunikationspartners zum methodischen Prinzip einer "praktischen" Wissenschaft erhoben, nenne ich "Rekonstruktion". Im Rahmen des wissenschaftlichen Theoriebildungsprozesses soll Rekonstruktion dabei eine logisch und historisch vorgehende Begriffsexplikation bezeichnen. Unter einer 'Theorie' soll so ein Entfaltungsprozeß eines Begriffes gebunden an logisch-historische Systemmaßstäbe selbst verstanden werden. In der Praxis sieht das so aus, daß beispielsweise die wissenschaftliche Rekonstruktion des Begriffes 'Sprache' eine Theorie des Begriffes 'Sprache' liefert; nicht aber des Begriffes Sprache an sich, sondern die logisch-systematische Entfaltung einer bestimmten historischen Verwendungsweise des Begriffes 'Sprache'. Eine solche Rekonstruktion nimmt also nicht nur eine logische Analyse, eine Zerlegung in seine analytischen Bestandteile vor, sondern erklärt zugleich die logische (syntaktische und semantische) Funktion eines Begriffes aus den historisch spezifischen Bedingungen seiner Verwendungsweise. Sie liefert also nicht nur ein Modell seiner logischen (formalen) Funktion, sondern zugleich und als Erklärung derselben ein Modell der gesellschaftlichen Praxis, die sich in ihm bzw. in seinem sprachlichen Ausdruck und dessen Verwendungsweise vergegenständlicht. Ein solches Rekonstruktionsmodell nenne ich eine "Ideologie", insofern es ein Begriffssystem liefert und zugleich dessen logische(Erkenntnis) Funktion aus den für es spezifischen Bedingungen einer historischen Gesellschaftspraxis erklärt.

Insofern eine solche Vorgehensweise Begriffe nicht als idealisierte Sprachbedeutungen liefert, sondern die Idealisierung von Sprachbedeutungen zu identischen Bedeutungen<sub>0</sub> aus den konkreten Bedingungen einer historischen Sprachverwendung erklärt, Begriffe also nicht als starr, unvergänglich, sondern als historischer Wandlung unterworfen ansieht, ist es einsichtig, daß "praktische" Wissenschaft mit keiner Logik, die am Prinzip des ausgeschlossenen Dritten festhält, arbeiten kann. Im Gegensatz zu dieser "Seins"-Logik bedarf sie einer genetischen, einer "Werdens"-Logik. Eine solche ist vorgezeichnet in den Ansätzen zu einer Dialektischen Logik.

Zu Beginn des Kapitels war davon die Rede, daß die Entwicklung von der Bewußtseins- zur Sprachphilosophie prinzipiell eine Konkretisierung philosophischer Fragestellung bedeutet. Die Rekonstruktionsmethode versteht sich insofern als Einlösung dieser Tendenz, als sie philosophische als sprachliche ("logische") Fragestellungen behandelt unter dem Zusatz, daß sie mit einer gegenüber den praktischen Bedingungen der Sprachverwendung relativierten Logik operiert. Der Operationsverlauf dieser Methode ist dementsprechend einer vom Abstrakten zum Konkreten. Von Bedingungen formallogischer Begriffsanalyse ausgehend, verbindet sie die analytische Auseinanderfaltung der Bestimmungen eines Begriffs mit der Entwicklung der praktischen Bedingungen der speziell historischen Sprachverwendung, in der der fragliche Begriff als Bedeutung eines bestimmten Sprachausdrucks und damit im Zusammenhang eines ganzen Ausdruckssystems realisiert wird.

Das Ergebnis eines solchen Verfahrens ist die zugleich analytisch (logisch)- historische Explikation eines Begriffs als eingebettet in ein ganzes Begriffssystem, dessen ideologischer Charakter anhand des konkreten

praktischen Systems einer speziellen historischen Sprachverwendung, in der es sich als Bedeutungssystem etabliert, aufgezeigt wird. Ein solches Begriffssystem unter Aufweis seiner praktischen Entstehungs- und Erhaltungsbedingungen nenne ich auch eine 'Ideologie'.

In dem Sinne, daß es im Rahmen eines solchen Verfahrens nicht bloß um die Bedeutungsbestimmung eines einzelnen Begriffes, sondern eines ganzen Begriffssystems geht, spreche ich in Abwandlung eines Terms innerhalb neuerer Entwicklungen . der formalen Logik von solchen Systemen auch von "Modellen". Im vorliegenden Fall der Rekonstruktion eines bestimmten Sprachbegriffs entsprechend von "Sprachmodellen".

## 2. Sprache als Zeichen

Die Rekonstruktion des Sprachbegriffs einer bestimmten philosophiegeschichtlichen Periode - die sich ungefähr mit der Entwicklung der analytischen Abbildtheorie der Sprachbedeutung von Frege bis in ihre Hochblüte in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts decken soll - lehnt sich in ihrer Vorgangsweise dem methodischen Prinzip der Hegelschen und Marxschen Dialektik des "Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten" an. Sie beginnt in diesem Kapitel mit der Untersuchung des Zeichenbegriffs. Für sich genommen ist dieser, ebenso wie der Bedeutungs- und Grammatikbegriff ein Abstraktum. Wenn dennoch in der Kapitelfolge mit den Titeln 'Sprache als Zeichen', 'Sprache als Bedeutung' und 'Sprache als Grammatik' ein Weg vom Abstrakteren zum Konkreteren gehbar sein soll, so wäre zu zeigen, daß der Bedeutungsbegriff den Zeichenbegriff und der Grammatikbegriff den Bedeutungs- und den Zeichenbegriff einschließt. Für den Bedeutungs- und den Grammatikbegriff wird der Einschluß des Zeichenbegriffs nicht allgemein zugegeben, für den Grammatikbegriff wird der Einschluß des Bedeutungs- und des Zeichenbegriffs fast allgemein geleugnet. Für ersteres bildet die Annahme von Begriffen<sub>0</sub> die Voraussetzung, von deren erkenntnistheoretischer und methodologischer Funktion im vorangehenden Kapitel die Rede war. Für die Leugnung des Einschlusses des Bedeutungs- und des Zeichenbegriffes im Grammatikbegriff aber bildet die Konstruktion formaler Sprachen, deren Grammatik die bloße Anordnung sinnleerer Schablonen (als 'Zeichen') betrifft, die Voraussetzung. Für die hier in dieser Arbeit vertretene Auffassung dagegen spricht die auf Frege zurückgehende und von Wittgenstein im Tractatus formulierte Ansicht, daß "nur der Satz ... Sinn" hat, "nur im Zusammenhange des Satzes ... ein Name Bedeutung hat" (T 3.3).

So gesehen können sprachliche Zeichen ihre Bedeutungsfunktion nur unter Voraussetzung oder in Wechselwirkung mit ihrer syntaktischen Funktion ausüben, und Grammatik - ähnlich dem, was Wittgenstein unter 'Philosophischer Grammatik' verstanden haben mag - wäre als 'System (bedeutungsvoller) Zeichen' der konkretesten der drei Begriffe. Die 'logische Syntax der Sprache' wäre dann nicht bloß die Verbindung von Zeichen mit Zeichen, sondern wäre die Grundlage der Realisierung der Zeichen als Bedeutungsträger.

So gefaßt betrifft das Verhältnis von Abstraktem und Konkretem bloß die logische (oder kategoriale) Seite der Zusammensetzung von Begriffen. Der logischen Auffassung von Abstraktem und Konkretem steht die mehr alltägliche und auch in der Philosophiegeschichte vertretene gegenüber, die unter dem Abstrakten das bloß Gedachte und unter dem Konkreten das Erfahrene versteht. So aber kehrt sich das Verhältnis von Zeichen zu Bedeutung und Grammatik gerade um. Das Zeichen ist dann die konkrete Seite der Sprache, Bedeutung und Syntax sind die Abstrakta. Dies wird wichtig für eine materialistische Rekonstruktion des Sprachbegriffs, die nach Marx mit Voraussetzungen beginnen muß, die "keine willkürlichen, keine Dogmen" sind, sondern "wirkliche Voraussetzungen, von denen man nur in der Einbildung abstrahieren kann" (MEW 3, 20). Eingedenk aber auch der Marxschen Warnung in der ersten Feuerbachthese vor einem Materialismus, der den "Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung" (MEW 3, 5) faßt und nicht "als sinnlich menschliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv" (ebd.), versuche ich im folgenden den erkenntnistheoretisch konkreten, logisch abstrakten Begriff des Zeichens in Analogie zum Arbeitsgegenstand als 'Sprach-Gegenstand' zu verstehen.

Der Analogie nach wäre ein solcher Sprach-Gegenstand als gegenständlich-materielle Vorbedingung der sinnlich menschlichen Tätigkeit des Sprechens, der Praxis der Sprachverwendung zu verstehen. Ebenso wie der Arbeitsgegenstand besteht das Zeichen aber nicht nur aus natürlichem Rohstoff, sondern ist gesellschaftlich präformiert und übt in einem entwickelten Sprachsystem nur aufgrund dieser Präformation seine spezifische sprachliche Funktion als gegenständlich materieller Bedeutungsträger aus.

Entscheidend beeinflußt war die philosophische Behandlung des Zeichenbegriffs in dem Geschichtsabschnitt, auf den sich unsere Untersuchung ungefähr beschränkt (in Hinkunft abgekürzt: UZ für 'Untersuchungszeitraum'), von der Tatsache, daß man sich in diesem UZ hauptsächlich für den Begriff formaler Sprachen interessierte.

Finden sich - wie im vorhergehenden Kapitel angedeutet - bei Frege noch vage Ansätze eines "behavioristischen" Modells der Gedankenübermittlung 1), so nimmt das Interesse an einer philosophischen Erklärung des Zeichenbegriffs in der weiteren Entwicklung der Theorie formaler Sprachen eher noch ab. Das hat seinen Grund darin, daß sich das Zeichenproblem innerhalb formaler Sprachen wesentlich anders stellt als im Rahmen historischer Sprachen. Wir müssen also einen formalen und einen nicht-formalen Zeichenbegriff unterscheiden. Die formale Zeichentheorie wurde von Carnap auf den Stand der "Logischen Syntax der Sprache" gebracht. Charakteristisch für formale Sprachen ist, daß ihre Zeichen und deren Funktion verabredet sind -

-----

1) Frege (67), 362: "Man teilt einen Gedanken mit. Wie geschieht das? Man bewirkt Veränderungen in der gemeinsamen Außenwelt, die, von dem andern wahrgenommen, ihn veranlassen sollen, einen Gedanken zu fassen und ihn für wahr zu halten".

die Konventionalität formaler Sprachen. Interessant ist, daß allgemeinere Zeichentheorien des UZ, die Geltung für formale wie nicht formale Sprachen beanspruchen, ebenso zu einer konventionalistischen Zeichenauffassung tendieren. Sie wird begründet mit der angeblich notwendigen Unterscheidung "natürlicher" und "künstlicher" Zeichen; wobei letztere die sprachlichen seien. Auf dieser Unterscheidung zwischen sprachlichen Zeichen im engeren Sinn und nichtsprachlichen Zeichen beruhen die meisten Zeichentypologien der einschlägigen Literatur. Wir greifen daraus Husserls Unterscheidung von "Anzeichen" und "Ausdrücken" als Beispiel einer realistischen und die auf Peirce zurückgehende und von zahlreichen Vertretern des Logischen Empirismus aufgegriffene Typologie von Index-, Ikon- und Symbolzeichen heraus. Auf die hinter der Unterscheidung von "type" (Carnap sagt: "sign-design") und "token" (Carnap: "sign-event"), bzw. "utterance" und "expression", in der deutschen Literatur: "Äußerung" und "Ausdruck", stehende Problematik werden wir nur implizit eingehen.

## 2.1 Als Beispiel eines realistischen Zeichenbegriffs: Husserls Unterscheidung von 'Anzeichen' und 'Ausdruck'.

Husserl hat (68) II<sup>1</sup> eine phänomenologische Zeichentheorie entwickelt. Er unterscheidet hier zwischen "bedeutsamen" Zeichen, den "Ausdrücken" und Zeichen, die keine Bedeutung, keinen Sinn "ausdrücken", den "Anzeichen". Anzeichen und Ausdrücke haben es gemeinsam, daß sie Zeichen für etwas sind, daß sie Repräsentationsfunktion haben. Im ersten Fall nennt er sie "Anzeige", im zweiten "Bedeuten". Das "Wesen der Anzeige", das allen Anzeichen "Gemeinsame"; besteht in dem "Umstand, daß irgendwelche Gegenstände oder Sachverhalte, von deren Bestand jemand aktuelle Kenntnis hat, ihm den Bestand gewisser anderer Gegenstände oder Sachverhalte in dem Sinne anzeigen, daß die Überzeugung von dem Sein der einen von ihm als Motiv

(und zwar als ein nicht einsichtiges Motiv) erlebt wird für die Überzeugung oder Vermutung vom Sein der anderen" (a.a.O. 25). Ein Anzeichen ist nur Anzeichen von etwas für jemanden, ein Bewußtseinssubjekt. Phänomenologisch stellt sich die Anzeige als Motivierungseinheit zwischen dem Urteil, das den Bestand des Anzeichens und dem Urteil, das den Bestand des Angezeigten feststellt, dar. Dieser phänomenologisch deskriptiven Urteilseinheit, der Motivierungseinheit der Urteilsakte, entspricht als objektives Korrelat ein einheitlicher Sachverhalt. Bezeichnen wir den Sachverhalt, daß das Anzeichen besteht, als p und denjenigen, daß das Angezeigte besteht, als q, so käme der einheitliche Sachverhalt, der der phänomenologischen Urteilseinheit, auf der die Anzeige beruht, entspricht; in der Formel (r) zum Ausdruck:

(r) q weil p.

"Und offenbar" sagt Husserl, "besagt dieser Sachverhalt nichts anderes als eben dies, daß die einen Sachen bestehen dürften oder bestehen müssen, weil jene anderen Sachen gegeben sind". (a.a.O.)

Er weist dann daraufhin, daß es sich bei der fraglichen Urteilseinheit nicht um den "objektiv notwendigen", "idealen" Zusammenhang der logischen Folgerung handle. Die Anzeige beruht auf einem bloß empirischen Zusammenhang zwischen p und q. Das 'weil' in der Formel (r) zeigt daher nur einen empirischen Grund - Husserl spricht in diesem Zusammenhang auch von "Wahrscheinlichkeitsgrund" - an.

Auch die eigentlichen Sprachzeichen, die bedeutungsvollen Ausdrücke, üben in zwischenmenschlicher Kommunikation die Funktion der Anzeige aus. Hier nennt er diese Funktion "Kundgabe". Jeder Ausdruck, genommen als Sprachgegenstand: als "artikulierter Lautkomplex", "Schriftzeichen auf dem

Papier" usw., verknüpft sich bei seiner Wahrnehmung assoziativ mit einem "gewissen Belauf von psychischen Erlebnissen" (a.a.O. 31). Üblicherweise, sagt Husserl, werden diese Erlebnisse als Sinn oder Bedeutung des Ausdrucks bezeichnet. Tatsächlich aber handelt es sich nach Husserl dabei nicht um das Bedeuten, sondern um die Kundgabe der bedeutungsverleihenden oder erfüllenden psychischen Akte. Ein Ausdruck gibt - in Form der phänomenologischen Funktion der Anzeige - die assoziativen Erlebnisse der Sprecher kund, aber er bedeutet einen Sinn und bezieht sich auf ein Objekt.

Husserls entscheidendes Argument ist hier also, daß es sich bei dem Bedeuten "nicht um eine Art des Zeichnens im Sinne der Anzeige" (a.a.O. 23) handle. Er begründet das damit, daß Ausdrücke im "einsamen Seelenleben" sinnvollerweise keine Kundgabe-, wohl aber Bedeutungsfunktion üben. Damit etwas etwas anderes anzeigt, muß nach Husserl nämlich die Voraussetzung gegeben sein, daß es als daseiend wahrgenommen wird. Im einsamen Seelenleben werden die Ausdrücke, mit deren Hilfe sich die Seele mit sich selbst unterhält, aber üblicherweise nicht wahrgenommen, sondern nur vorgestellt. Die Funktion des Bedeutens hat dagegen diese Voraussetzung nicht: "Die Nichtexistenz des Wortes (im einsamen Seelenleben, jz) stört uns nicht. Aber sie interessiert uns auch nicht. Denn zur Funktion des Ausdrucks als Ausdruck kommt es darauf gar nicht an." (a.a.O., 36)

Um dies zu verstehen, muß man Husserls Unterscheidung zwischen subjektiv realer und objektiv idealer Untersuchungsebene berücksichtigen. In subjektiver Sicht stellt sich ein verständnisvoller Ausdruck als "konkretes Erlebnis" dar. Hier sind die Ausdruckserscheinung und die assoziativ daran geknüpften Akte der Sinnverleihung und Sinnerfüllung Untersuchungsgegenstand. Diesen subjektiven

Beständen stehen in objektiver, in Betrachtung dessen, worauf sich die psychischen Akte beziehen, ideale Bestände gegenüber. Als "ideal" bezeichnet sie Husserl, weil wir, nach der Bedeutung irgend eines Ausdrucks (z.B. quadratischer Rest) fragend, unter Ausdruck nicht dieses hic et nunc geäußerte Lautgebilde meinen, den flüchtigen und identisch nimmer wiederkehrenden Schall. Wir meinen den Ausdruck in specie. Der Ausdruck quadratischer Rest ist identisch derselbe, wer immer ihn äußern mag." (a.a.O. 42/3). Dasselbe gilt auch für die Bedeutung eines Ausdrucks. Nicht die durch die Ausdruckserscheinung angezeigten (kundgegebenen) bedeutungsverleihenden und -erfüllenden Akte als einmalige Ereignisse sind damit gemeint, nicht das Urteil, der Begriff als psychisches Erlebnis, sondern das Urteil, der Begriff in specie, als ideale Bedeutungseinheit (-identität).

Die Bedeutungsebene ist also eine Ebene idealer Objektivität - ebenso hatten wir es bei Frege vorgefunden. Für Husserl ist sie zugleich die wesentliche Ausdrucksebene. Hinsichtlich der zwei Seiten der Ausdrucksfunktion, eine Bedeutung auszudrücken mittels derer ein Gegenstand bezeichnet werde, meint er nämlich, daß diese Unterscheidung nicht ernst genommen werden darf und, "daß vielmehr das Wesen des Ausdrucks ausschließlich in der Bedeutung liegt". (a.a.O. 49). Der Begriff der Sprache wird von Husserl also wesentlich durch den Begriff der Bedeutung, d.i. einen Bereich idealer Objektivität, und nur nebensächlich durch den Gegenstandscharakter der Sprachzeichen, bzw. der Gegenständlichkeit des von ihnen Bezeichneten bestimmt. Was bei Frege aber Gegenstand von Fragestellung blieb, was der "Objektivitätscharakter" der Bedeutungen eigentlich besagen sollte: ob mit der Subjektsunabhängigkeit etwa zugleich der Selbständigkeitscharakter von Gegenständen gemeint sei, das wird bei Husserl klar entschieden.

"Die Bedeutungen bilden", sagt er a.a.O., 101, "...eine Klasse von Begriffen im Sinne von 'allgemeinen Gegenständen'. Und das heißt, 'der Satz vom Kräfteparallelogramm' ist 'ein Gegenstand so gut wie die Stadt Paris'. (a.a.O.)

Ergebnis dieser objektiv idealistischen Einstellung zur Sprache ist die Vorstellung der Ablösbarkeit ihres Begriffs von den konkret materiellen Bedingungen ihres Entstehens, ihrer Funktion und ihres Bezugs. Für Husserl besteht nämlich "an sich ... kein notwendiger Zusammenhang zwischen den idealen Einheiten, die faktisch als Bedeutungen fungieren, und den Zeichen, an welche sie gebunden sind, d.h. mittel welcher sie sich im menschlichen Seelenleben realisieren". (a.a.O., 104)

## 2.2 Zeichenbegriff des Logischen Empirismus (Konventionalistischer Zeichenbegriff)

Ein konventionalistischer Zeichenbegriff wurde hauptsächlich im Umkreis des Logischen Empirismus (LE) ausgearbeitet. Ich möchte hier unter "Logischer Empirismus" alles zusammenfassen, was sich in kritischer Reflexion auf den Realismus der Klassiker der Theorie formaler Sprachen im Rahmen der analytischen Wissenschaftsauffassung entwickelt hat. Also nicht nur die Schule des Neopositivismus, die meisten Vertreter der polnischen Logikerschule, sondern auch Vertreter des amerikanischen Pragmatismus und anderer analytischer Philosophierichtungen. Ich halte das für legitim, da sich die Standpunkte der einzelnen Richtungen hier z.T. stark, wenn auch bisweilen kritisch durchdrungen haben. Von Peirce beispielsweise hat Reichenbach in (66) seine Zeichentypologie übernommen. Sie ist wesentlich - ebenso wie die husserlsche - geprägt von der Unterscheidung sprachlicher und nichtsprachlicher Zeichen. Wichtigster Unterschied: für Reichenbach sind Bedeutungen nicht einfach vorgegeben, denen sich der Zeichengebrauch irgendwie annähert, sondern werden konventionell fest-

gelegt. Der Zeichengebrauch bestimmt also die Bedeutung und ist selbst durch eine verabredete Regelmenge festgelegt. Er sagt:

"The notion of sign is wider than that of language. Not all signs represent a language. Smoke may appear to us a sign of fire; but smoke does not represent a linguistic utterance. Signs of this kind, which acquire their sign function through a causal connection between the object and the sign, are called indexical signs. In other cases something will be the sign because of a similarity in appearance, such as a photograph; such signs are named iconic signs. In the third case, that of language, the coordination of the sign to the object is purely conventional; we speak here of conventional signs, of symbols. The use of symbols is determined by a set of rules which we call the rules of language." (Reichenbach (66),<sup>4</sup>)

Diese Tendenz zu einer konventionalistischen Sprachauffassung ist ein Reflex auf die Tendenz zur formalen Behandlung von Sprache. Ihre formale Behandlung setzt nämlich die Verabredbarkeit der Gebrauchsregeln ihrer Zeichen voraus. Und erst die Möglichkeit der Verabredbarkeit von Sprachen mit den Ausdrucksmitteln einer anderen Sprache kann die Illusion erzeugen, alle Sprachen bzw. deren Zeichen oder Zeichengebrauch wären verabredet. Diese Illusion mag auch zur Verantwortung gezogen werden für Carnap's Standardisierung der Theorie formaler Sprachen als "Logischer Syntax der Sprache". In angewandter Form wurde logische Syntax als Festlegung der Funktion und Verbindung der Zeichen einer Sprache auch schon betrieben, bevor sie Carnap in (68<sup>2</sup>) in den Status einer allgemeinen formalen Theorie sprachlicher Zeichen erhoben hat.

Die Kehrtwendung gegenüber der realistischen Zeichentheorie, für die es allein auf die Bedeutung ankam, kommt in folgender Wendung zum Ausdruck:

"Formal soll eine Theorie, eine Regel, eine Definition

od. dgl. heißen, wenn in ihr auf die Bedeutung der Zeichen (z.B. der Wörter) und auf den Sinn der Ausdrücke (z.B. der Sätze) nicht Bezug genommen wird, sondern nur auf Art und Reihenfolge der Zeichen, aus denen die Ausdrücke aufgebaut sind." (Carnap (68), 1)

Die scheinbar grundlegenden Auffassungsunterschiede zwischen realistischen, empiristischen, pragmatischen usw. Einstellungen relativieren sich, wenn wir feststellen, daß z.B. Freges Begriffsrealismus ihn nicht gehindert hat, beim Aufbau seiner Symbolsprache formalistische Grundsätze anzulegen. Entscheidend ist hier, daß alle diese Auffassungen von idealistischen Grundbestimmungen ausgehen. Den realistischen ebenso wie den empiristischen usw. Auffassungen liegt nämlich die Vorstellung von der Nebensächlichkeit oder Beliebigkeit des Gegenstandes-, des Zeichencharakters der Sprache zugrunde. Für den Realisten erklärt sich diese Beliebigkeit aus dem Feststehen idealer Bedeutungseinheiten, für den Empiristen, Pragmatisten usw. aus dem "Regelcharakter" der Sprache. Daß der gesamte Sprachgebrauch durch eine bestimmte Regelmenge festlegbar ist, hebt den Sprachgebrauch genauso von seiner materiellen Grundlage ab, wie die realistische Bedeutungslehre. Für beide sind die materiellen Sprachgegenstände, die Zeichen, beliebig auswechselbare Schablonen, deren ~~gegenständliche~~ Eigenschaften für ihre sprachliche Funktion belanglos sind.

Erst diese Vorstellung von der Beliebigkeit des Gegenstandscharakters der Sprache gibt nämlich die Legitimation formaler Sprachbehandlung. Die logische Syntax behandelt Sprachen schließlich nicht anders als beliebige Zeichensysteme, als Kalküle. Dabei versteht Carnap in (68) unter einem Kalkül Festsetzungen von Zeichen, "von deren Beschaffenheiten und Beziehungen nichts weiter vorausgesetzt wird, als daß sie in bestimmte Klassen eingeteilt sind" ( (68), 4). Noch deutlicher bringt er die Unberührtheit der formalen (logischen) Eigenschaften der Sprache

von den materiellen der Zeichen in (68),9 zum Ausdruck: "...als Ausdrücke eines Kalküls oder spezieller einer Sprache können irgendwelche Reihen irgendwelcher Dinge dienen" und: "Die Gestalt der Einzelzeichen ist hierfür gleichgültig; von dieser Gestalt wird daher in einer exakten syntaktischen Definition nicht die Rede sein. Ferner ist es für die Syntax gleichgültig, daß z.B. das Zeichen 'und' gerade ein Ding aus Druckerschwärze ist; die formale Struktur der Sprache bleibt ungeändert, wenn wir übereinkommen würden, an Stelle jenes Zeichens immer ein Streichholz auf das Papier zu legen".

Wie im Realismus die sprachliche Funktion der Zeichen wesentlich in den idealen Bedeutungseinheiten gelegen war, so sind in diesem syntaktischen Zeichenmodell alle entscheidenden Bestimmungen der Sprachfunktion der Zeichen in die vor allem Gebrauch festgesetzten Regeln des Sprachkalküls hineingepackt. Wie für den Realismus der Bedeutungsbegriff, so macht für die formale Sprachauffassung der Regelbegriff das Wesen des Sprachbegriffs<sub>S</sub> aus. Die Sprachgegenstände, die Zeichen, reduzieren sich gegenüber dem Regelbegriff auf rein abstrakte Dinglichkeit, auf ein seinen konkreten Eigenschaften nach beliebiges Irendetwas. Wie Carnaps Beispiel mit der Druckerschwärze und dem Streichholz zeigt, sind die Dingqualitäten dieser Gegenstände für ihre Zeichenfunktion völlig irrelevant; d.h. jeder beliebige Gegenstand kann als Zeichen verabredet werden. Da von den Empiristen feststehende Bedeutungseinheiten nicht angenommen werden, also für sie auch kein idealer Bereich von Sprachgegenständen existiert; also Sprache weder von einer materiellen, noch von einer ideellen Gegenstandsbasis her bestimmt gedacht wird; muß man schließen, daß die sprachliche Funktion der Zeichen allein an den Regeln, die für ihren Gebrauch verabredet wurden, hängt. Aber was sind diese Regeln? Wenn wir auf das Reichenbachzitat auf p.66 zurückgreifen, müssen

wir Regeln als Konventionen verstehen, die die Koordination zwischen Zeichen und Zeichenobjekt, also Bezeichnetem, herstellen. Aber was sollen wir uns unter diesen Sprachkonventionen vorstellen? Üblicherweise versteht man unter einer Konvention die freiwillige Verabredung zweier oder mehrerer voneinander unabhängiger Verhandlungspartner. In diesem Sinn nähert sich 'Konvention' der Bedeutung von 'Vertrag'. Es wird aber auch in einer Bedeutung gebraucht, die sich derjenigen von 'Gebrauch', 'Sitte' nähert.

In der ersten Bedeutung stellt die Konventionalität von Sprache nach D. Lewis einen Mythos dar, den Quine im Vorwort zu Lewis (69) folgendermaßen beschrieben hat:

"When I was a child I pictured our language as settled and passed down by a board of syndics, seated in a grave convention along a table in the style of Rembrandt." (69), xi.

An diesen Mythos schließen sich Fragen nach der Herkunft der Sprache, in der die ersten Vereinbarungen getroffen wurden, die auf die Zirkularität der Konventionalismusthese hindeuten; ebenso Fragen nach der Einlösung dieser Konventionen, da uns explizit ja nie welche bewußt werden in Sprachverwendungssituationen. So schließt Lewis (a.a.O.), 2:

"Conclusion: the conventions of language are a myth. The sober truth is that our use of language conforms to regularities - and that is all."

Wir wollen uns nun etwas näher damit beschäftigen, welcher Art diese Regularitäten sind und aus welchem Grund sie als Konventionen im ersten der beiden aufgezeigten Sinne mißverstanden werden konnten.

### 2.3 Ansätze einer "praktischen" Zeichentheorie

Beide der oben erwähnten Verwendungsweisen des Begriffs 'Konvention' unterstellen eine gesellschaftliche Herkunft von Sprache. Zugleich unterstellen sie aber einen gänzlich verschiedenen Gesellschaftsbegriff. Dies soll hier im Zusammenhang der Unterscheidung von natürlichen und künstlichen Zeichen gezeigt werden. Sie scheint nämlich die Auffassung zu legitimieren, als könnten beliebige Dinge, unabhängig von ihren erfahrbaren Eigenschaften, durch bloße Verabredung Zeichenfunktion ausüben. Dies ist zwar unleugbar auf der Basis einer zur Verabredung schon verfügbaren Sprache der Fall; kann aber nicht zur Erklärung eines allgemeineren Zeichenbegriffs herangezogen werden.

Die Unterscheidung von natürlichen und künstlichen Zeichen behauptet also nicht nur die gänzliche Unabhängigkeit der künstlichen Zeichen von den Materialeigenschaften der dazu herangezogenen Gegenstände. Sie behauptet auch Zeichencharakter für Naturdinge. Und das kann auch heißen, daß nicht nur ein Zusammenhang von Naturdingen, sondern auch ein Verweisungszusammenhang dieser Dinge unabhängig von Bewußtseinssubjekten, die sie wahrnehmen oder praktische mit ihnen umgehen, unterstellt wird. Gegen beides soll im Folgenden zugunsten einer Auffassung argumentiert werden, die den Zeichencharakter von Naturdingen leugnet und die Gegenstands-, Materialgebundenheit von Sprachgegenständen (Zeichen) behauptet.

Diese Auffassung verlagert die Erklärung von Zeichen' und damit der Sprachgenese in den menschlichen Erfahrungsprozeß. Um dies entwickeln zu können, führe ich die Unterscheidung von - im Sinne einer praktischen Wissenschaftsauffassung - "abstrakter" und "konkreter" Erfahrung ein. Unter einer "abstrakten" Erfahrung ver-

stehe ich, daß man Kenntnis von der Existenz, den Eigenschaften und Funktionsweisen eines Gegenstandes haben kann, ohne sie selbst im Umgang mit oder durch Beobachtung des Gegenstandes gemacht zu haben. Das heißt, daß man Erfahrungen aneignen kann, die andere gemacht haben. Das läßt umgekehrt die Vermutung zu, daß man Erfahrungen machen kann, ohne daß man sie selbst aneignen kann. "Konkret" dagegen wäre Erfahrung im praktischen Sinn nur dann zu nennen, wenn sie vom selben Erfahrungssubjekt nicht nur angeeignet oder nicht nur gemacht, sondern gemacht und angeeignet wäre.

Im Zusammenhang der Untersuchung des Zeichenbegriffs in Verbindung mit dem Erfahrungsbegriff ist nun eine schon mehrfach gebrauchte Unterscheidung der Begriffe 'Ding' und 'Gegenstand' explizit zu machen. Diese Unterscheidung wurzelt in der Auffassung, daß der menschliche Erfahrungsprozeß homogen ist mit dem Prozeß der Vergegenständlichung der Natur im Verlauf der phylogenetischen Sozialisation des Menschen (der Menschwerdung des Evolutionszweigs der Hominiden, wie sie u. a. in Holzkamp (73) dargestellt wird.) Die neuere Forschung (s. a.a.O. 111 f) gibt als charakteristisches Merkmal des Übergangs vom Tier zum Menschen die Herstellung von Werkzeugen, genauer: den "Übergang von der Ad hoc-Werkzeugherstellung zur Werkzeugherstellung für eine künftige Gelegenheit" (a.a.O., 112) an. Erkenntnistheoretisch stellt sich die Bearbeitung von Naturdingen zu Werkzeugen als eine Vergegenständlichung menschlicher Bedürfnisse dar, in der "die stoffliche Realität und die 'Menschlichkeit' der Welt ... durch die Arbeit zu einer Einheit geworden" sind (a.a.O., 119). Wird der Begriff 'Gegenstand' für die Entwicklungsstufe der Gesellschaftswerdung des Menschen reserviert, so dürfte auf der tiereischen ("organismischen") Entwicklungsstufe von Sinneseindrücken nicht als von Wahrnehmungen, von ihren Inhalten nicht als von Gegenständen im eigentlichen Sinn gesprochen werden. Wie die neueren For-

schungen aber zeigen, findet sich Werkzeuggebrauch und mindestens auch Ad hoc-Werkzeugherstellung auch im weiteren tierischen Verwandtschaftsbereich der Hominoiden, die neben den Hominiden (den fossilen und rezenten Menschenähnlichen) die Pongiden (fossile und rezente Menschen=affen) umfassen. Auch im tierischen Entwicklungsstadium werden also Bedürfnisse "in entäußerter, sinnlich-gegenständlicher Form" (a.a.O., 118/9) von Werkzeugen vergegenständlicht. Dies zeigt aber nur, daß die Übergänge fließend sind und nicht nur zwischen Menschen und Menschenaffen, sondern sozusagen - wie zu vermuten ist - durch sämtliche Evolutionsstufen in der ganzen Variationsbreite "hindurchfließen".

Erkenntnistheoretisch verallgemeinernd läßt sich jedenfalls sagen, daß schon für die primitivsten Formen sinnlicher Erkenntnis (Erfahrung) die weltverändernde Tätigkeit des Erkennenden notwendige Voraussetzung ist. 1) Jeder Akt der Wahrnehmung von Gegenständen setzt also die vorhergehende Veränderung von Naturdingen 2) zu Gegenständen bestimmter Bedürfnisse des Wahrnehmenden voraus. Dinge werden also zu Gegenständen im Sinne von Mitteln zum Zweck der Bedürfnisbefriedigung gemacht. Die erkenntnistheoretische Grundkategorie 'Gegenstand' ist also eine durchgängig praktische Kategorie. Anders formuliert: jeder Erkenntnistätigkeit geht notwendig eine praktische Tätigkeit voraus. In der materialistischen Interpretation des dialektischen Erkenntnisbegriffes Hegels durch Marx läßt sich ein Erkenntnisakt (auch schon auf der Ebene "einfacher" Gegenstandswahrnehmungen) als "Identifikation" im Sinne der "Aufhebung" der Entäußerung von 'Menschlichkeit' in stofflicher Realität, wie wir es oben bei Holzkamp formuliert fanden, verstehen. 'Aufhebung als

-----

- 1) Unter 'Welt' sei hier in Ahnlehnung an Wittgensteins Tractatus die Gesamtheit von Tatsachen zu einem bestimmten Geschichts-Zeitpunkt verstanden.
- 2) Vielleicht ließe sich darin sinnvollerweise ein ontologisches Äquivalent der empiristischen "Sinnesdaten" sehen.

metadialektische Kategorie besagt aber die Negation einer vorgängigen Negation, also in unserem konkreten Fall: die Verneinung der Entäußerung eines menschlichen Bedürfnisses in stofflicher Realität; d.i. die Verinnerlichung von Gegenständlichkeit. Nehmen wir dieses Bild der Verinnerlichung nicht nur im wörtlichen Sinne der "Einnahme" (z.B. eßbarer) Gegenstände, die zu solchen Gegenständen immer durch ein Minimum an weltverändernder Tätigkeit entsprechend dem Entwicklungsstand menschlicher Bedürfnisse geworden sind. Dies gilt auch im Falle reiner Naturprodukte. Sie müssen gepflückt, ausgegraben usw. werden. In jedem dieser Fälle liegt ein Minimum an "Erfahrung" über ihre Eßbarkeit vor. Sprechen wir aber auch von Verinnerlichung als Metapher für den Erkenntnisbegriff: dann bedeutet sie, daß das, was an einem Gegenstand, d.i. der stofflichen (dinglichen) Einkleidung (Realisierung) eines menschlichen Bedürfnisses (Intention) "äußerlich" ist - eben das Stoffliche, Dingliche, das dialektisch gesehen ja selbst eine Negation (Veränderung, Veräußerung) von etwas "Innerem" (dem Bedürfnis, der Intention) darstellt -, negiert wird. Die Rede von 'Identifikation', d.i. 'Herstellen von Identität', besagt dann, daß der Erkennende (Wahrnehmende) im Gegenstand seiner Erkenntnis durch Negation der Dinglichkeit des Gegenstandes seinen eigenen (menschlichen) Anteil an der Gegenständlichkeit des betreffenden Dinges wiederfindet. Der Erkennende identifiziert also über den Gegenstand sich mit sich selbst. Anders formuliert: ein Ding wird als Gegenstand erkannt, wenn an ihm das Bedürfnis (die Intention), das (die) in ihm verdinglicht (realisiert) ist, wiedergefunden ist. Was wir erkennen, d.h. wodurch uns ein Ding zum Gegenstand der Erkenntnis wird, ist also das Bedürfnis (die Intention), die das Motiv war, ihn allererst zum Gegenstand zu machen. Läßt sich in diesem Sinne sagen, daß produktive (weltverändernde) Praxis (auf gesellschaftlicher Stufe: Arbeit) notwendige Bedingung von Erkennt-

nis ist, so ist zu ergänzen, daß sie damit nicht zugleich hinreichende Bedingung ist. Erkenntnis ist notwendig und hinreichend nur erklärt, wenn der produktiven Praxis die konsumtive Praxis der Aneignung eines Erkenntnisgegenstandes entspricht. Diese Aneignungstätigkeit läßt sich aber als der umgekehrte Vorgang der produktiven Tätigkeit begreifen, als Re-Produktion, d.i. die Rückverfolgung der Gegenstandsgenese bis zu jenem Bedürfnis (Intention), das (die) die Veränderung des Naturdings in einen Gegenstand motiviert hat. Meine Behauptung nun, daß sich der Erfahrungsbegriff notwendig und hinreichend durch die Begriffe produktiver und konsumtiver Praxis erklären lasse, schließt aber nicht aus, daß der Produzent und der Konsument von Erfahrung verschiedene Personen sind. Jeder produktiv Tätige macht Erfahrung in dem Sinn, daß er die Voraussetzung für die mögliche Aneignung von Erfahrung schafft. Seine Erfahrung bleibt aber "blind", auf der Ebene bloßer unsystematischer Sinnes-Eindrücke, wenn es ihm nicht gelingt, die Intentionen, deren Verdinglichung er selbst in seiner produktiven Tätigkeit leistet, im Aneignungsakt, d.h. der Identifikation des entstandenen Gegenstandes mit der für seine Gegenständlichkeit konstitutiven Intention, zu reproduzieren, bzw. rekonstruieren (s. Einl. und Kap. 1.3). Der bloße Produzent von Erfahrung ist also das lebende Musterbeispiel des Erkenntnisbegriffs der Sinnesdatentheoretiker. (Daß aber jeder weltverändernd Tätige notwendig Erfahrung produziert, läßt sich leicht einsehen, wenn man daran denkt, daß jede Tätigkeit mit Körperbewegungen verbunden ist, die vom Organismus durch efferente Impulse verursacht nur dann zu einem organisierten zielgerichteten Bewegungsablauf führen, wenn die dabei auftretenden Reize der beteiligten Organe im Sinne eines einheitlichen Steuerungssystems afferent rückgemeldet werden. Die sogenannte Reafferenz-Theorie spricht in diesem Zusammenhang von der "Einheit von sensorischer Rezeption und motorischer Aktivität des Organismus" (Holzkamp

(73), 94). Ein Großteil dieser Bewegungen läuft ab einer gewissen ontogenetischen Entwicklungsstufe automatisch ab. Die dabei auftretenden Sinnesdaten werden nur in Störfällen wahrgenommen. Jedes menschliche (und tierische) Individuum produziert so jederzeit während seines Lebens eine Menge von möglicher Erfahrung, ohne sich ihrer bewußt zu sein. Dies läßt sich von der Ebene der Naturerkenntnis auf die Ebene gesellschaftlicher Einsichten übertragen. Auch hier werden durch die (produktive, konsumtive oder kommunikative) Praxis der Gesellschaftsmitglieder ständig Erfahrungen erzeugt, bleiben aber "blind" (unbewußt), solange sie von ihnen nicht auch angeeignet werden können.

Umgekehrt bleibt Erfahrung, die angeeignet wird, ohne selbst produziert worden zu sein, abstrakt. Abgeschnitten von der "Produktions-Erfahrung" bleibt für den Erfahrenden der in einem Ding vergegenständlichte Zweck eines Gegenstandes wertlos, solange er ihn nicht in seiner Anwendung (im Gebrauch) zu rekonstruieren imstande ist. Die Aneignung eines Gegenstandes führt also nur dann zu konkreter Erfahrung, wenn sie in der Anwendung seinen Zweck (Gebrauchswert) durch Rekonstruktion der Intention, die seine Herstellung initiiert hat, realisiert.

Angewendet auf den Zeichenbegriff führt aber nun die praxisfundierte Unterscheidung von Erfahrungsproduktion und -aneignung zu folgenden Ergebnissen. Grundlage der Zeichenfunktion ist also - im Sinne von Holzkamps "Gegenstandsbedeutungen" - die Produktion von Gegenständen. Ein Ding wird zum Gegenstand der Wahrnehmung, wenn es als etwas erkannt wird. 1) Insofern ist jede Wahrnehmung, jede Erkenntnis konstitutiv für eine Zeichenrelation (s. dazu auch Schlick (18) und p. 165 dieser Arbeit.) Der "sinnhafte Aufbau der Welt" setzt also

-----  
1) Etwas wird als etwas identifiziert. Das läßt sich auch

nicht Sprache voraus, sondern ist der Entwicklung von Sprache selbst notwendig in Form der Produktion von Gegenständen (für die Erfahrung in Zusammenhang mit der Produktion von Gegenständen für die Befriedigung materieller Bedürfnisse) vorausgesetzt. Der Zeichencharakter (die "Bedeutungshaftigkeit" (Holzkamp)) der Gegenstände gibt damit das Modell zur Erklärung der Bedeutungshaftigkeit der Sprachzeichen ab. Die Sinnhaftigkeit, die wir im praktischen Umgang mit Dingen in die Welt tragen und sie damit zum Gegenstand unserer Erfahrung oder unseres Denkens machen, muß dann für Sprachbedeutungen hinsichtlich des speziellen Gegenstandsbereichs der sprachlichen Bedeutungsträger oder Sprach-Gegenstände, wie ich auch sage, erklärt werden.

Neuere Ansätze zu einer materialistischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie (vgl. Ruben (76), (77)) lassen sich dabei für eine Sprachentstehungstheorie fruchtbar machen. Ruben greift auf die Marxsche Analyse der Wertform zurück, in der für den Bereich der Politischen Ökonomie die Entwicklung von der relativen Wertform (Tauschbarkeit beliebiger Materialien gegeneinander unter Voraussetzung ihrer Wertgleichheit) zur absoluten Wertform (die Auszeichnung eines bestimmten Materials (Edelmetall) zum generellen Tauschmittel (Geld)). Wie die weitere Entwicklung zum Papiergeld und zum bargeldlosen Zahlungsverkehr zeigt, repräsentiert das Geld nicht den Sonderwert eines bestimmten Materials (z.B. Gold), sondern ein beliebiges, auch relativ "wertloses" Material (z.B. Papier) kann die Geltung einer bestimmten (ökonomischen) Wertfunktion repräsentieren. Die Realisierung dieser Wertfunktion sind die konkreten Tauschhandlungen, die in der Form

-----

als Umschreibung des dialektischen Reflexionsbegriffes fassen. (s. G.W.F. Hegel (66), 28).

der jeweils historisch geltenden Normen des gesellschaftlichen Praxissystems vorgenommen werden. Die ökonomische Wertform ist also eine Funktion über dem System der ("materiellen") Handlungen der Mitglieder einer historisch existierenden Gesellschaft, die diese Handlungen allererst zu einem gesellschaftlichen Praxissystem bestimmter Form macht. Entsprechend der oben aufgezeigten Abhängigkeit des kognitiven Aspekts gesellschaftlicher Praxis (Gleiches gilt für die ethischen, ästhetischen usw. Aspekte) vom materiellen Aspekt läßt sich die kognitive Wertform (der Wahrheits-Wert von Aussagen, der Informations-Wert von Mitteilungen, usw.) als Funktion über dem System gesellschaftlicher Praxis bestimmen. Jede der genannten Wertarten repräsentiert also einen bestimmten Aspekt einer soziohistorischen Praxisform, bzw. konstituiert die spezifische soziohistorische Form eines Handlungssystems. 1)

Ich habe zu zeigen versucht, daß und wie die kognitive Praxis (wie jede andre Praxisart) an materielle Träger gebunden ist. Diese materiellen Träger sind hier die Sprachlaute oder Schriftzeichen usw., die sich - wie oben angedeutet - als ausgezeichnetes "Erkenntnis-Tauschmittel" auf der Entwicklungsstufe der absoluten "Erkenntnis-Wertform" verstehen lassen. Daß und um welche Laute oder Schrift- oder sonstiges Material es sich dabei handelt, ist prinzipiell genauso zufällig, wie die Affinität vom Gold oder Papier zum Geld.

- 
- 1) Ich verwende hier den Begriff 'Handlungssystem' oder 'Praxis' als Äquivalent des Begriffs 'Tatsachensystem' oder 'Welt' als System der Handlungen einer definierten Menge von Akteuren in einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte. 'System' wird dabei als strukturierte oder geordnete Menge verstanden, d.h. eine Menge, zwischen deren Elementen bestimmte systemdefinierende Relationen festgelegt sind.

Angewendet auf die kritisierte Unterscheidung natürlicher und künstlicher Zeichen, die ich als Ausdruck der Idealismen der "realistischen" und "formalistischen" Erklärungsmodelle verstehe, besagt der skizzierte Ansatz einer praktischen Zeichentheorie folgendes:

Das realistische Modell kann auf materielle Träger sprachlicher Bedeutung nur verzichten, weil sie an die Existenz idealer Gegenstände (Begriffe<sub>0</sub>) glaubt. Sie betont einseitig den Gegenstandsaspekt von Sprache, aber - da sie den Gegenstandsbegriff nicht konkret als Funktion von Tätigkeit und Material zu fassen vermag 1), betont sie ihn idealistisch. Umgekehrt betont das formalistische Modell den Praxisaspekt der Sprache. Die Sprachzeichen üben nach dieser Auffassung ihre Funktion nur in der Anwendung. Für diese Anwendung soll es keinerlei gegenständliche Schranken geben, sondern bloße Handlungsanweisungen (Regeln), die den identischen Gebrauch garantieren sollen. Auch hier wird die Sprache idealisiert - zu einer freischwebenden Handlungsform. Worüber hier gehandelt oder womit hier gehandelt wird, bleibt außer Betracht.

Beide Modelle andererseits betonen einen wesentlichen Aspekt von Sprache, der Realismus den objektiven (Inhalts-), der Formalismus den subjektiven (Praxis-, Form-) Aspekt. Jedes aber betont den seinen unter Abstraktion vom Aspekt des andern. Beide bleiben daher insgesamt abstrakt und entwerfen ein einseitiges und (durch die unzulässige Generalisierung der einen Seite) idealistisches Bild von Sprache (Zeichen). Im Hintergrund des Realismus taucht ein ideales Gebilde starrer, ewig unveränderlicher Objektivität auf, das das Subjekt bloß hinnehmen muß, aber niemals verändern kann. Das Verhält-

-----

1) Auch ihr Handlungsbegriff wird damit idealistisch; vgl. Husserls "intentionale Akte", von denen er einfach nie konkret zeigen kann, worin (in welchem erfahrbaren Material) sie eigentlich bestehen.

nis von Subjektivität und Objektivität wird hier vergleichbar dem autoritären Welt- und Gesellschaftsbild des Feudalismus als Rück-Bindung (religio) der Handlungen des Subjekts an ewig unveränderliche Werte gesehen. Das Welt- und Gesellschaftsbild, das sich aus der formalistischen Auffassung der Stellung von Subjektivität und Objektivität extrapolieren läßt, ähnelt dagegen dem der bürgerlichen Aufklärung, dem Gesellschaftsvertrag. Wie die Aufklärer stellen sich die Formalisten ihre Subjekte offenbar als freie und gleiche Bürger vor, die sich an keine objektiven Bedingungen gebunden, nur ihren privaten Interessen verpflichtet fühlen, und das daraus entstehende Faustrechtschaos durch angeblich von allen und zum Nutzen aller Bürger eingegangene Verträge mildern.

Bei Carnap war von der Gleichgültigkeit der Gestalt und Materialbeschaffenheit der Sprachgegenstände die Rede, mit der zur Legitimierung formaler Behandlung des Zeichenbegriffs argumentiert wurde. An Holzkamps Versuch der Rekonstruktion von Sprach- aus Gegenstandsbedeutungen läßt sich ein "praktisches" Erklärungsmodell für die Auffassung ableiten. Die Rede von "Gegenstandsbedeutungen" sollte ja besagen, daß wir in der Wahrnehmung unserer Umwelt nicht bloß Sinnesqualitäten - "figural-qualitative Gegebenheiten" wie Holzkamp in (73), 25 sagt - erfahren, sondern Gegenstände oder Welttatbestände, die als solche auf den ganzen praktisch-theoretischen gesellschaft-

lichen Erfahrungszusammenhang verweisen, aus dem sich die Umwelt des Menschen für ihn erst zu einem Gegenstand seiner Erfahrung und seines Erkennens entwickelt hat. Grundlage, sagten wir, dieser Differenzierung der Welt in Gegenstandskategorien, d.i. die begriffliche Ordnung der Welt nach ihrer gegenständlichen, praktischen Bedeutung für den gesellschaftlichen Menschen, ist (nach Marx) die durch Arbeit am Rohstoff der Natur bewirkte Vergegenständlichung menschlicher Bedürfnisse. Ein einzelner Hammer, d.i. ein bestimmter Wahrnehmungsgegenstand, der für mich die Gegenstandsbedeutung eines Hammers hat, ist realisiert in seinen individuellen figural-qualitativen Eigenschaften, die Vergegenständlichung allgemein menschlicher (gesellschaftlicher) Bedürfnisse nach einem Schlaginstrument von bestimmter Handlichkeit, Härte, Schwere usw. Es sind also durchaus die an den zugehörigen Rohstoffen bewirkten dinglichen Qualitäten dieses Wahrnehmungsgegenstandes, die hier als Zeichen für seine "Gegenstandsbedeutung" fungieren.

In diesem Sinne ist der Begriff der Arbeit konstitutiv für den Gegenstandsbegriff; Arbeit im Sinne von Bedürfnis- oder Gebrauchswertvergegenständlichung, wie Holzkamp auch sagt. Im Übergang von der Frage nach der Gegenstandskonstitution für das menschliche Bewußtsein zur Frage nach der Konstitution der speziellen "Sprachgegenstände", der Zeichen, führt Holzkamp den Begriff der "Gebrauchswertantizipation" ein. Gemeint ist damit Folgendes: in der Aktivitätsfolge, wo ein Affe einen in seinem Gesichtsfeld liegenden Stock ergreift, um damit Bananen vom Baum zu schlagen, hat das Ergreifen des Stockes, bzw. der Stock als Gegenstand, für den Affen nur Bedeutung in bezug auf das Herabschlagen der Banane. Im Ergreifen des Stockes muß er also den Endzweck seiner Aktivitätsfolge vorwegnehmen. Seine Tätigkeit gewinnt dadurch etwas Planvolles, Zielvolles, in die Zukunft gerichtetes.

Gehen wir von dieser tierischen Vorform von Gebrauchswertantizipationen zur Situation des werkzeugherstellenden Menschen über, so zeigt sich als Unterschied: "Bei der Gebrauchswertantizipation wird ... nicht die Erreichung eines singulären, realen Aktivitätszieles (wie einer Banane) vorweggenommen, antizipiert werden vielmehr allgemeine Gebrauchseigenschaften eines Dinges, die ihm jetzt noch nicht zukommen, die es durch die herstellende Tätigkeit erst gewinnen soll." (Holzkamp (73), 122/3) Wie Leontjew in (73) darauf hinweist, ist die Fähigkeit des Menschen, zu "handeln", d.h. seine Tätigkeiten planvoll zu verrichten, historisch verbunden mit der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit. Anhand der Arbeitsteilung einer Gesellschaft von Jägern erklärt er das, was bei Holzkamp unter Gebrauchswert-Antizipation gemeint ist, als Trennung von Ziel und Motiv der individuellen Tätigkeit im Rahmen der Kooperation. Wenn wir uns die Arbeitsteilung in dem Beispiel als eine zwischen Freibern und solchen, die das Wild schließlich töten, vorstellen, so ist das Ziel des Treibers - das Wild aufzuscheuchen - seinem Motiv, es einzufangen zum Zwecke des Verzehr - geradezu entgegengesetzt.

Die eigentliche Entstehung von Sprache wird auf dieser Erklärungsbasis meist durch eine Art Herauslösung oder "Verselbständigung" einzelner Handlungsabschnitte eines Aktivitätszusammenhangs erklärt.

Ausgangspunkt einer "gestischen" Erklärung der Sprachentstehung, wie sie u.a. G.H. Mead vorgenommen hat, ist eine gesellschaftliche Handlungssituation, in der die Teilnehmer durch ihre Körperbewegungen nicht nur auf irgendwelche Arbeitsgegenstände, sondern auch auf ihre Mitarbeiter einwirken. Ebenso wie die Gegenstände seiner Umwelt haben auch seine Mitmenschen und deren Bewegungen für den Menschen "Bedeutung". Selbst für Tiere haben die Körperbewegungen (willkürliche oder unwillkürliche)

anderer Tiere eine "Bedeutung". Das Sträuben der Nackenhaare beim Hund wird für jeden anderen Hund z.B. "Angriff" bedeuten und er wird sich instinktiv dieser Wahrnehmung gemäß verhalten. D.h. er paßt sein Verhalten der Bedeutung der von ihm wahrgenommenen Körperbewegung des anderen Tieres an.

Ebenso können wir in einer Situation gesellschaftlicher Kooperation davon ausgehen, daß die Körperbewegung der Situationsteilnehmer für sie gegenseitig einen Anpassungseffekt haben. Ein Beispiel, wie eine bestimmte Bewegung oder eine Bewegungsfolge zu einer Geste wird zu einer Bewegung, der der "praktische Kontakt mit dem Gegenstand und damit auch die Anstrengung fehlt" (Leontjew (73), 175), läßt sich leicht ausdenken. Man stelle sich z.B. eine Situation vor, wo ein schwerer Baumstamm weggetragen werden soll, aber die Kräfte der Kooperanten nicht ausreichen. Hier kann ein Bewegungsablauf des Körperbeugens, einer bestimmten gleichzeitigen Armstellung bzw. -bewegung ohne dabei den Baumstamm zu ergreifen - soz. in die "Luft" gemacht - zur Geste werden, die unter Umständen mehrmals wiederholt Umstehende zur Kooperation motivieren soll.

Von der subjektiven Seite der Zeichenentstehung her betrachtet, ist die Geburtsstunde der Geste und damit des Zeichens das Loslösen bestimmter Körperbewegungen vom Gegenstand der durch sie ausgeführten Tätigkeit. Aus der praktisch gegenstandsverflochtenen Handlung wird die Symbolhandlung. Das Zeichen ist als Geste aber zunächst noch unmittelbar gebunden an den Zeichengebenden - an den, der die Zeichen-Handlung ausführt. Das gilt sowohl für Gesten i.S. einfacher Körperbewegungen ebenso wie für "vokale Gesten" (Mead). Allerdings stellt die vokale Geste, aus der sich nach Mead die Lautsprache entwickelt, eine höhere Stufe der Ablösung aus dem unmittelbar praktischen Handlungszusammenhang dar als die nichtvokale Geste.

Tatsächlich ist es wahrscheinlich müßig, darüber zu spekulieren, ob Körper- oder Vokalgesten ursprünglicher sind. Zweifelsohne hat der primitive Mensch seine Arbeitsverrichtungen mit bestimmten Lauten, die ebenso wie Gegenstände und Körperbewegungen natürlich (in animalischen Vorformen auch schon im Tierreich) "Gegenstands"-Bedeutung für ihn haben mußten, begleitet. Offenbar muß man hier von Anfang an von einer engen Verbundenheit und einem engen Zusammenspiel von gestischen und vokalen Ausdrucksbewegungen ausgehen, wie sie auch heute noch mit einer starken Verschiebung nach dem Vokalgestus in kommunikativen Bewegungen gegeben ist. Neuere Forschungen in der Ethnomethodologie (s.z.B. Ciourel (75), Garfinkel (67) ) haben ergeben, daß die sprachlautbegleitenden Ausdrucksbewegungen ein unerläßliches Mittel zur Kontextualisierung der Bedeutungen sind, damit situatives sprachliches Verständnis überhaupt möglich wird.

Eine zweifellos noch höhere Stufe der Loslösung der Ausdruckshandlung aus dem ursprünglichen praktischen unmittelbar gegenstandsverflochtenen Handlungszusammenhang stellt die Benützung körper-unabhängiger Ausdrucksträger (die optischen und akustischen Medien; als erstes: die Schriftsprache) dar.

U. Maas spricht in (73) hinsichtlich der Loslösung von Handlungsteilen aus einem ursprünglich integrierten Handlungszusammenhang von einem Abstraktionsprozeß. Was bei Leontjew als Trennung von Ziel und Motiv einer Handlung angesprochen wurde, wird von ihm als "Verselbständigung des umfassenderen Situationszusammenhangs gegenüber dem aktuellen" bezeichnet. D.h. Antizipation des Motivs gegenüber dem Ziel der aktuellen Tätigkeit beruht nach ihm auf der Abstraktion, d.i. der Loslösung der Vorstellung aus der unmittelbar bedürfnisgesteuerten Aktivitätsbindung. Wichtig dabei ist aber, daß er betont:

"Eine Verselbständigung eines Situationszusammenhanges gegenüber der unmittelbaren Situation setzt aber voraus, daß sie an etwas festgemacht wird; bei den Tieren können wir metaphorisch davon sprechen, daß diese Verselbständigung in den Chromosomen dinglich vorliegt. Ein mögliches Verfügen über die Verselbständigung (d.h. ihre prinzipiell mögliche Aufhebung) setzt aber voraus, daß sie nicht dinglich gegeben ist; d.h. sie kann nur symbolisch gebunden sein. Damit haben wir zugleich eine erste Bestimmung von Sprache gewonnen: Sprache ist die symbolische Bindung von Situations- (Handlungs-) Zusammenhängen". (Maas (73), 41).

Mißverständlich ist hier vielleicht die unklare Unterscheidung von "dinglicher und "symbolischer" Bindung. Die Rede von der "nicht dinglichen" Gegebenheit der Handlungsverselbständigung könnte dabei vermuten lassen, daß ihre symbolische Bindung einer materiellen Basis entbehren kann. Genau gegen diese Auffassung haben wir aber versucht, eine Rekonstruktionsskizze der Herleitung des Zeichenbegriffs aus dem gesellschaftlichen Handlungsbegriff zu entwerfen. In den meisten Zeichentheorien wird nämlich der Dingcharakter von Zeichen als irrelevant für die Ausübung ihrer sprachlichen Funktion betrachtet. Auch wenn man in handlungstheoretisch fundierten Sprachauffassungen von den "grammatischen Kategorien als geronnener Arbeit" (Maas (72), 192) spricht, darf nicht übersehen werden, daß Sprache ebenso wie Arbeit auch an materielle, dingliche Bedingungen der Sprachgegenstände bzw. Arbeitsgegenstände gebunden ist. Auch symbolische Handlungen haben immer eine materielle Basis, werden an Symbol-, Zeichengegenständen vollzogen. Die Funktion dieser Gegenstände als Zeichen muß daher an ihren Wahrnehmungseigenschaften ebenso ablesbar sein, wie nach der Theorie der Gebrauchswert-Vergegenständlichung am Arbeitsprodukt das Bedürfnis ablesbar ist, das in ihm durch Arbeit vergegenständlicht wurde. Denn wie auch immer: das was die-

se Sprachgegenstände bedeuten, ist für einen Hörer oder Leser nur verständlich aufgrund der Wahrnehmung dieser Gegenstände. Dabei muß 'Wahrnehmung' hier ebenso wie in der Theorie der Gegenstandsbedeutungen besagen, daß nicht einfach Sinnesqualitäten (Form, Farbe, stoffliche Eigenschaften) wahrgenommen werden, sondern Sinnesqualitäten, die auf einen Bedeutungszusammenhang verweisen. Mindestens müssen - geht man wie Maas von der symbolischen Bindung von Handlungszusammenhängen als der eigentlichen Funktion von Sprache aus - diese Handlungszusammenhänge so in den Zeichen vergegenständlicht sein, daß sie für den Hörer oder Leser durch die Verständnishandlung reaktivierbar sind. Erklärt man nun die Entstehung von Sprache als Loslösungs- oder Verselbständigungsprozeß von Handlungszusammenhängen gegenüber der aktuellen Handlungssituation i.S. eines Abstraktionsprozesses, so entsteht das von der Erscheinungsebene her richtige Bild, als seien Sprechhandlungen von der materiell gegenständlichen Grundlage von Handlungen im allgemeinen unabhängig. Sprachentwicklung als Loslösung der Sprech- oder Zeichenhandlung von den Arbeitsgegenständen, an die sie ursprünglich als ihren "gegenständlichen" Bedeutungsträgern unmittelbar gebunden waren, und Übertragung auf zunehmend situationsunabhängigere Zeichengegenstände (Vokalgesten, Laute, Schriftzeichen usw.) gibt einerseits objektiv die Möglichkeit immer noch weitergetriebener Loslösung (Abstraktion) von der materiellen Basis von Sprechhandlungen; d.i. schließlich die Möglichkeit willkürlicher Verabredung von Zeichen von beliebiger Gegenständlichkeit und damit die Formalisierbarkeit von Sprachen. Und erweckt andererseits angesichts konkret erfahrener Realisierbarkeit dieser Möglichkeiten subjektiv den Anschein, als sei Sprache prinzipiell unabhängig von den materiell gegenständlichen Bedingungen ihres Gebrauchs (Realismus) oder sei prinzipiell verabredet, bzw. regelgeleitet (Empirismus, Konventionalismus); und d.h. im letzteren Fall: ist

das Ergebnis der Entscheidungswillkür sprachstiftender Subjekte, die irgendwelchen materiellen Bedingungen ihrer Übereinstimmbarkeit, d.i. den konkreten Bedingungen einer vorausgehenden Verhandlungssprache, nicht als unterworfen gedacht werden. Die konventionalistische Sprachauffassung beläuft sich damit offensichtlich auf eine subjektiv idealistische Einstellung zum Sprachproblem.

Es zeigt sich also, daß die Möglichkeit der Verabredbarkeit, der Formalisierbarkeit von Sprachen, daß die Erscheinung der Zeichenunabhängigkeit von Sprachen, zu dem empirisch richtigen, aber theoretisch falschen Bewußtsein der Zeichenunabhängigkeit - Zeichen als konkret materielle Sprachgegenstände verstanden! - von Sprache überhaupt geführt hat.

### 3. Sprache als Bedeutung

Im vorangehenden Abschnitt ging es um die Gegenständlichkeit von Sprache.

Die abstrakte Fragestellung nach Sprache als Gegenstand, als Zeichen, die im bloßen Rückgriff auf Fragestellungen der formal-funktionellen Eigenschaften der spr. Zeichen den materiellen Charakter der Sprache verschleiert, erfährt nun der herrschenden Auffassung des UZ nach scheinbar eine Konkretisierung in der Analyse des Verhältnisses zwischen Zeichen und dem, was es bezeichnet. Der Ausdruck 'Bezeichnung' soll hier also noch nicht terminologisch festgelegt (i.S. von 'Denotation', 'Referenz' o.ä.) verstanden werden.

Wir sind an die Sache des letzten Kapitels mit dem Modell vom Zeichen als (sinnlichem) Gegenstand, der einen andern (sinnlichen oder nichtsinnlichen) Gegenstand repräsentiert, herangegangen: ein Zeichen ist ein Gegenstand, der an Stelle eines andern aufgefaßt wird.

Unsere Frage war dann, welche Eigenschaften ein Gegenstand besitzen muß, um einen anderen repräsentieren zu können. Als Antworten sind wir auf die Unterscheidung von natürlichen und künstlichen Zeichen gestoßen; bei

jenen sollten die Zeicheneigenschaften objektiver, bei den letzteren subjektiver Natur sein, wobei allerdings die wirkliche Objektivität und Subjektivität der Zeichen verschleiert wird.

Dazu ist noch einmal klarzustellen, daß im einen wie im andern Fall tatsächlich nie von Eigenschaften der Zeichen selbst, sondern von deren Beziehungen zu andern Gegenständen, in denen ihre Zeichenfunktion liegt, die Rede war. Die Kausalität, auf der die Zeichenfunktion der indexikalischen Zeichen beruhen sollte, ist keine Eigenschaft eines Gegenstandes; die Frage kann höchstens sein, ob sie als Beziehung zwischen zwei Gegenständen gebunden ist an bestimmte Eigenschaften von ihnen. Dasselbe gilt für ikonische Zeichen; hier ist die Frage: "welche Eigenschaften muß ein Gegenstand haben, damit er einem andern ähnlich ist?". Ich habe darauf hingewiesen, daß mit einer Reduktion der "natürlichen" Zeichenfunktion auf objektive Eigenschaften von Naturgegenständen auf allgemeinste erkenntnistheoretische Fragestellungen des Verhältnisses von Bewußtsein und Gegenstand verwiesen wird. Wenn also mit der Unterscheidung von natürlichen und künstlichen Zeichen im UZ sozusagen auf eine natürliche Grundlage unseres Zeichenverständnisses unter Umgehung der dahintersteckenden erkenntnistheoretischen Probleme verwiesen sein sollte, dann erklärt der Verweis auf diese "Grundlage" bis zur Explikation dieser Probleme überhaupt nichts; im Gegenteil: er verschleiert die eigentlichen Fragestellungen.

Im Hinblick auf diese habe ich im letzten Abschnitt - wie ich es auch überall sonst im Rahmen dieser Arbeit tue - vorgeschlagen, den Begriff der Objektivität, an dem sich diese Fragestellungen aufhängen lassen, nur

als historisch restringierten zu verwenden; d.h. von 'Objektivität' nur gebunden an die jeweils historisch zu spezifizierenden Bedingungen des gesellschaftlichen Erfahrungsprozesses, der "die" Objektivität(von Gegenständen, Sachverhalten) auffaßt, zu sprechen.

Unter dieser Voraussetzung läßt sich - so habe ich versucht zu zeigen - die Unterscheidung von natürlichen und künstlichen (sprachlichen) Zeichen nicht aufrechterhalten. Das, was einen Gegenstand zum Zeichen eines andern macht, muß dann aus denjenigen Bedingungen des gesellschaftlichen Erfahrungsprozesses verstanden werden, die die historisch spezielle Struktur des "Weltbildes" (s. zur Erklärung dieses Begriffes w.u. den Abschnitt "Grammatik als Ideologie") einer Gesellschaftsform festlegen.

Wir nehmen im vorliegenden Abschnitt zusätzlich zu der Dimension der Sprache als Zeichen-(Gegenstand) die Bedeutungsebene hinzu. Wir haben gesehen, daß die Zeichentheorien, die wir für den UZ als repräsentativ genommen haben, auf eine "Immaterialisierung" des Sprachbegriffes abzielt. Die Erklärung der sprachtheoret. Beliebtheit des Gegenstandscharakters von Sprachen ist nur Vorbereitung zur Idealisierung sprachl. Bedeutungskonzeption.

Als repräsentativ für die verschiedenen Bedeutungsbe-  
griffe des UZ - ich beschränke mich dabei, um es nochmals zu erwähnen, auf die Anstöße, die die Sprachphilosophie aus der formalen Logik erfahren hat - werde ich den Bedeutungsbe-  
griff der modelltheoretischen Semantik zu entwickeln versuchen. Die Beschränkung auf formale Bedeutungsmodelle erfolgt hier auch aus dem Grund, weil Wittgensteins Ansätze zu einer pragmatischen Kritik der formalen Sprachauffassung und deren Erweiterung in Richtung auf eine "praktische" Sprachphilosophie implizit

im Vorangehenden dargestellt wurden. Der Bedeutungsbegriff der modelltheoretischen Semantik und auch Wittgensteins Bildtheorie im Tractatus stellen Versuche einer formal korrekten Explikation der Vorstellung von Bedeutung als Übereinstimmung von Sprache und Wirklichkeit dar.

Von Stegmüller wird unter 'Semantik' jener Teil der Semiotik (=systematisch-wissenschaftlichen Untersuchung von Sprachsystemen) verstanden, der sich unter Abstraktion der "pragmatischen" Ebene mit der Beziehung zwischen sprachlichen Zeichen und dem, was es bezeichnet, beschäftigt. (Stegmüller (68<sup>2</sup>))

Im Sinne dieser semiotischen Aufteilung von Sprachanalyse in eine syntaktische, eine semantische und pragmatische Untersuchungsebene hat sich eine logische Semantik als eigenständig betriebene Spezialdisziplin in der logischen Sprachanalyse historisch später als der Aufbau syntaktischer Sprachbegriffe entwickelt.

Die für die weitere Entwicklung der formalen Logik initialen logischen Sprachsysteme von Frege, Peano und Whitehead/Russell waren - so kann man rückblickend (wenn auch nicht ganz korrekt) sagen - "syntaktisch" aufgebaut. D.h. bei den Sprachen von GG oder PM beispielsweise handelt es sich um formale Sprachsysteme, d.i. Kalküle, annähernd in dem Sinne, wie wir den Begriff von Carnaps Auffassung aus dem vorigen Abschnitt kennen. Unter einer formalen Sprache wird demnach eine (Zeichen)struktur verstanden, deren Eigenschaften allein durch die in den syntaktischen Regeln des Sprachaufbaus unter Abstraktion von jegl. Deutung der Zeichen oder ihrer (psychologischen, soziologischen) Benützungsbedingungen definiert sind. (Solche Eigenschaften einer formalen Sprache S sind z.B. 'formulierbar in S' oder 'beweisbar (ableitbar) in S'). Der Aufbau solcher formalen Sprachen erfolgte bei den klassi-

kern der formalen Logik zunächst "naiv"; d.h. diese Kalkülsprachen wurden von ihnen in Hinblick auf die Formulierung bestimmter (mathematischer) Theorien entwickelt. Die Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit des Aufbaus von kalkülisierten Sprachen aber, die bei ihnen noch direkt zweckorientiert auf den Aufbau von bestimmten Sprachen zum Ausdruck bestimmter Theorien erfolgte, wurde erst historisch später - z.B. in Carnaps "Logischer Syntax der Sprache" (s.o.) - in den Stand einer eigenständigen Theorie erhoben. Die logische Syntax ist demnach eine allgemeinere (für mehrere Sprachen) oder speziellere (für mind. eine formale Sprache) Theorie 1) der formalen Eigenschaften von (Kalkül-)Sprachen, wie z.B. von 'formulierbar in ...' oder 'beweisbar in...' .

"Dieser formale Aufbau von Kalkülen mit Hilfe der axiomatischen Methode, deren methodologischen Wert D.Hilbert (1918), (1922) nachdrücklich hervorgehoben hat, schließt jedoch Begriffsbildungen wie "Formel in der Kalkülsprache S", "beweisbar in S" ein, die keineswegs selbst Elemente der Ausdrucksmenge der Sprache S sind. Der Aufbau eines Kalküls und die Untersuchungen seiner strukturellen Eigenschaften machten deswegen eine Theorie dieser und ähnlicher Begriffe erforderlich. Diese Theorie, die auf eine oder mehrere kalkülisierte Sprachen bezogen ist, hat D. Hilbert Beweistheorie oder Methamathematik genannt. Unter dem Einfluß von L. Wittgenstein (1921), der den Zusammenhang zwischen natürlichen und formalisierten Sprachen zum Gegenstand besonders seiner philosophischen Untersuchungen machte, hat für diese Theorie R. Carnap (1934) den Namen Syntax bzw. logische Syntax eingeführt." (K.Berka/L.Kreiser, Hrsg.: (71), 340)

Die Entwicklung der logischen Syntax, d.h. der Theorie formaler Eigenschaften (dem Anspruch nach) von Sprachen (überhaupt) bezeichnet in der Entwicklung der modernen Logik eine höhere Reflexionsstufe logischer Sprachanalyse gegenüber dem festen Regelaufbau einer formalen Sprache.

---

1) D.i. ein Aussagensystem und keine Regelmenge, die den Aufbau einer formalen Sprache festlegt.

Durch ihre explizite Theoretisierung ergibt sich zugleich die Notwendigkeit der scharfen Trennung in verschiedene Untersuchungsstufen, die ihren sichtbaren Ausdruck in der Trennung verschiedener Sprachstufen findet. Die logische Syntax als Theorie des formalen Sprachaufbaus ist selbst nur auf einer Ebene etablierbar, die ihren Bezug zur Ebene der untersuchten Sprache(n) explizit macht. Eine Theorie der Konstruktionsbedingungen einer andern Theorie erhält relativ zu dieser den Status - wie es in der eingebürgerten Sprechweise heißt - einer Metatheorie; die Sprache, in der sie ihre Aussagen macht, heißt dementsprechend "Metasprache" relativ zur Sprache der untersuchten Theorie.

### 3.1 Der formale Bedeutungsbegriff der logischen Semantik

Die weitere Entwicklung der modernen Logik ist nun nicht bei der Theoretisierung der bloß formalen Eigenschaften von Sprachen stehengeblieben, sondern hat in derselben Weise der (Meta-)Theoretisierung die Bedeutungseigenschaften von Sprachen (z.B. den Wahrheits- und Folgerungsbegriff) untersucht. Ansätze zu einer logischen Semantik hat es schon bei den Klassikern, insbesondere bei Frege gegeben. Als die Hauptinitiatoren einer expliziten Formulierung semantischer Theorien in der Logik gelten aber heute A. Tarski - und neben seinen bahnbrechenden Arbeiten besteht eine Vielfalt verschiedener semantischer Theorieansätze innerhalb der polnischen Logik der Zwischenkriegszeit - und R. Carnap.

Semantische Theorien lassen sich in verschiedener Weise aufbauen; entweder in der Form, daß bestimmte semantische Eigenschaften als Grundbegriffe der Theorie genommen werden; oder durch Bestimmung von Definitionsregeln, mit deren Hilfe die semantischen Begriffe definiert werden können. Tarski und Carnap haben den zweiten Weg gewählt. Ihre Systeme unterscheiden sich darin, daß Tarski den

syntaktischen Begriff der Aussageform einer formalen Sprache zum Ausgangspunkt seiner semantischen Definitionen macht und daher den Begriff der "Erfüllung" von Aussageformen als grundlegend für die Definition des Wahrheitsbegriffes in Sprachen dieser Art festsetzt; während Carnap dagegen vom syntaktischen Begriff eines Satzes ausgeht und die Definition des Wahrheitsbegriffes zur Grundlage der Definition der anderen semantischen Begriffe macht.

Beide Ansätze haben zusammengewirkt in der Entwicklung der modelltheoretischen Semantik. In Carnaps Theorie lassen sich dabei Elemente von Wittgensteins früheren Ansätzen zu einer logischen Bedeutungstheorie nachweisen. Wittgenstein hatte im Tractatus eine Methode zur vollständigen Beschreibung der Wahrheitsbedingungen einer formalen Sprache entwickelt, die sog. Wahrheitsmatrizenmethode.

Sie besteht darin, daß man den Satzvariablen der Aussagenlogik die Wahrheitswerte wahr oder falsch (abgekürzt w,f) zuordnet; d.h. jede in der Sprache Verwendung findende Satzvariable (normalerweise mit 'p', 'q' usw. bezeichnet) wird als möglicherweise wahr oder falsch betrachtet. Jeder Kombination von Satzvariablen entspricht dann eine Kombination von Wahrheitswerten. Die Anzahl der möglichen Wahrheitswertkombinationen von n Satzvariablen ist dann gleich  $2^n$ . Auf diese Art und Weise lassen sich in der Aussagenlogik die in ihr üblicherweise untersuchte einstellige Satzfunktion (Negation) und die zweistelligen Satzfunktionen, die sog. Satzkonnektive (die dem umgangssprachlichen 'und', 'oder', 'wenn', 'dann' usw. in etwa entsprechen), semantisch definieren.

In der Aussagenlogik hat man es nur mit unanalysierten Sätzen bzw. Satzvariablen zu tun, deren einzige semantische Eigenschaft, d.h. deren Bedeutung<sub>p</sub> - wie man es seit

Frege versteht - in ihrer Wahrheit oder Falschheit besteht. Hat man es aber, wie in der Prädikatenlogik nicht nur mit ganzen Sätzen, sondern auch mit den Teilen aus denen sie sich zusammensetzen (mit Individuen- und Prädikatenzeichen) zu tun, dann muß eine Semantik untersuchen, wie sich die Satzbedeutung aus der Bedeutung der Satzteile zusammensetzt. Carnaps Leistung bestand nun darin, die Wahrheitsmatrizenmethode für die semantische Analyse von Prädikatenkalkülen zu erweitern.

Ich versuche, das zu skizzieren. Unter einem prädikatenlogischen Satz versteht Carnap eine  $n$ -stellige Prädikatenkonstante mit  $n$  Individuenkonstanten auf den Argumentstellen; u. zw. spricht er von solchen Sätzen, da sie die elementaren Formen zur Bildung komplexer Sätze darstellen - die mit Hilfe der aussagenlogischen Satzkonnektive oder anderer satzbildender Funktoren gebildet werden können - von "Atomsätzen". Wenn man nun jedem in der zugrundegelegten Sprache ausdrückbaren Atomsatz einen der beiden Wahrheitswerte zuschreibt, so erhält man nach Carnap eine sog. "Zustandsbeschreibung". D.h. wenn man - wie Wittgenstein im Tractatus - annimmt, daß jeder Atomsatz einer Sprache einen (wahren oder falschen) Sachverhalt beschreibt, so beschreibt die Klasse aller Atomsätze der Sprache die Klasse aller in der Sprache ausdrückbaren Sachverhalte. Eine Zustandsbeschreibung im carnapschen Sinn besteht dann darin, daß man jedem einzelnen Atomsatz der Klasse aller möglichen Atomsätze der Sprache entweder den Wahrheitswert 'wahr' oder den Wahrheitswert 'falsch' zuordnet. Enthält die Klasse  $n$  Atomsätze, dann kann man also  $2^n$  verschiedene Zustandsbeschreibungen liefern.

"A class of sentences in  $S_1$  which contains for every atomic sentence either this sentence or its negation, but not both, and no other sentences, is called a state-description in  $S_1$ , because it obviously gives a complete description of a possible state of the universe of

individuals with respect to all properties and relations expressed by predicates of the system. Thus the state-descriptions represent Leibniz' possible worlds or Wittgensteins possible states of affairs." (R.Carnap, (67<sup>5</sup>),9).

Eine Vorstellung, wie ein vollständiges semantisches System für eine Sprache zu konstruieren sei, gibt Carnap so:

"A complete construction of the semantical system  $S_1$ "  
-  $S_1$  ist eine bestimmte Sprache, die Carnap zu Erklärungs-  
zwecken in (675) aufbaut, j.z. - "which cannot be given  
here, would consist in laying down the following kinds  
of rules: (1) rules of formation, determining the  
admitted forms of sentences; (2) rules of designation  
for the descriptive constants", - d.s. die Individuen-  
und Prädikatkonstanten von  $S_1$ , j.z. - "(3) rules of  
truth...; (4) rule of ranges,...(Carnap a.a.O.,5)

Die Wahrheitsregeln, von denen im Zitat die Rede ist, legen die Bedingungen fest, unter denen ein Satz (atomar oder komplex) wahr bzw. falsch ist; unter dem 'range' eines Satzes dagegen versteht Carnap die Klasse der Zustandsbeschreibungen, in denen der Satz wahr ist; die 'rules of ranges' sind dementsprechend Regeln, die für alle möglichen Sätze der Sprache die Bedingungen für deren range angeben.

Die modelltheoretische Semantik wie sie von Tarski initiiert wurde, arbeitet mit einem ähnlichen Konzept wie Carnaps Zustandsbeschreibung. Die Definition des Begriffs 'Modell' in der Semantik setzt nach Tarski die Definition des Begriffs des 'Erfülltseins' voraus.

"Zu den fundamentalen Begriffen der Semantik gehört der Begriff des Erfülltseins einer Aussagefunktion durch einzelne Gegenstände bzw. durch eine Folge von Gegenständen. Es wäre überflüssig, den Inhalt dieses Begriffs hier näher zu klären; der inhaltliche Sinn, solcher Redewendungen wie: Johann und Peter erfüllen die Bedingung 'X und Y sind Brüder', das Trippel (sic!) von Zahlen 2, 3 und 5 erfüllt die Gleichung 'x+y=z', kann doch keinen Zweifel hervorrufen. Der Begriff des Erfülltseins - so wie andere semantische Begriffe -

muß immer in Bezug auf eine bestimmte Sprache relativiert werden: seine präzise Definition hängt in ihren Einzelheiten von dem Bau der betreffenden Sprache ab. Man kann jedoch eine allgemeine Methode angeben, die das konstruieren solcher Definitionen für eine umfassende Kategorie formalisierter Sprachen ermöglicht." (A. Tarski (36a), in Berka/Kreiser (71), 364).

Wie man nach dieser allgemeinen Methode vorgeht, um eine Semantik für eine Sprache, ( $S_U$ ) die man untersuchen will, zu konstruieren, möchte ich kurz skizzieren.

Ohne dies hier näher zu erläutern: Tarski hat festgestellt, daß sich eine Beschreibung der (semantischen) Eigenschaften einer  $S_U$  nur dann widerspruchsfrei geben läßt, wenn man diese Beschreibung in einer Sprache, die reicher ist als  $S_U$ , aber  $S_U$  als Teil enthält, durchführt. Diese 'Metasprache' von  $S_U$  genannte Sprache ( $S_M$ ) muß aus folgenden Teilen aufgebaut sein:

- (1) einer Klasse von Ausdrücken von allgemein logischen Charakter;
- (2) einer Klasse von Ausdrücken, die mit den Konstanten (=deskriptiven Zeichen) von  $S_U$  gleichbedeutend sind bzw. hinreichend, um diese gleichbedeutenden Ausdrücke zu definieren;
- (3) einer Klasse von Ausdrücken (von strukturell-deskriptivem Typus), durch die sich einzelne Zeichen und Ausdrücke von  $S_U$  bzw. Klassen und Relationen von solchen Ausdrücken bezeichnen lassen.

In dieser Metasprache beschreibt man zunächst die Syntax (wie im Carnap'schen Sinn) für  $S_U$ . Dies geschieht in der üblichen Form: man beschreibt, wie aus dem Zeichenvorrat von  $S_U$  bzw. aus den verschiedenen Kategorien vorhandener Zeichen (z.B. Individuenzeichen und Zeichen aussagebildender Funktoren) elementare Aussagefunktionen gebildet werden können. (Bezeichnen wir z.B. in  $S_U$  einen  $n$ -stelligem aussagebildenden Funktor mit ' $P^n$ ' und Individuenvariable durch den Buchstaben ' $x$ ' mit oder ohne Subskripten, dann hat eine elementare Aussagefunktion die allgemeine Form  $P^n(x_1, \dots, x_n)$  für ein  $P^n$ ). Als 'Aussagen' wer-

den dann Aussagefunktionen definiert, die keine freien Variablen enthalten. Weiters müssen die Bedingungen beschrieben werden, unter denen sich aus elementaren Aussagefunktionen komplexe Aussagefunktionen bilden lassen. Damit hat man die sog. Formationsregeln angegeben.

Zur Beschreibung der Syntax von  $S_U$  gehört weiter die Angabe, was in  $S_U$  unter einem Axiom, einer Folgerung (Ableitung) und einem beweisbaren Satz (Theorem) verstanden werden soll.

Erst wenn man damit die Beschreibung des syntaktischen Aufbaus der  $S_U$  abgeschlossen hat, kann man anfangen, eine Semantik für  $S_U$  in  $S_M$  zu beschreiben.

"Nach dieser Vorarbeit wenden wir uns bereits an unsere Hauptaufgabe - die Konstruktion der richtigen Definition der w a h r e n A u s s a g e . Wie sich aus § 3 ergibt, führt die uns zur Verfügung stehende Konstruktionsmethode zunächst über die Definition eines anderen Begriffs allgemeiner Natur, der für die Forschungen auf dem Gebiet der Semantik der Sprache fundamentale Bedeutung hat; ich meine den Begriff: E r f ü l l t s e i n e i n e r A u s s a g e f u n k t i o n d u r c h e i n e F o l g e v o n G e g e n s t ä n d e n . Im gleichen Paragraphen habe ich versucht, die übliche, in der Sprache vorgefundene Bedeutung des soeben angeführten Ausdrucks zu erklären. Ich habe auch darauf hingewiesen, daß man sich beim Aufbau einer korrekten Definition des Begriffs des Erfülltseins der rekursiven Definition bedienen kann; zu diesem Zweck genügt es - wenn man die rekursive Definition der Aussagefunktion beachtet sowie den inhaltlichen Sinn der fundamentalen Aussagefunktionen und der Grundoperationen an Ausdrücken im Auge behält - zwei Umstände festzustellen: (1) welche Folgen die fundamentalen Funktionen erfüllen, und (2) wie sich der Begriff des Erfülltseins bei Anwendung irgend welcher Grundoperationen verhält (oder genauer ausgedrückt: welche Folgen jene Aussagefunktionen erfüllen, die aus den gegebenen Aussagefunktionen mit Hilfe einer Grundoperation gewonnen werden, vorausgesetzt, daß bereits festgelegt ist, welche Folgen die gegebenen Aussagefunktionen erfüllen. Sobald die Präzisierung des Sinnes des betrachteten Begriffs gelungen ist, bietet die Definition der Wahrheit keine Schwierigkeiten mehr: die wahren Aussagen lassen sich als diejenigen Aussagen de-

finieren, die durch eine beliebige Folge von Gegenständen erfüllt sind". (A. Tarski, (35) in K.Berka/L.Kreiser, a.a.O. 504/5)

Man versteht in der Prädikatenlogik unter einer "Satzfunktion" üblicherweise ein Gebilde, das die Form eines Satzes hat, aber kein Satz ist; letzteres deswegen, weil eine Satzfunktion (oder Aussagefunktion, ich verwende die beiden Ausdrücke hier synonym) sog. "freie Variable" enthält. Das ist dann der Fall, wenn nach den syntaktischen Bestimmungen für eine Sprache  $S_U$  ein Satz dieser Sprache sich aus folgenden Bestandteilen zusammensetzt:

- (1) aus einem  $n$ -stelligen Prädikatzeichen  $P^n$
- (2) aus  $n$  "Platzhaltern", sog. Variablen, für die  $n$  Argumentstellen von  $P^n$ .

Man sagt "die Variable  $x$  kommt in  $P^n(\dots x \dots)$  (wobei die Anzahl der Punkte eigentlich  $n-1$  Argumentstellen andeuten müßten) frei vor" gdw. die Variable  $x$  in  $P^n(\dots x \dots)$  nicht "gebunden" ist. Eine Variable wird als gebunden in einer Satzfunktion (Aussagefunktion oder Satzformel)  $P^n(x_1, \dots, x_n)$  bezeichnet, wenn über dieser Variablen quantifiziert wird. Um ein einfaches Beispiel zu nehmen: die Satzform  $P^1(x)$  geht durch Quantifikation  $(x)P^1(x)$  oder  $(Ex) P^1(x)$  - was respektive 'für alle  $x, P^1(x)$ ' bzw. 'es gibt ein  $x, P^1(x)$ ' ausdrücken soll - in einen Satz über. Wir nehmen hier also zur Kenntnis, daß es im Rahmen der Entwicklung der formalen Logik möglich wurde, Sprachen zunächst rein strukturell durch syntaktische Regeln zu beschreiben und ihnen erst nachträglich auf der Grundlage dieser strukturellen Eigenschaften eine Interpretation (d.h. eine Bedeutung) zu geben. Entscheidend für die Interpretation sind dabei die strukturellen (syntaktischen) Eigenschaften der Sprache; jedes strukturgleiche System beliebiger Elemente kann nämlich als Interpretation dieser Sprache verstanden werden. In dieser Art und Weise wurde es scheinbar möglich, auch den Bedeutungsbegriff auf die rein formalen Eigenschaften der Sprache

zu reduzieren. Eines der üblichen Symbole einer formalen Sprache für eine Satzfunktion bezeichnet nicht, sagt nichts aus; aber es zeigt - in dem Sinne wie Wittgenstein im Tractatus sagt, die logische Form des Satzes zeigt sich - welche Form ein Satz der betreffenden Sprache hat. Jede Konstellation von Elementen, die dieselbe Form hat, ist dann eine Interpretation der Satzfunktion, ist ein Modell von ihr. Eine Satzfunktion kann nicht wahr oder falsch sein, weil durch sie nichts ausgesagt wird; die darin vorkommenden freien Variablen haben ja keine Bedeutung, sie bezeichnen nichts; die Satzfunktion 'X und Y sind Brüder' ist weder wahr noch falsch, solange nicht festgelegt ist, wer oder was durch die Zeichen 'X' und 'Y' bezeichnet wird; sie wird aber erfüllt von jedem Paar von Elementen (nicht dagegen von einem beliebigen einzelnen Element oder von einem beliebigen Tripel oder beliebigen sonstigen n-Tupel (außer beliebigem 2-Tupel) von Elementen), die in der entsprechenden Verwandtschaftsbeziehung zueinander stehen. Konkret versteht man also unter dem Modell einer (formal expliziten, d.h. durch Angabe aller syntaktischen Regeln formal eindeutig bestimmten) Sprache zunächst einmal eine nicht-leere Klasse von Elementen (deren gegenständliche Konkretheit bis auf die angegebene Struktur völlig beliebig ist). Eine Satzfunktion unserer Sprache mit der Form  $P^1(x)$  wird dann von der Klasse aller Elemente, die wir angegeben haben, erfüllt, die die durch  $P_n^1( )$  bezeichnete Eigenschaft aufweisen: eine Satzfunktion mit der Form  $P_m^2(x_1, x_2)$  von der Klasse aller Paare von Elementen unserer ursprünglichen Klasse, die die durch  $P_m^2$  bezeichnete Relation zueinander haben, jede Satzfunktion von der Form  $P_k^n(x_1, \dots, x_n)$  von der Klasse aller n-Tupel von Elementen der ursprünglichen Klasse, die in der durch  $P_k^n$  bezeichneten Relation zueinander stehen. Paski selbst gibt folgende Erläuterung des Erfüllungsbegriffs:

"Versuchen wir vorerst, uns mit Hilfe einiger konkreter Beispiele den üblichen, in der Sprache vorgefundenen Sinn des soeben genannten Begriffs" (des Erfülltseins einer gegebenen Aussagefunktion durch gegebene Gegenstände, j.z.) "zu verdeutlichen. (...) Am einfachsten ist der Fall, in dem die gegebene Aussagefunktion nur e i n e freie Variable enthält. Dann kann man von jedem einzelnen Gegenstande sinnvoll behaupten, daß er die gegebene Funktion erfüllt bzw. nicht erfüllt. Um den Sinn dieser Wendung zu erklären, ziehen wir folgendes Schema in Betracht: 'für jedes  $a$  -  $a$  erfüllt die Aussagefunktion  $X$  dann und nur dann, wenn  $p$ ' und setzen in diesem Schema für ' $p$ ' die gegebene Aussagefunktion (nach vorheriger Ersetzung der in ihr auftretenden freien Variablen durch ' $a$ ') und für ' $x$ ' irgendeinen individuellen Namen dieser Funktion ein. Auf diesem Wege können wir z.B. - noch auf dem Boden der Umgangssprache - folgende Formulierung erhalten: 'für jedes  $a$  -  $a$  erfüllt die Aussagefunktion ' $x$  ist weiß' dann und nur dann, wenn  $a$  weiß ist' (und daraus insbesondere schließen, daß der Schnee die Aussagefunktion ' $x$  ist weiß' erfüllt.)(...)

Ganz analog verfahren wir auch in dem Falle, wo die betrachtete Aussagefunktion zwei verschiedene freie Variable enthält; der Unterschied besteht nur darin, daß wir hier den Begriff des Erfülltseins nicht auf einzelne Gegenstände, sondern auf Paare (exakter: auf geordnete Paare) von Gegenständen beziehen. (...) Wir gehen schließlich zum allgemeinen Fall über, wo die gegebene Aussagefunktion eine beliebige Zahl von freien Variablen enthält. Um eine einheitliche Ausdrucksweise zu erhalten, werden wir von nun an nicht sagen, daß gegebene Gegenstände, sondern daß e i n e g e g e b e n e u n e n d l i c h e F o l g e v o n G e g e n s t ä n d e n e i n e g e g e b e n e A u s s a g e f u n k t i o n e r f ü l l t. Wenn wir uns dabei auf die Betrachtung der Funktionen aus dem Klassenkalkül beschränken," - Tarski hat zur Demonstration seiner semantischen Methode der Wahrheitsdefinition im § 2 von "Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen" eine Sprache des Klassenkalküls mit vier konstanten Funktionszeichen und abzählbar unendlich vielen Individuenvariablen, die sich in einer infiniten Folge anordnen lassen, aufgebaut - "so wird die Festsetzung einer eindeutigen Erklärung dieser Wendung durch den Umstand erleichtert, daß alle Variablen, die in der Sprache dieser Wissenschaft auftreten, in einer Folge angeordnet (nummeriert) sind. Bei Erwägung der Frage, welche Folgen die gegebene Aussagefunktion erfüllen, werden wir nämlich immer eine derartige eindeutige Zuordnung gewisser Glieder der Folge  $f$  zu den freien Variablen der betrachteten Funktion im Auge haben, bei welcher jeder Variablen das Glied der Folge mit demselben Index entspricht (d.h. der Variablen  $v_k$  - das Glied  $f_k$ ) die Glieder dagegen, die keiner Variablen zugeordnet sind, werden wir überhaupt nicht berücksichtigen." (A.Tarski, a.a.O., 483/4).

Bei dieser veränderten Sprechweise sagt man dann, daß z.B. eine gegebene einstellige Aussagefunktion - unter der Annahme, daß die Individuenvariablen in einer abzählbar unendlichen Folge von Variablen und der Gegenstandsbereich als eine abzählbar unendliche Folge von Gegenständen angeordnet sind, daß  $P_k^1(x_m)$  von jeder unendlichen Folge von Gegenständen erfüllt wird, deren m-tes Glied die durch das k-te einstellige Funktionszeichen der betr. Sprache bezeichnete Eigenschaft besitzt; (ich drücke mich so aus, weil die Funktionszeichen der Sprache auch Variable sein können, wo man sich die gleichstelligen Variablen dann auch in einer Folge angeordnet denken kann;  $P_1^k$ , bezeichnet dann z.B. die erste k-stellige Funktionsvariable der Folge k-stelliger Funktionsvariablen der betreffenden Sprache.

Wir wollen uns hier nicht auf weitere Einzelheiten der tarskischen Methode der Definition semantischer Eigenschaften von Sprachen einlassen, sondern nur noch die moderne Standardisierung des Modellbegriffs der philosophischen Logik vorstellen. Einer der profiliertesten Vertreter der modelltheoretischen Semantik, Saul A. Kripke, definiert in seiner Arbeit (59) "A Completeness Theorem in Modal Logic" 'Modell' folgendermaßen:

"Given a non-empty domain D and a formula A, we define a complete assignment for A in D as a function which to every free individual of A assigns an element of D, to every propositional variable of A assigns T or F, and to every n-adic predicate variable of A assigns a set of ordered n-tuples of members of D. We define a model of A in D as an ordered pair (G,K), where G is a complete assignment for A in D and K is a set of complete assignments for A in D such that  $G \in K$  and such that every member of K agrees with G in its assignment for free individual variables of A (but not necessarily in its assignment for propositional and predicate variables of A)." (in: JSL vol. 24, 1, 1959)

Ein Modell wird demnach als eine Klasse (K) von vollständigen Zuordnungen (assignments) für eine Sprache verstanden, die intuitiv dem entsprechen, was bei Carnap 'Zustandsbeschreibung' oder 'mögliche Welt' hieß. D.h. also bei einer bestimmten Interpretation beschreiben alle möglichen Sätze einer Sprache- deren Anzahl und Möglichkeiten durch den Ausdrucksreichtum (Zeichenvorrat) und die syntaktischen Formationsregeln bestimmt ist - eine mögliche Welt, d.i. beschreiben eine bestimmte Konstellation der Gegenstände eines Bereiches D; indem man nun im Sinne von Carnaps Zustandsbeschreibungen (durch alle möglichen Kombinationen von Wahrheitswertbelegungen der Sätze der Sprache) alle möglichen Konstellationen der Gegenstände von D zueinander durchspielt, erhält man alle möglichen Welten, die durch die betr. Sprache beschrieben werden können. Je nachdem wie man den Begriff der Möglichkeit bzw. die Relation, die zwischen den einzelnen möglichen Welten bestehen soll, auffaßt, erhalten Modelle eine verschiedene Struktur. Mit den verschiedenen Strukturalternativen semantischer Modelle formaler Sprachen beschäftigt sich die sog. Modallogik, die die formalen Eigenschaften von solchen Strukturen (normalerweise) axiomatisch festlegt. Wir finden im obigen Zitat eine Andeutung davon in der Auszeichnung des Elementes G aus K, das von Kripke als die "aktuale Welt" verstanden wird. Dabei kann man G, also die aktuale Welt, als Basisinterpretation oder Basiswelt vorstellen, von der aus bzw. in Relation zu der die Struktur eines Modells entwickelt wird.

Auch hier müssen diese Andeutungen genügen, da wir uns nicht weiter auf eine Diskussion der Probleme modallogischer Semantik einlassen wollen.

Fassen wir einmal zusammen: die logische Semantik entwickelt sich auf Grundlage einer höheren Abstraktionsstufe der formalen Sprachanalyse. Erst nachdem man darangegangen war, die Kalkülisierung von Sprachen selbst auf

die Stufe der Theorie zu heben; d.h. erst als man daran-  
gegangen war, nicht nur Sprachen als Kalkül aufzubauen,  
sondern eine Theorie der Kalkülisierbarkeit von Sprachen  
zu entwickeln, ließ sich durch die Trennung von Objekt-  
und Metasprache eine formal eindeutige Beschreibung sprach-  
licher Eigenschaften durchführen. Die exakte Beschreibung  
der Sprachstruktur (von Kalkülen) hat die Basis dafür ab-  
gegeben, auch die semantischen (Bedeutungs-)Eigenschaf-  
ten von Sprachen formal durch die Eigenschaften der  
Relation zwischen zwei isomorphen Strukturen zu beschrei-  
ben. Eine formal exakt bestimmte Sprache läßt sich näm-  
lich auf jedes strukturgleiche Modell - was auch immer  
der Gegenstandsbereich (D) dieser Struktur sein mag -  
abbilden.

Für das Weitere sei nochmals darauf hingewiesen, daß die  
formale Analyse von Sprache ihre volle Berechtigung und  
Brauchbarkeit hat, solange ihre Verfahren nicht zum Vor-  
bild und alleinigen Wissenschaftlichkeitskriterium der  
Analyse auch von nicht kalkülierten und kalkülisier-  
baren Sprachen hochstilisiert werden. Ihre Verfahren  
reichen aber nicht aus, wo die sozialen Eigenschaften ei-  
ner oder mehrerer Sprachen (worunter wir alle ihre konkre-  
ten historischen Eigenschaften und Relationen zusammen-  
fassen wollen) untersucht werden sollen. Die Verfahren  
der logischen Sprachanalyse sind - wie ihr Name ja sagt -  
nur auf die Untersuchung formaler Eigenschaften von  
Sprache(n) abgestimmt. Überall dort, wo mit diesen Ver-  
fahren eine Analyse nicht formaler Eigenschaften der  
Sprache versucht wird, muß sie unsinnig werden. Das ver-  
suche ich nun zu zeigen.

Tarski war bei der formalen Definition des Wahrheitsbe-  
griffes bewußt von einer inhaltlichen Vorstellung der  
Wahrheit eines Satzes (Behauptungssatzes bzw. Aussagen-  
satzes) ausgegangen. Da die Wahrheit oder Falschheit der  
Sätze einer Sprache aber nur ein Teil ihrer allgemeinen

Bedeutungseigenschaften ist und jede Definition einer semantischen Eigenschaft zusammenhängt mit den Definitionen der andern semantischen Eigenschaften einer Sprache, kann man jede inhaltliche Deutung des Wahrheitsbegriffes zugleich als Deutung des Bedeutungsbegriffes einer Sprache verstehen.

Tarski hat sich das Ziel gesetzt eine "befriedigende Definition" des Wahrheitsbegriffes, "das heißt, eine Definition, die sachlich angemessen und formal richtig ist", zu geben (s.A.Tarski, (44) in: J.Sinnreich Hrsg., (72) ,55) Zu dem was die zweite Bestimmung verlangt, "...müssen wir angeben, wovon die formale Richtigkeit der Definition abhängt. So müssen wir die Wörter oder Begriffe, die wir bei der Definition der Wahrheit verwenden wollen, und auch die Regeln angeben, denen die Definition folgen sollte. Wir müssen - allgemeiner ausgedrückt - die formale Struktur der Sprache beschreiben, in der die Definition gegeben werden soll." (A.Tarski, a.a.O., 55).D.h. um sicher gehen zu können, daß die Definition des Wahrheitsbegriffes (oder Bedeutungsbegriffes), die selbst in Form eines Behauptungssatzes einer best. Sprache gegeben werden muß, den (syntaktischen) Sinnkriterien (d.h. den Formationsregeln) der zu ihrer Formulierung verwandten Sprache überhaupt entspricht, muß diese Sprache selbst nach den Kriterien der formalen Sprachanalyse durch Explikation ihrer Syntax aufgebaut werden.

Hat man nun die Sprache, in der die Definition einer semantischen Eigenschaft einer anderen Sprache geleistet werden soll - also die Metasprache in bezug auf letztere - und diese letztere selbst formal eindeutig bestimmt (die Formulierungen der formalen Eigenschaften der Metasprache müßten dabei, wenn exakt gearbeitet werden soll, in einer Meta-Metasprache gegeben werden), dann entsteht als nächstes die Frage, ob man mit dem formal richtigen Definitionsausdruck auch tatsächlich das beschreibt, was

beschrieben werden sollte - eine bestimmte Auffassung eines bestimmten semantischen Begriffs. M.a.W., wenn wir in der Metasprache die semantische Eigenschaft der Bedeutung der verschiedenen Ausdruckskategorien einer bestimmten Sprache beschreiben wollen, so setzt das Klarheit darüber voraus, was die Ausdrücke der Metasprache selbst bedeuten. D.h. wiederum, wenn wir exakt vorgehen wollen, in der Metametasprache ist die Semantik unserer Metasprache anzugeben.

M.a.W. eine sachlich angemessene Definition des Bedeutungsbegriffs einer Sprache zu liefern, setzt voraus, daß man immer schon weiß, was die Ausdrücke der Sprache, in der man die Formulierung der Definition vornimmt, bedeuten.

Wir haben nun (w.o.) gesehen, daß Tarski zur Definition der semantischen Eigenschaften einer Sprache die explizite Beschreibung des syntaktischen Aufbaus der Metasprache - und natürlich auch der Objektsprache - voraussetzt; d.h. er macht die "sachliche Angemessenheit" (d.i. Bedeutsamkeit) eines sprachlichen Ausdrucks von der formalen Richtigkeit seiner Bildung abhängig. Dagegen setzt, wie wir eben festgestellt haben, jede sprachliche Formulierung von etwas voraus, daß man weiß, was diese Formulierung bedeutet. Natürlich heißt das 'weiß' hier nicht und kann nicht heißen, daß der Benutzer jener Formulierung eine explizite Semantik der Sprache, deren Teil die Formulierung ist, parat hat oder haben muß.

Es zeigt sich also, daß die tarskischen Auflagen für eine "befriedigende Definition" der (oder anderer) semantischer Eigenschaften von Sprache(n) unter der zusätzlichen Annahme der Syntaxabhängigkeit der Semantik paradoxisch werden, wenn man sie als Auflagen für die Analyse ganz allgemein jeder Sprache verstehen will. Wenn die sachliche Angemessenheit semantischer Bestimmungen für eine Sprache abhängt

von der formalen Richtigkeit ihrer Formulierung in der Metasprache und die Entscheidung der formalen Richtigkeit (Wohlgeformtheit) die explizite Angabe der syntaktischen Bestimmungen der Metasprache in einer Meta-Metasprache verlangt, dann geraten wir unter den erwähnten Auflagen in einen unendlichen Sprachenregress. D.h. eine formal richtige und sachlich angemessene Definition semantischer Eigenschaften einer best. Sprache ist nur unter der Bedingung möglich, daß man die Forderung nach der formalen Richtigkeit an einem bestimmten Punkt der Hierarchie von Metasprachen fallen läßt; nur dann kann man nämlich eine Formulierung als sachlich angemessen (bedeutungsvoll) akzeptieren, ohne die Explikation ihrer Syntax vorauszusetzen. In der wissenschaftlichen Praxis ist diese Paradoxie deswegen nie ernsthaft zum Problem geworden, weil der Aufbau einer theoretischen Semantik auf praktisch funktionierende Vorverständigung der Wissenschaftler in irgendeiner selbstverständlich beherrschten und benutzten Verkehrssprache jederzeit zurückgreifen kann.

Konzentrieren wir uns noch einmal darauf, was es bei Tarski heißt, eine sachlich angemessene Definition des Wahrheitsbegriffs zu geben. In (a.a.O., 54) sagt er:

"Um jede Mehrdeutigkeit zu vermeiden, müssen wir zuerst die Bedingungen angeben, unter denen die Definition vom sachlichen Standpunkt als angemessen betrachtet wird. Die beabsichtigte Definition zielt nicht darauf ab, den Sinn eines wohlbekannten Wortes anzugeben, um es zur Bezeichnung eines neuen Begriffs zu verwenden. Sie zielt im Gegenteil darauf ab, den tatsächlichen Sinn eines alten Begriffs zu erfassen. Wir müssen also diesen Begriff genau genug charakterisieren, damit man beurteilen kann, ob die Definition tatsächlich ihre Aufgabe erfüllt."

Was ist also zu machen? Die formale Richtigkeit der Definition setzt die explizite Formulierung der Syntax der zu ihrem sprachlichen Ausdruck verwandten Metasprache voraus. Damit nun in dieser Metasprache ein wohlgeformter Ausdruck bildbar ist, dessen Bedeutung mit dem tatsächlichen

Sinn des alten Begriffs übereinstimmt - denn das besagt ja laut Tarski die Forderung nach der sachlichen Angemessenheit - muß also für diese Metasprache eine Semantik gegeben werden, die zur Synonymität des metasprachlichen Begriffs mit dem alten Begriff führt, der in Verkehrssprachenausdrücken bezeichnet wurde.

So betrachtet stellt sich das Problem sachlicher Angemessenheit als Übersetzungsproblem eines Ausdrucks einer nicht streng aufgebauten (daher mehrdeutigen) Umgangssprache in einen Ausdruck einer streng formalisierten (oder jedenfalls dem Anspruch nach streng formalisierbaren) Theoriesprache. Kurz: wir stehen damit vor dem Problem einer Übersetzung von einer mehrdeutigen in eine eindeutige Sprache. Tarskis Lösungsvorschlag besteht (s.o.) darin, den "Begriff genau genug (zu) charakterisieren". Er führt drei umgangssprachliche Formulierungen des Begriffs an, die er für charakterisierungsbedürftig hält:

"Wir möchten, daß unsere Definition den Intuitionen der klassischen aristotelischen Konzeption der Wahrheit gerecht wird - die ihren Ausdruck in den wohlbekannten Worten der Metaphysik des ARISTOTELES finden: Von etwas, das ist, zu sagen, daß es nicht ist, oder von etwas, das nicht ist, daß es ist, ist falsch, während von etwas, das ist, zu sagen, daß es ist, oder von etwas, das nicht ist, daß es nichts ist, wahr ist.

Wenn wir uns der modernen philosophischen Terminologie anpassen wollten, könnten wir diese Konzeption vielleicht durch die bekannte Formulierung ausdrücken: die Wahrheit einer Aussage besteht in ihrer Übereinstimmung (oder Korrespondenz) mit der Wirklichkeit. (Für die Theorie der Wahrheit, ist der Term 'Korrespondenztheorie' vorgeschlagen worden).

Wenn wir uns dazu entschließen würden, den populären Gebrauch des Terms 'bezeichnen' zu erweitern, indem wir ihn nicht nur auf Namen anwenden, sondern auch auf Aussagen, und wenn wir vereinbaren würden, das von den Aussagen Bezeichnete 'Sachverhalte' zu nennen, so könnten wir zum selben Zweck auch sagen: Eine Aussage ist wahr, wenn sie einen existierenden Sachverhalt bezeichnet.

Alle diese Formulierungen können jedoch zu verschiedenen Mißverständnissen führen, denn keine ist genau und klar genug..." (A.Tarski, a.a.O., 57)

Diese drei "unklaren" Formulierungen der Korrespondenzauffassung der Wahrheit müssen nach Tarskis Redeweise als Formulierungen eines bestimmten Wahrheitsbegriffes verstanden werden. Diesen will er genau charakterisieren. Nun ist aber aus dem zitierten Aufsatz nicht klar, was er unter Charakterisierung eines Begriffes versteht. In einer Fußnote gesteht er nämlich:

"Das Wort 'Begriff' wird in diesem Aufsatz in all seiner Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit gebraucht, mit der es in der philosophischen Literatur vorkommt. So bedeutet es bisweilen Term, bisweilen den Sinn eines Terms und bisweilen, was von einem Term bezeichnet wird." (a.a.O., 55)

Diese Unbestimmtheit ist nun aber fatal für die Klärung, was man unter der Charakterisierung eines Begriffs zu verstehen habe und damit für die Frage der Übersetzbarkeit eines umgangssprachlichen Ausdrucks in einen formalsprachlichen (eindeutigen) und für die Frage der sachlichen Angemessenheit des (tarskischen) semantischen Wahrheits-(Bedeutungs-)Begriffs.

Das ist im Auge zu behalten, wenn wir nun betrachten, wie Tarski die Klärung des Korrespondenzbegriffs der Wahrheit praktisch vornimmt. Die Charakterisierung, um die es hier geht, ist die des "Begriffs"-(so sage ich also jetzt auch)-'Übereinstimmung zwischen einer Aussage und (des Ausschnitts) der Wirklichkeit, die jene beschreibt', bzw. 'Übereinstimmung zwischen einer Aussage und einem existierenden Sachverhalt'. Übereinstimmen soll hier also auf der einen Seite ein sprachliches Gebilde, eine Aussage, und die Wirklichkeit. Eine Deutung davon wird schon in der dritten Formulierung des obigen Zitats vorgenommen: die Aussage stimmt mit der Wirklichkeit überein, wenn sie einen existierenden Sachverhalt bezeichnet. Wir haben bis jetzt drei Synonyme Wahrheit, Übereinstimmung, Bezeichnung (genauer: Übereinstimmung zwischen Aussagen und der Wirklichkeit, Bezeichnung existierender Sachverhalte durch

Aussagen). Im Bedeutungshorizont von 'Übereinstimmung' und 'Bezeichnung' hat das Wort 'Wahrheit' eine umgangssprachliche Bedeutung, die genauso klar ist, wie die umgangssprachliche Verständigung darüber, was 'Übereinstimmung' und was 'Bezeichnung' heißt. Eine naive, umgangssprachliche Erklärung, was man unter der Übereinstimmung von zwei Gegenständen versteht, könnte z.B. besagen: zwei Gegenstände stimmen überein, wenn sie etwas gemeinsam haben; bzw. weil sie in dem und dem Punkt gleich sind, bzw. identisch sind.

Der allgemeinere Begriff Übereinstimmung, der eine Erklärung dessen darstellen sollte, was der Ausdruck 'Wahrheit' besagt - wenn auch zunächst eine umgangssprachliche und daher mehrdeutige - charakterisiert Wahrheit also als Gleichheits- oder Identitätsrelation. Daß Wahrheit aber als Relation zwischen bestimmten sprachlichen Gebilden und bestimmten Sachverhalten (nämlich existierenden bzw. Sachverhalten als Wirklichkeitsausschnitten) verstanden werden soll, deutet der "Begriff" 'Bezeichnung' an. Daß ein Gegenstand einen andern bezeichnet, ist umgangssprachlich ebenfalls verständlich; d.h. in der Umgangssprache besteht bezüglich der Behauptung, Wahrheit sei eine Art Gleichheitsrelation und eine Art Bezeichnungsrelation, folgendes Vorverständnis: das sprachliche Gebilde, von dem man sagt, es sei wahr (d.h. eines vom Typ einer Aussage), hat mit dem, was es bezeichnet (einem existierenden Sachverhalt), etwas gemeinsam bzw. es ist mit ihm in irgendeiner Hinsicht gleich oder identisch. Wenn wir nun also auf dieser umgangssprachlichen Verständigungsbasis formulieren wollen, daß eine Aussage, nennen wir sie X, wahr ist, so müssen wir ausdrücken, daß das, was X bezeichnet (in irgendeiner Form) identisch ist mit einem existierenden Sachverhalt. Um das festzustellen, müssen wir diesen Sachverhalt aber sprachlich beschreiben und das geschieht gerade durch die Aussage, die wir X genannt haben. Wenn die sprachliche Formulierung dieser Feststellung gelingt, haben wir in ihr - so meint Tarski - ein (zunächst umgangssprachlich motivier-

tes) Kriterium für jede Wahrheitsdefinition, die sich der Korrespondenzauffassung anschließt. Bei der Formulierung dieses Kriteriums müssen wir beachten, daß wir die Wahrheit als Relation zwischen einem bestimmten sprachlichen Gebilde (einer Aussage) und einem existierenden Sachverhalt, der genau durch die Aussage beschrieben wird, verstehen. Die Relation zwischen der Aussage und dem Sachverhalt müssen wir aber selbst sprachlich darstellen, indem wir einen sprachlichen Ausdruck für die Aussage festsetzen, einen sprachlichen Ausdruck für den Sachverhalt und einen sprachlichen Ausdruck für die Relation zwischen ihnen; mit Hilfe dieser Ausdrücke können wir dann in der sprachlichen Form einer Aussage formulieren, daß zwischen dem was unser erster Ausdruck und dem, was unser zweiter Ausdruck bezeichnet, die Relation besteht, die wir durch unseren dritten Ausdruck bezeichnen.

Bei Tarski selbst nimmt diese Aussage die Form eines bekannten Kriteriums

(T) X ist wahr genau dann, wenn p

an: dabei ist 'X' wie oben ein metasprachlicher Name für 'p' und 'p' ist eine Aussagenvariable (d.h. steht für eine beliebige Aussage der untersuchten Sprache). Wir hatten in der Aufstellung von (T) mehrere Probleme. Auf der einen Seite die sprachliche Formulierung der Beziehung zwischen einem sprachlichen Gebilde und einem nichtsprachlichen. Dies Problem ist schon umgangssprachlich lösbar durch die Möglichkeit, in der Sprache Namen zu bilden für beliebige Gegenstände, also auch sprachliche, und durch die Möglichkeit, Sachverhalte durch Aussagesätze zu bezeichnen.

Auf der andern Seite hatten wir das Problem, einen sprachlichen Ausdruck zu finden, der die Gleichheits- oder Identitätsrelation zwischen Aussage und Sachverhalt adäquat

ausdrückt. Das geschieht bei Tarski durch den Ausdruck 'genau dann, wenn' (g.d.w.).

Das sind aber nur zunächst reine Formulierungsprobleme im Bereich einer umgangssprachlichen Vorverständigung über den "Begriff" 'Wahrheit'. Wir haben oben schon angemerkt, daß damit überhaupt nicht - unter den Ansprüchen, die Tarski selbst setzt - geklärt ist, was wir damit erreicht haben, solange wir nicht wissen, was unter einer Begriffs-  
explikation zu verstehen sei. Weiters haben wir damit auch unser Übersetzungsproblem, wie nämlich unser umgangssprachliches Vorverständnis über den Begriff 'Wahrheit' - von dem wir nicht angeben können, worüber wir uns damit vor-  
verständigt haben - einzubringen ist in unsere streng aufgebaute (formalisierte) Metasprache, in der wir die Semantik einer oder mehrerer Objektsprachen beschreiben wollen.

Versuchen wir die Problematik zusammenzufassen. Tarskis Programm bestand darin, eine Wahrheitsdefinition (und damit eine Definition des sprachlichen Bedeutungsbegriffs) zu geben, die sowohl formal richtig als auch sachlich angemessen ist. Das erste besagt, sie soll den formalen Definitionsbestimmungen einer kalkülisierten Sprache gehorchen; das zweite besagt, sie soll synonym mit der Bedeutung der umgangssprachlich formulierten Korrespondenzauffassung des Wahrheitsbegriffes sein.

Das Problem besteht nun darin, daß von Vertretern formallogischer Sprachanalyse ja bestritten wird, daß die Ausdrücke der Umgangssprache - in unserem Fall die Ausdrücke: 'Begriff', 'Bedeutung', 'Bezeichnung', 'Synonymität', 'Identität', usw. - eine feststehende Bedeutung haben, die man zum Ausgangspunkt einer Theoriebildung nehmen könnte. Die Berechtigung zu einer solchen, wird behauptet, liegt erst dann vor, wenn man "eindeutige" Sprachen, in denen die Theorie zum Ausdruck kommen soll, (d.h. explizit

und vollständig durch die Angabe syntaktischer und Bedeutungs-regeln) definiert. Ich schließe nun daraus, daß die sachlich angemessene Definition eines umgangssprachlichen Ausdrucks in einer eindeutigen Konstruktsprache eine eindeutige Definition, was unter 'sachlich angemessen' zu verstehen sei., d.h. aber eine formal richtige und sachlich angemessene Semantik der Umgangssprache, also die Formalisierung der Umgangssprache voraussetzt. Selbst wenn das gelingen sollte, d.h. eine formal eindeutige Charakterisierung der Umgangssprache, bleibt die Frage, an was sich eine darauf gebaute Semantik der Umgangssprache eigentlich anmessen soll.

Unter der Annahme also, daß eine Semantik der Umgangssprache - wie Tarski mehrfach darauf hinweist - zu kompliziert (um formal korrekt und damit eindeutig zu sein) oder gar unmöglich ist, ist jede in einer formal korrekt aufgebauten Metasprache formulierte Semantik dem Bedeutungsgehalt einer umgangssprachlichen Formulierung jedenfalls nicht anmessbar.

Nun muß man folgendes auseinanderhalten. Von keinem ernstzunehmenden logischen Sprachanalytiker ist jemals behauptet worden, (umgangs-)sprachliche Verständigung setze die explizite Formulierung der formalen und Bedeutungsregeln voraus. Also praktisch findet im Rahmen des sprachlichen Verkehrs zwischen Mitgliedern einer Gesellschaft bzw. zwischen Mitgliedern verschiedener Gesellschaften, die sich in derselben Sprache verständigen, Verständigung statt. Jeder, der eine Sprache beherrscht, weiß, was die Ausdrücke dieser Sprache bedeuten, auch wenn er nicht weiß, was die Bedeutung (im theoretischen Sinn) dieser Ausdrücke ist. Ein Sprecher kennt die Bedeutung eines umgangssprachlichen Ausdrucks, wenn er es versteht, sich seiner verständlich im sprachlichen Verkehr zu bedienen, wenn er - um an die wittgen-

steinische Formulierung anzuklingen - den Ausdruck im sprachlichen Verkehr zu gebrauchen versteht. Im Gegensatz zu Tarskis Wahrheitskriterium (T) - das ja zugleich ein Bedeutungskriterium ist - ließe sich also für die Umgangssprache das folgende Bedeutungskriterium aufstellen:

(W) die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks besteht in dem Gebrauch, den Sprecher im sprachlichen Verkehr von ihm machen.

Was die logische Sprachanalyse mehr oder weniger stillschweigend voraussetzt und voraussetzen muß, daß es eine sprachliche Verständigungspraxis immer schon gibt, ehe es eine Sprachtheorie geben kann, rückt aber nun Tarskis Angemessenheitsforderung einer semantischen Definition in ein ganz anderes Licht. So gesehen könnte sie nämlich nur besagen, daß ein semantischer Begriff sich der "Bedeutung" eines umgangssprachlichen Begriffs, nämlich dem Sprachgebrauch (der das umgangssprachliche Bedeutungskriterium darstellt) anmessen kann. Dies leistet das Verfahren Tarskis aber gerade nicht, weil es alle wirklichen Bedingungen des umgangssprachlichen Sprachgebrauchs völlig beiseite lassen muß.

Die angebliche umgangssprachliche Mehrdeutigkeit läßt sich von der theoretischen Warte aus nicht als bloße Defizienz der Umgangssprache relativ zu einer eindeutig definierten Theoriesprache verstehen, die sich auf der Theorieebene mit den Mitteln ihrer Sprache auch "klären" läßt - z.B. indem man aus den verschiedenen Bedeutungen eines umgangssprachlichen Ausdrucks eine herausfiltert und durch eine Konvention festhält als seine "eigentliche" Bedeutung.

Die Uneinholbarkeit umgangssprachlicher Bedeutung von Ausdrücken durch theoriesprachliche Definitionen ist also nicht einem Gradunterschied in der Deutlichkeit sprachlicher Formulierungen hier und dort zuzuschreiben, sondern einer unterschiedlichen Konzeption von dem, was in der herrschenden formalen Sprachtheorie und in der Verständigungspraxis des sprachlichen Verkehrs als 'Erklärung' funktioniert.

### 3.2 Der Bedeutungsbegriff des Tractatus: Wittgensteins Variante der formalen Einlösung der Adäquatheitsforderung

Die Feststellung des am Schluß des vorhergehenden Abschnitts erwähnten Unterschieds und die Anwendung der notwendigen Konsequenzen aus ihr ist - wie schon gezeigt wurde - das Verdienst Wittgensteins. Die entsprechende Auffassung hat sich bei ihm als Kritik an seinem eigenen formal-sprachlichen Bedeutungsbegriff im Tractatus entwickelt. Auch Wittgenstein hatte den Weisungen der logischen Sprachanalyse entsprechend im Tractatus eine Bedeutungstheorie aufgebaut, die ähnliche Züge wie die modelltheoretische Semantik aufweist. Die Bedeutungsrelation wird auch hier - vergleichbar Tarskis "Anmessung" des semantischen Wahrheitsbegriffs an die umgangssprachlich formulierte Korrespondenzauffassung - "streng", d.h. unter Voraussetzung der Formalisierbarkeit der Theoriesprache (die er aber nicht ausführt), also (im Sinne Tarskis) "formal richtig" als

formal charakterisierbare Relation zwischen Sprache und Welt verstanden. Wittgenstein verwendet den Begriff 'Welt' - wie wir es von Carnap her schon wissen - im Sinne des Begriffs der modelltheoretischen 'aktualen Welt' als vollständige Zustandsbeschreibung aller existierenden Sachverhalte (er nennt sie 'Tatsachen'). Die "Übereinstimmung" zwischen Sprache und Wirklichkeit versteht er als formale Identität; er sagt, Sprache und Wirklichkeit haben die "logische Form" gemeinsam.

Dieser Begriff der identischen "logischen Form" hat inzwischen eine mathematische Standardinterpretation im Begriff eines "Isomorphismus" zwischen zwei "Strukturen" gefunden.

Mathematische "Strukturen sind solche, die festgelegt, sind durch eine nichtleere Menge und gewisse (endlichstellige) Operationen und Relationen über dieser Menge. Die Stellenzahlen der Operationen und Relationen fassen wir im Typus zusammen. Wir lassen auch zu, daß unendlich viele Operationen und Relationen vorkommen, und legen daher folgende Definitionen zugrunde.

$$\text{Unter einem TYP(US)} \Delta = \langle \langle m_i \mid i \in I, \langle n_j \rangle \mid j \in J \rangle \rangle$$

verstehen wir ein geordnetes Paar aus zwei Familien von natürlichen Zahlen. Die Indexmenge  $I$  und  $J$  für diese Familien sind dabei beliebige Mengen. Ist  $\Delta$  von dieser Form, so verstehen wir unter einer STRUKTUR VOM TYP  $\Delta$  ein Tripel

$$\mathcal{U} = \langle A, \langle f_i \mid i \in I, \langle R_j \rangle \mid j \in J \rangle \rangle,$$

wobei  $A$  eine beliebige nicht-leere Menge, für jedes  $i \in I$  ist  $f_i$  eine  $m_i$ -stellige Operation über  $A$  und für jedes  $j \in J$  ist  $R_j$  eine  $n_j$ -stellige Relation über  $A$ .  $A$  heißt GRUNDMENGE, TRÄGERMENGE oder der INDIVIDUENBEREICH (englisch: universe) der Struktur  $\mathcal{U}$ . (W. Schwabhäuser, (71), 12).

Was diese Begriffe des Typus und der Struktur für die Semantik besagen erklärt Tarski:

Der Begriff der semantischen (oder Bedeutungs-)Kategorie, "welcher von E. Husserl stammt, wurde durch Leśniewski in die Untersuchungen über die Grundlagen der dekulativen Wissenschaften eingeführt. Formal betrachtet, ist die Rolle dieses Begriffs analog der Rolle des Begriffs des Typus im System der Principia Mathematica von Whitehead und Russell; was aber seinen Ursprung und seinen Inhalt anbelangt, entspricht er (annäherungsweise) eher dem aus der Grammatik der Umgangssprache wohlbekannte Begriff des Redeteiles. (...)

Aus Gründen, von denen schon am Anfang dieses Paragraphen die Rede war, müssen wir hier auf die Aufgabe einer präzisen strukturellen Definition der semantischen Kategorie verzichten und uns mit der folgenden annähernden Formulierung begnügen; zwei Ausdrücke gehören zu derselben semantischen Kategorie, wenn es (1) eine Aussagefunktion gibt, die einen dieser Ausdrücke enthält, und wenn (2) keine Funktion, die einen dieser Ausdrücke enthält, den Charakter einer Aussagefunktion verliert, falls man in ihr diesen Ausdruck durch den andern ersetzt. Es folgt daraus, daß die Relation der Zugehörigkeit zu derselben Kategorie reflexiv, symmetrisch und transitiv ist. Wenn man das sogenannte Abstraktionsprinzip anwendet, kann man alle Ausdrücke der Sprache, die Bestandteile von Aussagefunktionen sind, in Klassen ohne gemeinsame Elemente einteilen, indem man nämlich zwei Ausdrücke dann und nur dann zu einer und derselben Klasse zählt, wenn sie zu derselben semantischen Kategorie gehören; jede solche Klasse nennen wir eben eine semantische Kategorie. Als einfachste Beispiele der semantischen Kategorie, die man in verschiedenen bekannten Sprachen antrifft, genügt es die Kategorie der Aussagefunktionen anzuführen, ferner die Kategorien, die beziehungsweise die Namen von Individuen, von Klassen von Individuen, von zweigliedrigen Relationen zwischen Individuen u.s.w. umfassen; Variable (bzw. Ausdrücke mit Variablen), welche Namen der gegebenen Kategorie repräsentieren, gehören ebenfalls zu derselben Kategorie." (A. Tarski, a.a.O. (35), 505/6)

Erik Stenius hat in seiner Tractatusinterpretation darauf hingewiesen, daß sich Wittgensteins Bildbegriff weitgehend als ein Isomorphiebegriff verstehen lasse. Das, was modelltheoretisch im Typus zusammengefaßt wird, nennt er das "Kategoriale" einer Struktur, solche Strukturen also "kategoriale Strukturen". Läßt sich nun zwischen zwei kategorialen Strukturen eine eindeutige Zuordnung zwischen den Elementen jeder Kategorie herstellen, so sagt man, sie haben dieselbe kategoriale Struktur. Ein Isomorphismus

zwischen zwei kategorialen Strukturen kann interner oder externer Natur sein. Dabei ist folgendes zu beachten:

"Es muß darauf hingewiesen werden, daß die Gleichheit in der kategorialen Struktur ... die Möglichkeit einer ein-eindeutigen Zuordnung zwischen den Elementen jeder Kategorie garantiert, aber nicht eindeutig bestimmt, welches diese Zuordnung ist, d.h. sie kann auf verschiedene Weise hergestellt werden." (E.Stenius, dt., (69), 123)

Gegeben also zwei kategoriale Strukturen und eine festgesetzte Form der Zuordnung - von Stenius auch "Interpretationsschlüssel" genannt - dann läßt sich ein Isomorphismus zunächst als externe Gleichheit der beiden Strukturen (unter Voraussetzung ihrer internen Gleichheit) definieren. 1)

"Definition: Wenn eine Menge A und eine Relation  $R_A$  in A gegeben ist, ferner eine Menge B und eine Relation R in B, dann ist eine Funktion f von A nach B ein (relations-erhaltender) Isomorphismus genau dann, wenn f eine Bijektion ist, so daß für alle x,y

$$(x,y) \in R_A \quad (f(x), f(y)) \in R_B."$$

(R.Wall, (74), 261)

Wenn ' $(x,y) \in R_A$ ' den Sachverhalt, daß die Elemente x,y aus A in der Relation R zueinander stehen, bezeichnen soll (und analog für B), dann können wir uns Stenius' Isomorphie-definition anschließen:

Sind zwei Trägermengen F und G, "deren kategoriale Struktur dieselbe ist, und ist ferner eine ein-eindeutige Zuordnung (C) zwischen den Elementen jeder Kategorie in F und G gegeben, so werden F und G dann und nur dann isomorph in bezug auf (C) genannt, wenn die folgende Bedingung erfüllt ist: Ein Sachverhalt besteht oder besteht nicht in F, je nachdem ob der entsprechende Sachverhalt in G besteht oder nicht besteht." (E.Stenius, a.a.O., 124)

---

1) Wir nehmen der Einfachheit halber an, die kategoriale Struktur der beiden Trägermengen sei jeweils nur durch eine einzige Relation bestimmt.

Die Bedingung, daß man z.B. die Struktur F ein "Bild" der Struktur G nennt, ist nun folgende:

"So ist das Kriterium dafür, daß F ein Bild von G ist, nur das Bestehen eines Schlüssels" (d.i. einer Interpretation oder Zuordnung) - "die Isomorphie ist ein Kriterium der Wahrheit des Bildes (...)." (E. Stenius, a.a.O., 129)

Halten wir fest: nach den gegebenen Erläuterungen ist ein Bild nur dann wahr, wenn die Zuordnung der Elemente der Bildmenge und der Vorbildmenge eindeutig (bijektiv) ist; d.h. jedem Bild muß genau ein Vorbild und umgekehrt entsprechen. Eine solche Bildtheorie sprachlicher Bedeutung verlangt den Ausschluß jeglicher Mehrdeutigkeit sprachlichen Ausdruckes.

Eine Bedingung der Isomorphie zwischen Vorbild- und Abbildmenge war die Identität der kategorialen Struktur der beiden Mengen. Die Kategorialität (der Typus) einer Menge bildet aber nur einen Teil ihrer internen Struktur. Ein Isomorphismus setzt also die bloße Ähnlichkeit - nicht Identität! - der internen Struktur voraus. Die interne - von Wittgenstein auch "logische" genannte - Struktur irgendeiner Menge wird bestimmt durch alle und nur die formalen (logischen) Eigenschaften dieser Menge. Auch wenn zwei Mengen dieselbe kategoriale Struktur (Typus) haben, heißt das nicht, daß die einzelnen einander zugeordneten Elemente der verschiedenen Kategorien auch dieselben formalen Eigenschaften besitzen müssen; z.B. kann in der Bildmenge F eine zweistellige Relation einer zweistelligen Relation in der Vorbildmenge G zugeordnet sein, ohne daß beide dieselben relationalen Eigenschaften (Reflexivität, Symmetrie usw.) besitzen müssen. Von diesen formalen Eigenschaften hängt es aber ab, welcher Möglichkeits- bzw. logische Spielraum über einer Struktur aufgespannt ist.

Kurz: daß die Relation zwischen zwei Strukturen als eine Bildrelation im Tractatussinn verstanden werden kann, beruht nicht nur auf der Isomorphie ihrer externen Strukturen, sondern auch auf der speziellen Form der Beziehung ihrer internen Strukturen zueinander. Letzteres heißt bei Wittgenstein "Form der Abbildung". Stenius faßt Wittgensteins Ansichten zu dem Thema so zusammen:

"Ein Bild ist eine interpretierte Tatsache, die ein wirkliches Vorbild (wahr oder falsch) 'abbildet'. Seine Elemente sind stellvertretend für die Elemente des Vorbildes, und

- (a) es 'stellt' diese Elemente so verbunden 'dar' ('vor'), wie es seine externe Struktur zeigt und
- (b) es zeigt so die Möglichkeit, daß sie so verbunden werden können. (Stenius, a.a.O., 132)

Die einschlägigen Stellen dazu finden sich in den Tractatnummerierungen (4.12.4.121):

"Der Satz kann die gesamte Wirklichkeit darstellen, aber er kann nicht das darstellen, was er mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie darstellen zu können - die logische Form.

Um die logische Form darstellen zu können, müßten wir uns mit dem Satze außerhalb der Logik aufstellen können, das heißt außerhalb der Welt.

Der Satz kann die logische Form nicht darstellen, sie spiegelt sich in ihm. Was sich in der Sprache spiegelt, kann sie nicht darstellen. Was sich in der Sprache ausdrückt, können wir nicht durch sie ausdrücken. Der Satz zeigt die logische Form der Wirklichkeit. Er weist sie auf." (L.Wittgenstein, (21), in: L.W., (60), 32/3)

Wenn wir das Gesagte auf den sprachlichen Bedeutungsbegriff beziehen, so besagt das,

Bedeutung ist

- eine Beziehung zwischen der internen (logischen) Struktur der Sprache und der internen Struktur der in ihr ausgedrückten Wirklichkeit und
- eine Beziehung (und zwar ein Isomorphismus) zwischen der externen Struktur der Sprache und der externen Struktur der Wirklichkeit.

Dabei setzt die Identität in der externen Struktur eine mindestens teilweise Identität (Ähnlichkeit) in der internen Struktur voraus. Konkret: die internen Strukturen müssen mindestens in ihrer Kategorialität (im Typus) identisch sein.

Die sprachliche Bedeutung als eine Art Abbildfunktion zwischen Sprache und Wirklichkeit verstanden, d.i. die Möglichkeit, daß Sprache als Bild der Wirklichkeit genommen wird, setzt voraus:

- eine Interpretation; d.i. eine(n) Zuordnung(sschlüssel) zwischen den Elementen (der verschiedenen Kategorien) der Sprache - d.s. die Elemente der verschiedenen Zeichenkategorien - und den Elementen der Wirklichkeit. Eine solche Interpretation liefert (u.a. wahre und falsche) Bilder;
- eine Charakterisierung der Interpretation als Isomorphismus der externen Strukturen von Sprache und Wirklichkeit; nur eine Interpretation, die die verschiedenen Elemente der kategorialen Strukturen von Sprache und Wirklichkeit ein-eindeutig (bijektiv) einander zuordnet, gibt eine Entscheidungsgrundlage zur Unterscheidung von wahren und falschen Bildern.
- der Isomorphismus zwischen den externen Strukturen ist zugleich eine partielle Identifikation der internen Strukturen von Sprache und Wirklichkeit; anders gesagt: er ist nur möglich als bestimmt (und die Art dieser Möglichkeit ist bestimmt) durch die Art der Zuordnung zwischen den internen Strukturen.

Wenn wir also Wittgensteins und Stenius' Redeweise von der "Form der Abbildung" aufgreifen, so heißt das, daß die semantische Form der Abbildung immer auf der logischen Form der Abbildung beruht; bzw.: die semantische Form der Abbildung (Bedeutungsstruktur) wird hier in Abhängigkeit

von der logischen Form der Abbildung (u.d. bedeutet der: syntaktischen Struktur) gesehen. Konkreter: im Rahmen dessen, was möglich ist (logische Struktur), läßt sich allererst feststellen (entscheiden) was wirklich ist; oder: der Raum des Wahren ist ein Teilraum des Logischen.

Das ist für uns nichts Neues; genau dasselbe hatten wir in der modelltheoretischen Semantik. Der Unterschied besteht allein darin, daß im Tractatus der Begriff der Wirklichkeit noch absolut gesetzt ist. Die Wirklichkeit, d.i. die Welt, ist hier alles, was der Fall ist: die Gesamtheit der Tatsachen. 'Wirklichkeit', 'Welt', 'Tatsache' sind hier noch nicht modelltheoretisch relativiert auf die spezielle Theorie, die in der entsprechenden Theorie-sprache zum Ausdruck kommt. M.a.W. bei Wittgenstein sind diese Begriffe noch "naiv" ontologisiert; die Vermutung liegt nahe, - daß Wittgenstein im Tractatus 'Wirklichkeit' noch im Sinne umgangssprachlichen Verständnisses begriffen hat. Das hat die Verabsolutierung der Logik zur Folge. Im Tractatus kann man sich noch nicht außerhalb "der" Logik aufstellen, hier ist noch die Redeweise von verschiedenen "Logiken" unsinnig.

In dieser Hinsicht ist die modelltheoretische Semantik ein "Fortschritt". Das Verhältnis von logischem und Bedeutungsraum ist hier relativiert, bestimmt sich nach dem Grad der Angemessenheit zwischen den internen Strukturen von Sprache und demjenigen, was sie beschreibt. Je nach der Art der Zuordnung zwischen der internen Struktur dessen, was die Sprache beschreibt und der internen Struktur der Sprache, entstehen verschiedene Logiken. (s. dazu S.A. Kripkes Aufsätze (63) und (65) ).

Historisch gesehen hängt damit zusammen, daß man zur Zeit der Abfassung des Tractatus die Möglichkeit der Meta-Theoretisierung noch nicht in Betracht gezogen hat. Erst letzteres schafft ja - in der Redeweise des Tractatus -

die methodologischen Voraussetzungen, sich aus einer - wie man jetzt sagen muß - Logik hinauszugeben. Verschiedene Logiken geben verschiedene Charakterisierungen des Möglichkeitsbegriffes, die in verschiedenen Modalkalkülen dargestellt werden. Das was sich für Wittgenstein im Tractatus nur zeigen ließ, der Charakter der Logik in dessen Raum man sich bei der Beschreibung der Wirklichkeit (d.h. jetzt: einer beliebigen Gegenstandsstruktur) begibt, das läßt sich durch die Abstufung verschiedener "Modalisierungen" der Logik nun auch abbilden. (Technisch gesehen heißt das, daß ein Modalkalkül der sozusagen als Metasprache eines andern Modalkalküls dient, die logische Struktur des letzteren als Teilstruktur seiner eigenen enthalten muß).

Wittgenstein ist in der Nach-Tractatus-Zeit die Relativierung seiner Tractatus-Ansichten nicht im Sinne der modalen Relativierung des Logikbegriffs angegangen, sondern hat in dem, was man üblicherweise seine "Spätphilosophie" nennt, sich auf die radikale Kritik der methodologischen Grundlagen der formalen Sprachanalyse hin entwickelt. Während also die modallogische Erweiterung und Relativierung die formale Sprachenanalyse nur immanent verändert hat, führt Wittgensteins Infragestellung der methodischen Grundsätze formaler Sprachanalyse tatsächlich zu den Grundsätzen einer alternativen Sprachphilosophie.

Aus mehrfachen Andeutungen ist schon klar, daß Wittgensteins Argumentation als zu einem der fundamentalsten Grundsätze dazu führt, daß die Methodik der Sprachanalyse sich nicht den Idealvorstellungen von Theoriekonstruktion, sondern den Bedingungen der praktizierten Sprachwirklichkeit anmessen müsse. So gesehen steckt nämlich hinter Tarskis Adäquatheitskriterium semantischer Definitionen unter Voraussetzung ihrer formalen Korrektheit nichts anderes als die Korrektur der Sprachwirklichkeit (z.B. der wirk-

lichen Bedingungen der Bedeutungshaftigkeit gesellschaftlicher Verkehrssprachen) nach Maßgabe einer Idealvorstellung von Sprache.

Wir haben gesehen, der inhaltlich vorausgesetzte Bedeutungsbegriff, dem Tarski und auch Wittgenstein im Tractatus (wenn auch nicht explizit) seine semantische Definition anpassen wollte, der Begriff der Übereinstimmung von Sprache und "Wirklichkeit" findet seine formal korrekte (eindeutige, desambiguierte) Übersetzung im (mathematischen) Begriff einer Abbildung (Funktion, Zuordnung). Eine "wirkliche" Abbildung unterscheidet sich dabei von einer möglichen durch die zusätzliche Charakterisierung der Abbildung als Isomorphismus. Der Begriff des Isomorphismus leistet schon die Definition der Wahrheit, wenn er nur die teilweise Identität der logischen Strukturen von Sprache und "Wirklichkeit" herstellt. Ein solcher Isomorphismus ist (mathematisch, logisch gesehen) eine Äquivalenzrelation; d.h. die Bedeutungsrelation zwischen Sprache und "Wirklichkeit" hat die logischen Eigenschaften der Reflexivität, Symmetrie, Transitivität. Nach dieser Auffassung bedeutet ein sprachliches Zeichen nicht nur z.B. einen Gegenstand, sondern auch sich selbst; das Zeichen bedeutet nicht nur den Gegenstand, sondern auch der Gegenstand bedeutet das Zeichen; wenn das Zeichen einen Gegenstand und dieser einen andern bedeutet, dann bedeutet auch das Zeichen diesen zweiten Gegenstand.

Wir sehen also, die logische (mathematische) Charakterisierung des Bedeutungsbegriffes als Äquivalenz (Isomorphismus) führt zu Konsequenzen, die seiner umgangssprachlichen Charakterisierung völlig unangemessen sind.

Daß nicht nur die Sprache die Wirklichkeit darstellen soll, sondern auch die Wirklichkeit die Sprache, ist eine absurde Konsequenz der Formalisierung der Sprachproblematik,

die nur als Ausdruck der Desorientierung in der Beurteilung dessen, was eine Sprachwissenschaft leisten soll, verstanden werden kann. Die Mathematisierung der Sprachproblematik führt hier zu einer absurden Verselbständigung der Probleme des formalen Apparates, der ursprünglich zur Klärung einschlägiger Begriffe einer jeden Sprachwissenschaft - z.B. den Bedeutungsbegriff - entwickelt und eingesetzt wurde. Letztlich ist die mathematische Interpretation des Bedeutungsbegriffs als strukturelle Isomorphie für eine wissenschaftliche Erklärung - sofern damit eine intendiert sein soll - völlig unerheblich; und zwar in demselben Sinn wie das Wissen um die Übersetzbarkeit des deutschen Wortes 'rot' in z.B. das englische Wort 'red' niemanden als Erklärung der Bedeutung von 'rot' dienen kann, der die Bedeutung des englischen Wortes nicht kennt. Von den beiden Forderungen, die Tarski an eine wissenschaftliche Definition des Bedeutungsbegriffes gestellt hat, die formale Korrektheit und die sachliche Angemessenheit, ist die letztere durch die logische Semantik gänzlich unerfüllt geblieben. Dies zu zeigen war das Ziel dieses Kapitels.

Abgesehen von diesen Ungereimtheiten liefert die logische Semantik ein abstraktes Bedeutungsmodell. Seine Basis bildet die mathematisch-logische Explikation des Begriffs 'Übereinstimmung'. Diese "Präzisierung" besteht in seiner Reduktion auf den mathematischen Begriff der Abbildung, der Funktion. Dieser Stufe der Einverleibung logischer in mathematische Begrifflichkeit war eine erste voraufgegangen: Freges Reduktion des logischen Begriffs eines Satzes auf den eigens dazu erweiterten mathematischen Begriff einer Funktion. Frege hatte dabei das Ziel vor Augen, Mathematik als einen Teilbereich der Logik behandeln zu können. Die axiomatische Formulierung dieses Wunschtraums (sein berühmtes Grundgesetz V in (62) ) hat zur Entdeckung des Russellschen Paradoxons, dem Beweis der Widersprüchlich-

keit von Freges logizistischem Unternehmen geführt. Die praktische Entwicklung war denn auch umgekehrt so, daß die Logik zunehmend der Mathematik einverleibt wurde. Dies auch für den Bedeutungsbegriff zu leisten, ist wohl hauptsächlich ein Verdienst der Warschauer Logikerschule zwischen den beiden Weltkriegen und insbesondere ein Verdienst Tarskis.

Die damit gezeigte Erweiterung des Anwendungsbereiches mathematischer Methoden hat sich für die mathematische Logik als unerhört fruchtbar erwiesen. Die Formalisierbarkeit des Bedeutungsproblems war damit erreicht. In unserem "praktischen" Vokabular ausgedrückt bedeutet dies zugleich eine höhere Stufe der Loslösung (Abstraktion) des Sprachproblems von den "praktischen" Bedingungen seiner Erklärbarkeit. Ein psychologisches oder soziales Subjekt als "Produzent" und "Konsument" von Sprache gibt es weder in der Syntax noch in der Semantik. Die Abstraktion von den subjektiven und praktischen Bedingungen des Sprachgebrauchs verführt zu deren Verschleierung als Basis der Entwicklung bestimmter Ideologien ("Begriffsapparate") als falschem Bewußtsein. Wittgensteins Zurückstufung des Sprach-, speziell des Bedeutungsbegriffes auf die Explikationsbasis des sozialen Gebrauchszusammenhangs dagegen bildet die Plattform für die Rekonstruierbarkeit der Bedingungen des Sprachgebrauchs, von denen in der formalen Behandlung sprachphilosophischer Begriffe abgesehen wird. Im Unternehmen schon dieser Rekonstruktion auf der Basis von Wittgensteins "pragmatischer" Sprachauffassung zeigt sich, daß der rekonstruierte (konkrete) Sprachbegriff - sozusagen das inhaltliche Komplement - der logischen Syntax und Semantik falsche Auffassungen enthält, die nicht nur eine falsche Systemvorstellung (Theorie) von Sprache, sondern in Verflechtung damit auch falsche allgemeinste Begriffe von 'Wissenschaft', 'Erkenntnis', 'Erfahrung' usw. erzeugen. Zugleich wird sich zeigen, daß mit dem

Begriff "Grammatik": allgemeine methodologische Fragen bezüglich einer deskriptiven oder normativen Basis von Wissenschaft zur Diskussion stehen.

Dies wird das Thema des nächsten Kapitels sein, das die Entwicklungsschritte von Wittgensteins Auffassung einer Logischen Grammatik im Tractatus und ihren Einfluß auf die Sprachauffassung des logischen Empirismus zu seinem Begriff einer Philosophischen Grammatik zu rekonstruieren versucht.

#### 4. Sprache als Grammatik

Wir versuchen, die Charakterisierung des Sprachbegriffes zu rekonstruieren, wie sie im UZ durch die Beschäftigung mit den logischen Voraussetzungen wissenschaftlicher Theoriebildung initiiert wurde. Wir haben Standardtitel der formalen Sprachanalyse wie 'Syntax', 'Semantik' zunächst unsystematisch zur Beschreibung abstrakter Themenstellungen der Sprachanalyse aufgegriffen. Wir können ihrer Verwendungsweise im UZ erst gerecht werden, wenn wir uns auf die Charakterisierung von Sprache als System - und dafür wollen wir zunächst naiv den Titel "Grammatik" setzen - einlassen. M.a.W. wir haben in den beiden vorangehenden Abschnitten den Begriffen der logischen Syntax und logischen Semantik Gewalt angetan, weil wir so taten - in einer sehr naiven Auslegung der üblichen Definitionen von logischer Syntax und Semantik - , als beschäftigte sich jene im Ernst mit den Eigenschaften der wirklichen Sprachgegenstände (Zeichen) entsprechend der Fragestellung: welche Eigenschaften dieser Gegenstände sind es, die sie zu Zeichen machen?; und als beschäftigte sich die Semantik im Ernst mit dem wirklichen Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem. Durch unser Dummstellen wollten wir erreichen, daß Ansprüche der Spracherklärung, auf die die Definitionen von logischer Syntax und Semantik scheinbar eingehen, als überhaupt nicht durch sie erfüllt und in der Form, wie sie betrieben werden, unerfüllbar gesehen werden. So sehen wir: nicht die wirklichen Eigenschaften der Sprachgegenstände (Zeichen) und die wirklichen Beziehungen zwischen den Zeichen und dem von ihnen Bezeichneten, die eine Klasse von Dingen allererst zu Zeichen machen (bzw. mindestens ihre Funktion als Zeichen zulassen oder sie zu Zeichen prädestinieren), sind Gegenstand der logischen Syntax und Semantik, sondern das Aufstellen von Regeln, d.i. syntaktischen Formations- und Transformations- (Ableitungs-)Regeln und semantischen Bedeutungs- (Wahrheits)Regeln, die eine beliebige Klasse von Gegenständen (beliebig ihren gegen-

ständlichen, natürlichen Eigenschaften nach) als ein (formales oder interpretiertes) Zeichensystem bestimmen.

Seit den Anfängen wissenschaftlicher Reflexion von Sprache, wird der Titel "Grammatik" zur Beschreibung oder jedenfalls - wie auch immer geleistet - Bestimmung der Regularität von Sprache verwandt. Die Probleme, die mit der Bestimmung dieser Regularitäten, der "Sprachgesetze", verbunden sind, haben eine entsprechend lange Tradition. Diskussionen um den sprachlichen Regelbegriff, wie sie in verstärktem Maß in unserem UZ auftreten, wurden schon in den Anfängen griechischer und indischer Grammatik geführt.

Es kann uns hier nur um eine rohe Skizze entscheidender historischer Problemstellungen, nicht um ihre historische Rekonstruktion gehen (s. dazu: J. Lyons (68), den Abschnitt "Traditional Grammar"):

- eine Problemstellung, die schon bei den Griechen auftaucht, betrifft die Frage, ob die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem "natürlich" oder künstlich hergestellt (konventionell) sei; tatsächlich ist die sog. Onomatopoeie, d.i. die Frage, ob der Zusammenhang zwischen Wortlaut und Bedeutung ein natürlicher sei, kein nebensächliches, sondern ein sehr wichtiges Problem für jede materialistische Erklärung der Sprachentstehung (s. dazu: G. Thomson, (74), 21-6);
- eine zweite Frage geht um den Regelcharakter der Sprache; eine Partei unter den griechischen Grammatikern, die sog. Analogisten (s. Lyons, a.a.O., pp 6 f), waren der Ansicht, daß Sprache im wesentlichen durch Regularitäten beherrscht werde, nach denen sich der Sprachgebrauch richten muß; die Regularität wurde dabei als Anzeichen der Konventionalität von Sprache verstanden. Die Gegenpartei, die sog. Anomalisten, verwiesen auf die weitgehende Irregularität in der Sprache und vertraten deshalb die Theorie der

"natürlichen" Sprachentstehung; sie wiesen der Grammatik als Aufgabe weniger die Aufstellung von Regeln, als die Beschreibung des Sprachgebrauchs zu;

- im Zusammenhang mit den beiden ersten steht die dritte Frage, ob die Grammatik in der Charakterisierung von Sprache eher präskriptiv (normativ) oder deskriptiv verfahren solle;
- eine weitere damit im Zusammenhang stehende Frage betrifft die "Herkunft" bzw. den Allgemeingrad der "Sprachgesetze", d.i. die Frage, ob die Sprachregeln auf die (traditionell für allgemein und unveränderlich gehaltenen logischen Denkgesetze bzw. -regeln) zurückführbar sind oder ob sie einen eigenen (von den Regeln der Logik) unabhängigen Status (z.B. als Gesetze oder Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs) haben; die Antwort auf diese Frage entscheidet sichtlich, ob die Grammatik im Rahmen der Logik oder im Rahmen welcher anderen Wissenschaft oder ob sie als selbständige Wissenschaft betrieben werden soll; sie entscheidet auch über den universalen, formalen oder empirischen Charakter der Sprachwissenschaft.

All das sind zugleich aktuelle Fragestellungen, die sich mit dem Begriff "Grammatik" auch heute verbinden. Wenn also nach E. Stenius' Meinung (s. Historisches Wörterbuch der Philosophie, 1974, Bd. 3, 860) der Titel "logische Grammatik" möglicherweise zum erstenmal bei Wittgenstein (im Tractatus) auftaucht, so hat zumindest die eine Hälfte des Gedankens, der hinter diesem Titel steckt: daß die Sprachgesetze oder Sprachregeln degenerierte Formen von Denkgesetzen oder Denkregeln seien, zahlreiche Vorläufer in der traditionellen Grammatik (z.B. die "spekulative Grammatik" der Modisten oder die "Grammaire générale et raisonnée" von Port Royal). Die andere Hälfte: daß die logischen Gesetze nichts anderes als abstrakte Formulierungen von Sprachgesetzen darstellen, wollen wir zum Aus-

gangspunkt nehmen, um darzustellen, in welche Richtung sich bei Wittgenstein die Auffassung des Grammatikbegriffes entwickelt hat.

#### 4.1 Logische Grammatik

Im Rahmen der logischen Sprachbetrachtung hat es sich durchgesetzt, von Grammatik als dem System der syntaktischen Regeln einer formal aufgebauten Sprache zu sprechen. Das entspricht in etwa seiner Verwendung im Rahmen der heutigen Linguistik:

"Heute wird unter 'Grammatik' zumeist die sprachwissenschaftliche Betrachtung von Wortbildung (Morphologie) und Satzbildung (Syntax) verstanden. Zugleich bezeichnet der Begriff auch die sprachlichen Phänomene selbst, d.h. die Regularitäten dieser Bereiche. Man spricht also von der Grammatik einer Sprache als von einer wissenschaftlichen Analyse dieser Sprache und als von ihrer Struktur selbst. Als Disziplin steht die Grammatik traditionell, d.h. seit der Entwicklung der neueren Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jh. neben der Lautlehre (Phonologie) und Bedeutungslehre (Semantik)." (Historisches Wörterbuch der Phil., Bd. 3, 852)

Die Doppeldeutigkeit des Ausdrucks 'Grammatik' einerseits als wissenschaftliche Disziplin, die Gesetzmäßigkeiten bzw. einen bestimmten Teil der Gesetzmäßigkeiten der Sprache untersucht und andererseits als Bezeichnung für diese Gesetzmäßigkeiten selbst, ist nicht zufällig, sondern kennzeichnend für die Ungeklärtheit des Verhältnisses der Sprachwissenschaft zu ihrem Gegenstand. Sie wirft fundamentale Probleme auf, die einen systematischen Teil unserer Rekonstruktion des Grammatikbegriffes darstellen werden.

Wittgenstein hat im Tractatus das Modell einer logischen Universalgrammatik entworfen, wo 'Grammatik' zunächst als Bezeichnung (eines Teil) sprachlicher Regularitäten selbst verstanden werden muß. Dieses Modell möchte ich jetzt als erste Stufe der Darstellung seines Grammatikbegriffes nach-

zuzeichnen versuchen.

Um dies systematisch zu tun, ist kurz an den thematischen Aufbau der ersten drei §§ des Tractatus zu erinnern.

T 1 beschreibt die Welt als Strukturgesamtheit, als System.

T 2 gibt eine Analyse der Weltstruktur, d.h. gibt einen Begriff der logischen Form der Welt; und zugleich (ab T 2.1) - so darf man es wohl verstehen - einen Erkenntnisbegriff, wenn man seine Bildtheorie als Erkenntnistheorie verstehen will. (In T 3 heißt es: "Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke").

T 3 schließlich liefert die Basis seines Sprachmodells, d.h. seines Grammatik- und Bedeutungsbegriffes, auf der in den übrigen Teilen des Tractatus aufgebaut wird.

D.h. in T 3 wird ein Modell der Beziehung von Welt, Bewußtsein und Sprache in den Grundzügen entwickelt, in dessen Rahmen der Grammatikbegriff des Tractatus verstanden werden muß.

Der Grundgedanke der Erkenntnistheorie des Tractatus ist, daß Bewußtsein 1) (als Abbild der Welt) und Welt die gleiche logische Struktur haben. Die Abbildbarkeit (Denkbarkeit) der Welt hat die Identität von Tatsache und Bild zur notwendigen Voraussetzung (sie ist allerdings nicht hinreichend dafür, daß die Erkenntnis (das Bild) "wahr" ist; darauf wurde im vorhergehenden Abschnitt schon hingewiesen). Sprache wird nun als Ausdruck des Bewußtseins verstanden - wenn man so will: Sprache ist sinnlich wahrnehmbares Bewußtsein (Bild) der Welt. In T 3.1 heißt es: "Im Satz drückt sich der Gedanke sinnlich wahrnehmbar aus". D.h. Sätze sind sinnlich wahrnehmbare Bilder möglicher Sachlagen (d.i. möglicher Welttatbestände; zur Unterscheidung von "Sachlage", "Sachverhalt", "Tatsache" s.E. Stenius, (69))

---

1) es ist für uns hier irrelevant, ob und wie im Tractatus zwischen subjektiver und objektiver Bewußtseinssebene unterschieden wird.

D.h. Sätze als Bilder von Sachlagen müssen die logische Struktur mit diesen Sachlagen (mit der möglichen Welt, in der diese Sachlagen bestehen) gemein haben. Diese logische Struktur, die der Satz als Bild einer Sachlage mit dem Urbild gemeinsam haben muß, d.s. seine logischen Eigenschaften, bezeichnet Wittgenstein auch als seine (logische) Grammatik.

Um den Satz als sinnlich wahrnehmbares Bild - wir erinnern uns: der Gedanke wurde als logisches Bild bezeichnet - einer Sachlage darstellen zu können, sind zunächst einige Unterscheidungen einzuführen.

Wittgenstein unterscheidet am Satz Zeichen, Symbol und Sinn:

- T 3.11 Wir benützen das sinnlich wahrnehmbare Zeichen (Laut- oder Schriftzeichen) des Satzes als Projektion (also Abbildung, jz) "der möglichen Sachlage". Die Projektionsmethode ist das Denken des Satz-Sinnes.
- T 3.12 Das Zeichen, durch welches wir den Gedanken ausdrücken, nenne ich das Satzzeichen. Der Satz ist das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt". (Hervorh. durch mich, jz)
- T 3.31 "Jeden Teil des Satzes, der seinen Sinn charakterisiert, nenne ich einen Ausdruck (ein Symbol). (Der Satz selbst ist ein Ausdruck). Ausdruck ist alles, für den Sinn des Satzes Wesentliche, was Sätze miteinander gemein haben können. Der Ausdruck kennzeichnet eine Form und einen Inhalt."
- T 3.32 "Das Zeichen ist das sinnliche Wahrnehmbare am Symbol."

Die Unterscheidung von Zeichen und Symbol ist wesentlich für den Grammatikbegriff, der hier entwickelt wird. Denn das Symbol "setzt die Formen aller Sätze voraus, in welchen" es "vorkommen kann". Es "ist das gemeinsame charakteristische Merkmal einer Klasse von Sätzen." (T 3.311) Es "wird also dargestellt durch die allgemeine Form der Sätze, die" es "charakterisiert. Und zwar wird in dieser Form" das Symbol "konstant und alles übrige variabel sein". (T 3.12)

D.h. die logischen (grammatischen) Eigenschaften eines Zeichens sind durch die Funktion, die es im Satze spielt, gegeben. Um diese Funktion, d.i. die logischen Eigenschaften, eines Zeichens festzustellen, verwandelt man alle übrigen Zeichen des Satzes, in dem das Zeichen auftritt, in Variable und erhält so einen variablen Satz (Satzfunktion), der die Klasse aller Sätze, in denen unser Zeichen sinnvoll auftreten kann, bezeichnet. Die Elemente dieser Klasse sind die möglichen Werte der Satzfunktion. Unter Variablen hat man dabei sinnleere Zeichen (Platzhalter) von Ausdrücken, d.i. sinnvollen Zeichen, zu verstehen, die die Aufgabe haben, die Funktion dieser Ausdrücke im Satz zu markieren. Um diese Methode der logischen Ausdrucksanalyse charakterisieren zu können, möchte ich noch einmal im Zusammenhang zitieren:

T 3.315 "Verwandeln wir einen Bestandteil eines Satzes in eine Variable, so gibt es eine Klasse von Sätzen, welche sämtliche Werte des so entstandenen variablen Satzes sind. Diese Klasse hängt im allgemeinen noch davon ab, was wir, nach willkürlicher Übereinkunft, mit Teilen jenes Satzes meinen. Verwandeln wir aber alle jene Zeichen, deren Bedeutung willkürlich bestimmt wurde, in Variable, so gibt es nun noch immer eine solche Klasse. Diese ist aber nun von keiner Übereinkunft abhängig, sondern nur noch von der Natur des Satzes. Sie entspricht einer logischen Form - einem logischen Urbild."

Diese Art der logischen Analyse des Satzes, unter seiner logischen Form das zu verstehen, was er als Satzfunktion, d.h. unter Abstraktion von seinem Sinn, Bedeutung, mit der Klasse der Sätze, die als Werte durch Einsetzung sinnvoller Ausdrücke in seine Variablen erzeugbar sind, gemeinsam hat, geht auf Freges epochemachende Idee zurück, die logische Grundform des Satzes (d.i. eigentlich: des Behauptungssatzes) als Funktion seiner sinntragenden Teile zu verstehen.

T 3.318 "Den Satz fasse ich - wie Frege und Russell-  
als Funktion der in ihm enthaltenen Ausdrücke  
auf."

Ausdruck, Symbol hieß jeder für den Sinn des Satzes wesentliche Satzteil. Das Wesentliche, das Grammatische, des Ausdrucks ist das, was er mit allen Zeichen, die an seiner Stelle des Funktionsgefüges des Satzes eingesetzt werden können, gemeinsam hat. Wir erinnern uns: dieser Auffassung entspricht der russellsche Begriff des Typus, bzw. der semantischen Kategorie, wie er von polnischen Logikern (Jésniewski, Tarski, Ajdukiewicz) in die logische Semantik eingeführt wurde. Bei Tarski war auf die Entsprechung dieses Begriffs mit dem des Redeteils in der Grammatik der Umgangssprache, d.h. mit dem, was man in der Schulgrammatik unter 'Nomen', 'Verbum', 'Adjektiy' usw. versteht, hingewiesen worden. Genau an diesem Punkt des Vergleichs mit der Umgangssprache wird die Strategie der Unterscheidung von Symbol und Zeichen und damit der Unterscheidung von Grammatik und Bedeutung deutlich. Zum logisch analysierten Satz, d.h. zu seinen (logisch) grammatischen Eigenschaften, gehört nämlich, wie Wittgenstein in T 5.13 sagt, "alles, was zur Projektion gehört; aber nicht das Projizierte." Die Projektion, darunter verstanden wir die Bildbeziehung. D.h. aber nun, die (logisch) grammatischen Eigenschaften des Satzes bestimmen nur die "Möglichkeit des Projizierten, aber nicht dieses selbst. Im Satz ist also sein Sinn noch nicht enthalten, wohl aber die Möglichkeit, ihn auszudrücken. (...) Im Satz ist die Form seines Sinnes enthalten, aber nicht dessen Inhalt." (a.a.O.)

Der Satz als Symbol ist sozusagen das Wesen der Projektion, ihre notwendige Bedingung. Damit er aber tatsächlich ausdrückt, muß er als Satzzeichen gebraucht werden, (s. T 3.11). Nur das Satzzeichen, nicht der Satz (als Symbol), ist eine Tatsache und drückt tatsächlich einen Sinn aus. Umgekehrt aber haben die Zeichen für sich keinen Sinn, sie haben

ihn erst im Funktionszusammenhang des Satzes, erst in ihm werden sie zum Symbol.

T 3.3 "Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung."

Also die Elemente des Satzes - bei Wittgenstein entsprechen Namen Gegenständen, die er als Elemente von Sachverhalten versteht - müssen in den Funktionszusammenhang des Satzes eintreten, um möglicherweise ausdrücken zu können. Tatsächlich drücken sie aus (haben sie Sinn), wenn der Satz als Zeichen realisiert wird.

T 3.142 "Nur Tatsachen können einen Sinn ausdrücken, eine Klasse von Namen kann es nicht."

Also der Satz muß sinnlich wahrnehmbar gemacht werden, aber das hat mit Logik nichts mehr zu tun, das ist ein Akt des Willens. "Denn das Zeichen ist ja willkürlich" (T 3.22). Darin liegt auch die Schwierigkeit der logischen Analyse der Umgangssprache.

T 3.23 "In der Umgangssprache kommt es ungemein häufig vor, daß dasselbe Wort auf verschiedene Art und Weise bezeichnet - also verschiedenen Symbolen angehört - oder, daß zwei Wörter, die auf verschiedene Art und Weise bezeichnen, äußerlich in der gleichen Weise im Satz angewandt werden.

T 3.324 So entstehen leicht die fundamentalsten Verwechslungen (deren die ganze Philosophie voll ist).

T 3.325 Um diesen Irrtümern zu entgehen, müssen wir eine Zeichensprache verwenden, welche sie ausschließt, indem sie nicht das gleiche Zeichen in verschiedenen Symbolen und Zeichen, welche auf verschiedene Art bezeichnen, nicht äußerlich auf die gleiche Art verwendet. Eine Zeichensprache also, die der logischen Grammatik - der logischen Syntax - gehorcht."

Die "symbolische Logik" ist also nichts anderes als eine Sprache, in der die symbolische Funktion der Zeichen im

Satz eindeutig realisiert werden kann bzw. in der ihre Bedeutungsfunktion eindeutig ihrer (logisch) grammatischen Funktion entspricht. 1) Die Konstruktion symbolischer Sprachen nach diesem Prinzip ist aber nur sinnvoll unter der Annahme, daß Bild und Urbild, Zeichen und Gegenstand (im weiteren Sinne) die logische Form gemeinsam haben. Diese Annahme läßt sich nicht beweisen, sie muß sich zeigen - wie Wittgenstein sagt. Aber worin zeigt sie sich? Darin, daß das Zeichen tatsächlich abbildet; und das hat zur notwendigen Voraussetzung, daß Zeichen und Gegenstand dieselbe logische Struktur besitzen.

Die Möglichkeit von Sprache ruht hier auf der sehr starken Annahme der universellen Geltung logischer Gesetzmäßigkeit gleichermaßen in der Struktur der Welt, des Denkens und der Sprache. Diese Geltung setzt sich sozusagen blind durch. Wittgenstein notiert am 22.8.1914 in seinem Tagebuch: "Die Logik muß für sich selber sorgen. (...). Ein mögliches Zeichen muß auch bezeichnen können. Alles, was überhaupt möglich ist, ist auch legitim (erlaubt)." (L.W., Tagebücher 1914 - 16, in (60), 89). Das führt aber zu eindeutig idealistischen Konsequenzen. In der gleichen Tagebuchnotiz heißt es nämlich: "Wenn sich syntaktische Regeln für Funktionen überhaupt aufstellen lassen, dann ist die ganze Theorie der Dinge, Eigenschaften etc. überflüssig. Es ist auch gar zu auffällig, daß weder in den 'Grundgesetzen', noch in den 'Principia Mathematica' von dieser Theorie die Rede ist." Wittgenstein kann das natürlich nur sagen unter der Annahme, daß alles, was möglich ist, zugleich auch logisch ist. Wenn sich also eine Formanalyse der Sprache überhaupt geben läßt, dann ist sie immer zugleich die richtige; und des weiteren, wenn wir überhaupt eine logische Theorie der Satzfunktion aufstellen können, dann können wir uns eine Theorie der Struktur von Sachlagen ersparen, die formalen Eigenschaften von

-----

1) Diese Forderung war uns schon im letzten Kapitel begegnet.

Bild und Urbild sind ja dieselben. Dort, wo es in der Sprache zu Unsinn kommt, da liegt es nicht an der Logik, sondern an unserer Willkür der Zeichensetzung, daß wir bestehende Möglichkeiten nicht ausnützen. In T 5.473 heißt es: "'Sokrates ist identisch' heißt darum nichts, weil es keine Eigenschaft gibt, die 'identisch' heißt. Der Satz ist unsinnig, weil wir eine willkürliche Bestimmung nicht getroffen haben, aber nicht darum, weil das Symbol an und für sich unerlaubt wäre." Wenn wir uns, wie Wittgenstein an der selben Stelle sagt, "in gewissem Sinne, nicht in der Logik irren" können (a.a.O.), dann müssen die Quellen des Irrtums in der tatsächlichen Bedeutungsgebung der Zeichen liegen, die, wie gesagt, willkürlich ist. Nicht an den natürlichen Eigenschaften des Sprachlauts oder der Schriftgestalt des Symbols 'identisch' soll es ja liegen, daß das Zeichen 'identisch' etwas bedeutet. Das Zeichen 'identisch' bedeutet nur etwas, wenn von uns festgesetzt wurde, daß es als sinnlich wahrnehmbarer Repräsentant des Symbols 'identisch' fungieren soll. Der Laut oder das Schriftzeichen 'identisch' bedeutet nichts, es muß erst als Symbol gebraucht werden. Daß wir gerade dieses Zeichen für dieses Symbol verwenden ist willkürlich, aber wenn wir diese Verwendung einmal festgesetzt haben, gehorcht die Verwendung des Zeichens in diesem Sinne den logischen Gesetzmäßigkeiten, denen das Symbol untersteht:

T 3.262 "Was in den Zeichen nicht zum Ausdruck kommt, das zeigt ihre Anwendung. Was die Zeichen verschlucken, das spricht ihre Anwendung aus."

Das entscheidende Moment von Wittgensteins logischer Grammatiktheorie liegt in der Annahme der Apriorizität der Logik, darin, daß die Logik für sich selber sorgt. Wo die "Logik", d.i. der strukturelle Aufbau, der Welt schon der des Denkens und seiner sinnlich wahrnehmbaren Repräsentation in der Sprache ist, da ist die Möglichkeit von Er-

Kenntnis und Sprache kein Problem. Ein Problem entsteht erst in der wirklichen Sprache, wo sich die Zeichenverwendung nicht an die logischen, formalen Bedingungen des Ausdrückens hält und damit die (logisch) grammatische Funktion der Zeichen verschleiert. Dieses Problem taucht dort nicht auf, wo man Sprachen konstruiert, deren Zeichen ihre logisch grammatische Funktion eindeutig verstehen: eine Symbol- oder Begriffssprache (Frege). D.i. eine Sprache, wo jedes Zeichen genau einem Symbol entspricht.

Man könnte Wittgensteins Theorie der logischen Universalgrammatik, die er im Tractatus gibt, als Antwort auf die Frage verstehen, unter welchen Bedingungen Sprache überhaupt möglich ist. Im Rahmen dieser Fragestellung ist die Frage nach den Bedingungen der Wirklichkeit von Sprache belanglos. Der Theorie der logischen Universalgrammatik kostet dieses Problem nur einen Willensakt.

In seiner späteren Entwicklung hat sich Wittgensteins Interesse aber immer mehr auf die Frage nach den Bedingungen der Sprachwirklichkeit verschoben und d.h. auf das Bedeutungsproblem in sprachlichen Gebrauchszusammenhängen.

Das Problem liegt hier in der von der logischen Universalgrammatik angenommenen Inhomogenität von Zeichen und Symbol. Man muß sich ein Symbol ja als Bestandteil einer allem Sprachgebrauch zugrundeliegenden eindeutigen formalen (logischen, syntaktischen) "Tiefen"-Struktur vorstellen, das Zeichen aber als Bestandteil des wirklichen Zeichengebrauchs, der nicht nur, wie wir wissen, von der syntaktischen Tiefenstruktur, sondern auch von gewissen willkürlichen Festsetzungen, betreffend: welche Zeichen welche Symbolfunktion übernehmen sollen, abhängen soll. Die Tiefenstruktur ist dieser Auffassung nach a priori gegeben; die Frage ist, wie der bedeutungsrealisierende Willensakt es schafft, dem Zeichengebrauch die syntaktischen Verwendungsregularitäten

in irgendeiner Form eindeutig aufzuladen. Denn wenn auch die logische Syntax für sich selber sorgt, der tatsächliche bedeutungsvolle Gebrauch der Zeichen tut es jedenfalls nicht; er muß auf seine Korrektheit, d.h. daß er seinen syntaktischen Funktionen auch tatsächlich immer entspricht, überprüft werden, da er laut Annahme ja willkürlich ist. Die logische Grammatik gibt sozusagen keinerlei Garantie dafür, daß sich die Sprecher im Zeichengebrauch an frühere Willensentscheidungen halten. Daß sie es tun, muß jedenfalls überprüfbar sein und d.h. es muß Regularitäten auch des Zeichengebrauchs geben, die als Korrekturinstanz fungieren.

Hier aber liegt genau die Schwierigkeit. Wir haben ja gesehen, daß die Sprache so funktioniert, daß ihre elementaren Bestandteile (z.B. Wörter) in einen Funktionszusammenhang (im Tractatus: in den eines Satzes) gebracht werden, erst in ihm bedeuten sie etwas. Man könnte sagen, erst wenn klar ist, welche grammatische (logische, syntaktische) Rolle sie spielen, wird klar, was sie bedeuten können. Wenn wir aber nur wissen, welche syntaktische Funktion die Elemente eines Satzes haben, wissen wir noch nicht, was das konkrete Zeichen dieses Satzes bedeutet.

Um uns das Problem klar zu machen, müssen wir uns auf die Analyse des Satzes etwas näher einlassen. Im Satz sollte sich ein Gedanke, d.i. ein logisches Bild einer Tatsache, sinnlich wahrnehmbar ausdrücken. Wie tut er das?

T 3.2 "Im Satze kann der Gedanke so ausgedrückt sein, daß den Gegenständen des Gedankens Elemente des Satzzeichens entsprechen.

T 3.201 Diese Elemente nenne ich 'einfache Zeichen' und den Satz vollständig 'analysiert'.

T 3.202 Die im Satze angewandten einfachen Zeichen heißen Namen.

T 3.203 Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung. (...)

T 3.21 Die Konfiguration der einfachen Zeichen im Satzzeichen entspricht die Konfiguration der Gegenstände in der Sachlage.

T 3.22 Der Name vertritt im Satz den Gegenstand."

Die Sachlage ist ein Funktionszusammenhang von Gegenständen. Gegenstände sind einfach, sie bilden die Substanz der Welt, aus der sich die Welt als Funktionszusammenhang (als Tatsache) zusammensetzt (vgl. T 2.01, 2.02, 2.021). In Analogie dazu könnte man sagen, die Namen als die elementaren, einfachen Bestandteile der Sprache bilden die Substanz der Sprache. Ein Satz ohne diese Substanz bedeutet nichts. Nur der Grenzfall des Satzes als Ausdruck (als Symbol), d.h. der Grenzfall des variablen Satzes, technisch: wenn die Variablen im Satz durch Konstante ersetzt werden, bedeutet etwas. "Im Grenzfall wird die Variable zur Konstanten, der Ausdruck zum Satz" (T 3.313) 1)

Wenden wir uns dem Problem, wie die Satzfunktion zum Satz wird zu. Die Satzfunktion, wenn sie in Zeichen ausgedrückt wird, zeigt eine bestimmte Struktur, aber sie bedeutet nichts.

-----

- 1) Man muß die Ungenauigkeit meiner Ausdrucksweise, daß ich 'Satz' meistens im Sinn von 'Satzausdruck' verwende, entschuldigen. Meinem Ermessen nach ist auch im Tractatus die sonst in der einschlägigen Literatur gemachte Unterscheidung von Satzfunktion und Satz(konstante) nicht immer eindeutig durchgehalten; mehrdeutig ist in diesem Zusammenhang ja auch die Gebrauchsweise von 'Funktion'. Die eingebürgerte Sprechweise von Satzfunktion als variablen Satz wird mißverständlich im Hinblick darauf, daß nach Wittgenstein ja auch im Satz, d.h. einem Wert der Satzfunktion, die Namen in einem Funktionszusammenhang stehen; d.h. die Redeweise, daß der Satz eine Funktion seiner Bestandteile ist, ist nicht zu verwechseln mit der technischen Redeweise von Satzfunktion als variablen Satz. In jeder Sprache aber, die in ihrem Lexikon Zeichen für Variable und für Konstanten unterscheidet, wo das Satzzeichen einer Satzfunktion klar unterschieden ist vom Zeichen eines Satzes, sind diese Probleme gegenstandslos.

Erst der Satz bedeutet und dadurch, daß anstelle der Zeichen der Variablen im Zeichen der Satzfunktion mit konstanter Bedeutung, also Namen, Zeichen, eingesetzt werden. Die Namen müssen also für sich schon eine Bedeutung haben, bevor sie im Satzzusammenhang angewandt werden. Allerdings können sie diese Bedeutung - wenn ich die einschlägigen Argumente dazu im Tractatus richtig interpretiere - isoliert nicht zum Ausdruck bringen.

Wir erinnern uns:

T 3.3 "Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung."

Die Namen sind für sich also keine Ausdrücke (Symbole), erst im Satz werden sie dazu. Was das heißt, kann man sich an der Unterscheidung der Begriffe 'Sinn' und 'Bedeutung', die zuerst von Frege eingeführt wurde, klar machen. Nach Stenius (s.a.a.O. pp 156 ff) hat Wittgenstein im Tractatus wie vor ihm Frege und Russell eine "Namentheorie der Bedeutung" vertreten. "Als Ausgangspunkt für unsere Untersuchung nehme ich 3.144:

3.144 Sachlagen kann man beschreiben, nicht benennen.  
(Namen gleichen Punkten, Sätze Pfeilen, sie haben Sinn).

(...). Es sind zwei Dinge, auf die wir hier unsere Aufmerksamkeit richten sollten: (1) Wittgenstein unterscheidet zwischen Benennen und Beschreiben, insofern Sachlagen beschrieben, aber nicht benannt werden können. (2) Das bedeutet einen Unterschied zwischen dem, wie Namen und wie Sätze symbolisieren; nur die letzteren haben 'Sinn' (vgl. 3.3)". (Stenius, a.a.O., 156). Ich möchte das so formulieren: bevor Namen ihren Posten im Funktionszusammenhang des Satzes übernehmen, müssen sie schon eine Bedeutung haben, aber erst im Satz kommt diese Bedeutung zum Tragen, drückt sie etwas aus. Man kann nun sagen: die syntaktische (Funktions-)Analyse des Satzes stellt eine Analyse des sprachlichen Sinn- bzw. Ausdrucks- oder Beschreibungsbegriffes dar. Sie erfolgt technisch, wie

wir gesehen haben, indem man im Satzzeichen die Zeichen der Konstanten durch Variablenzeichen ersetzt; die daraus entstehende Satzfunktion zeigt die syntaktische Funktion ihrer Bestandteile, d.h. die grammatische Rolle, die sie in jedem möglichen Wert der Satzfunktion spielen.

Was die einzelnen Bestandteile des Satzes aber bedeuten, ist davon nicht berührt. Ich verweise nochmals auf T 3.315. Hier war davon die Rede, daß die Bedeutung der Satzteile bzw. letztlich der Namen als elementaren Bestandteilen, von "willkürlicher Übereinkunft" abhängt. Wittgenstein unterscheidet nun Symbole für Komplexe und Symbole für einfache Gegenstände. "Die Zusammenfassung des Symbols eines Komplexes in ein einfaches Symbol kann durch eine Definition ausgedrückt werden."

(T 3.24) Dagegen: "Der Name ist durch keine Definition weiter zu zergliedern: er ist ein Urzeichen" (T 3.26). Das heißt für die Bedeutungsanalyse: die Bedeutung komplexer Symbole kann erklärt werden durch Definition, d.i. Rückführung auf die Bedeutung einfacher Symbole, aber die Bedeutung der Urzeichen ist irreduzibel; bevor die Namen im Satz angewandt werden, wo ihre Bedeutung allererst zum Ausdruck kommen kann (s. T 3.262), muß ihre Bedeutung schon bekannt sein.

T 3.263 "Die Bedeutungen von Urzeichen können durch Erläuterungen erklärt werden. Erläuterungen sind Sätze, welche die Urzeichen enthalten. Sie können also nur verstanden werden, wenn die Bedeutungen dieser Zeichen bereits bekannt sind."

Der Unterschied wie Namen und wie Sätze symbolisieren ist also folgender:

T 4.026 "Die Bedeutungen der einfachen Zeichen (der Wörter) müssen uns erklärt werden, daß wir sie verstehen. Mit Sätzen aber verständigen wir uns.

T 4.027 Es liegt im Wesen des Satzes, daß er uns einen neuen Sinn mitteilen kann.

- T 4.03 Ein Satz muß mit alten Ausdrücken einen neuen Sinn mitteilen. Der Satz teilt uns eine Sachlage mit, also muß er wesentlich mit der Sachlage zusammenhängen. Und der Zusammenhang ist eben, daß er ein logisches Bild ist. Der Satz sagt insoweit etwas aus, als er ein Bild ist."

Wir sehen, der Bedeutungsbegriff fällt aus der grammatischen Analyse vollständig heraus. Die Bedeutung ist kein wesentlicher Teil des Satzes. Erinnern wir uns, daß wir schon im ersten Kapitel d.A. im Rahmen der Diskussion der fregeschen Definitionstheorie (Begriffstheorie) auf den Begriff 'Erläuterung' gestoßen sind. Wir stellten dort fest, daß die Theorie logischer Sprachkonstruktion im Problem der Einführung von Grundbegriffen an die Grenze ihrer Glaubwürdigkeit stößt. Ein Problem, das die logische Sprachanalyse durch Verweis auf die Vorgegebenheit praktischer Verständigung abtut, weil sie die Grenze mit ihren Mitteln nicht überschreiten kann. Das Problem finden wir auch hier in der logischen Universalgrammatik des Tractatus nicht gelöst, sondern ausgeklammert. Das Bedeutungsproblem ist eins der Praxis, was wir mit den Zeichen, mit denen wir uns tatsächlich verständigen meinen, ist angeblich eine Frage willkürlicher Festsetzungen. Diese Auffassung von der Willkürlichkeit der Verbindung von Zeichen mit den Bestandteilen der Welt, die sie bedeuten sollen, hat ernste Konsequenzen. Da die Sprachen tatsächlicher Verständigung, die Umgangssprachen, voll von dieser angeblichen Willkür sind, sind sie als Gegenstände der logischen Sprachanalyse ungeeignet. Die formale Sprachanalyse heißt das, ist ungeeignet, wirkliche Sprachen zu analysieren, sie analysiert stattdessen Idealisierungen von Sprache, die genau so konstruiert sind, daß die Mittel der logischen Sprachanalyse bei ihnen angreifen.

Die formale Sprachanalyse enthält also in ihrer Erklärung des Sprachbegriffs einen großen Fleck. Die Annahme, daß der Aufbau jeder Sprache denselben universalen Formbestimmungen unterliegt, Bestimmungen die, soll in der Spra-

che die Welt erkennbar werden, nicht anders denn als die Bedingungen der Möglichkeiten von Erkenntnis verstanden werden können, bleibt im Rahmen der logischen Universalgrammatik eine unbewiesene Voraussetzung.

Wittgensteins Abbildtheorie von Erkenntnis und Sprache - und in der Sprache, so darf man wohl sagen, kommt für ihn die Erkenntnis erst zur Wirklichkeit, zur Welt - die wir als Paradigma einer logischen Universalgrammatik genommen haben, scheitert am fundamentalen Problem. Sie gibt ein mögliches, ein logisches Modell der Beziehung von Bewußtsein (Sprache) und Welt, ohne darauf Bezug zu nehmen, wie sich Erkenntnis tatsächlich abspielt. Das Modell zeigt sozusagen die Möglichkeit der Beziehung von Bewußtsein und Welt, aber in einer so abstrakten Allgemeinheit, daß sie über ihre wirkliche Beziehung nichts aussagt. Die ganze Inhaltsproblematik von Erkenntnis - die Bedeutungsproblematik der Sprache - fällt für den Wittgenstein des Tractatus außerhalb Betracht der logischen Sprachanalyse. Erkenntnis ist für ihn möglich, weil die logische Form des Bewußtseins (der Sprache) und der Welt identisch sind. Wie wir im einzelnen diese beiden Strukturen aufeinander beziehen, welche ihrer einzelnen Elemente wir aufeinander abbilden, ist eine Frage willkürlicher Festlegungen.

Diese Auffassung deutet auf eine präskriptive Auffassung zum indet der logischen Semantik hin, die uns später bei der Besprechung von Schlicks Verifikationstheorie der sprachlichen Bedeutung wiederbegegnen wird. Das logische Erkenntnismodell des Tractatus führt damit zu der wichtigen Frage, was am Erkenntnisbegriff Sache der Logik ist und was nicht; führt mit einer Entscheidung über diese Frage aber zugleich zu einer Entscheidung darüber, was die Logik eigentlich für eine Sache sei.

Der Tractatus stellt ja den ersten umfassenden Versuch einer syntaktischen Erklärung des Erkenntnisproblems (Sprach-

problems) dar. Darin ist das Bedeutungsproblem reduziert auf die rein formalen Bestimmungen des Symbolcharakters von Sprache. Es taucht nur am Rande einer solchen (Tractatus)-Logik in der Behauptung der Strukturidentität von Bewußtsein (Sprache) und Welt auf. Die Frage, was die Sprache, das Bewußtsein zu einer deckungsgleichen Struktur mit der Welt macht, ist dagegen ausgeklammert. Damit aber genau der Teil, der die Wissenschaft an Erkenntnismodellen am meisten interessiert: die Frage, was wissenschaftliche Annahmen wahr macht, die wirkliche Bedeutungsfrage.

Wenn wir die Logik als Disziplin verstehen, die Gesetze des Erkennens bzw. Gesetze über das Funktionieren von Sprache, speziell: des Wahrseins von Sätzen aufstellt, so muß es durch die Tractatus-Behauptung von der Willkürlichkeit sprachlicher Bedeutung zur entscheidenden Frage werden, ob damit die Logik ganz oder teilweise in ihrem Gesetzesstatus von Willensentscheidungen abhängt, ob ihre Gesetze also praktischer, normativer Natur oder als Beschreibung objektiver Seinsverhältnisse theoretischer, "deskriptiver" Natur sind.

Die Frage über den Gesetzesstatus mußte spätestens zu dem Zeitpunkt auf't werden, wo das logische Erkenntnis-(Sprach-)Modell zum Basismodell wissenschaftlicher Erkenntnis ausgebaut werden sollte. Das Scheitern der an bloß syntaktischen Fragestellungen orientierten Logischen Universalgrammatik erweist sich daher ab dem Zeitpunkt, wo versucht wird, aus Positionen der formalen Sprachanalyse, die sich ursprünglich aus Problemstellungen der mathematischen Grundlagenforschung entwickelt hatte, ein wissenschaftstheoretisches Gesamtprogramm zu entwickeln, die sogenannte Analytische Wissenschaftstheorie (AWT). Denn grob gesagt stellt die AWT den Versuch dar, den aus dem Bedürfnis der strengen Kalkülisierung der mathematischen Sprache gewonnenen analytischen Sprachbegriff zum allgemeinen Be-

griff einer Wissenschaftssprache auszubauen. Die Prinzipien der formalen Sprachanalyse, wie sie im Rahmen der Wissenschaftsreflexion innerhalb der Formalwissenschaften, d.i. hauptsächlich der Mathematik ausgebildet wurden, wurden als allgemeine Prinzipien jeglicher Wissenschaftssprache ausgegeben. Das zielte auf die Vereinheitlichung des Wissenschaftsbegriffes und des Theorieverständnisses, die dem Modell der streng deduktiven Theorie angeglichen werden sollten. Diese Übertragung des analytischen Theoriemodells der neubegründeten Formalwissenschaften (Mathematik, Logik) auf den Bereich der Erfahrungswissenschaft nötigte zu einer strengen Analyse der Beziehung zwischen Theorie und Erfahrung. Damit aber war der ganze Umkreis traditioneller erkenntnistheoretischer Fragestellungen in die Sprachanalyse als Basis des Aufbaus einer neubegründeten Wissenschaftstheorie einbezogen. Das ist durch die zunehmende Gewichtsverlagerung innerhalb der Sprachanalyse auf Bedeutungsfragen indiziert. Durch die Übertragung des analytischen Wissenschaftsmodells auf die empirischen Wissenschaften wird die Diskussion um den Geltungs- oder Wahrheitsbegriff wissenschaftlicher Sätze notwendig. In der Diskussion um die Relation zwischen analytischer und empirischer (synthetischer) Geltung wissenschaftlicher Sätze entwickeln sich denn auch die verschiedenen Modelle der AWT. Interessant ist für uns dabei die Position des sog. Logischen Empirismus, in dem der Versuch am konsequentesten durchgeführt wurde, den im Rahmen der formalwissenschaftlichen Grundlagenforschungen neugewonnenen analytischen Erkenntnis- (Sprach)Begriff auf das Problem empirischer Erkenntnis anzuwenden. Interessant deswegen, weil sich Wittgensteins Philosophische Grammatik der Spätschriften wesentlich an der Kritik der Übertragung des analytischen Erkenntnismodells der Formal - auf die Realwissenschaften - wie er sie selbst im Tractatus noch vorgezeichnet hatte - entwickelt hat. Wir versuchen also im nächsten Abschnitt den Übergang von der Logischen Grammatik (LG) des Tractatus zur Philosophischen Grammatik (PG) der wittgensteinischen

Spätphilosophie anhand der Darstellung der für Wittgenstein zentralen Kritikpunkte am Logischen Empirismus (LE) zu rekonstruieren. Unser Hauptinteresse wird sich dabei auf die LE-Lösung des Bedeutungs- und Geltungsproblems richten, auf die sog. Verifikationstheorie. Sie stellt den Versuch eines symbiotischen Modells analytischer und synthetischer Erkenntnisbestandteile dar, in dem die eigentliche Problematik des Wissenschaftsbegriffes der AWT voll aufbricht. Um Wittgensteins Kritik daran und damit seinen Begriff der PG zu verstehen, müssen wir aber zunächst die Begriffe des Logischen (Analytischen) und Empirischen (Synthetischen), die im Erkenntnismodell des LE kompiliert sind und die damit zusammenhängenden entscheidenden Fragen über den Gesetzesstatus der Logik klären. In letzter Hinsicht steht damit die Frage, ob die Wissenschaft insgesamt ein theoretisches oder praktisches Fundament habe, auf dem Spiel. Ihre Klärung zugungsten der letzteren Annahme soll schließlich die Rekonstruktion von Wittgensteins Argumenten für eine Philosophische Grammatik bringen.

Zunächst aber ist allgemein zu zeigen, welche Vorstellungen sich mit dem Gesetzes- oder Regelbegriff verbinden und wie sie in verschiedene Auffassungen vom Gesetzesstatus der Logik eingehen. Der damit verbundene Geltungscharakter logischer Sätze findet seine einheitliche Bestimmung in der Festlegung des LE auf den analytischen Charakter der Logik. Jenseits dieser Festlegung bleiben aber im LE Auffassungsunterschiede über den präskriptiven oder deskriptiven Charakter logischer Sätze bestehen. Gegenüber Carnaps eindeutig deskriptiver ("theoretischer") Fassung des Analytischen soll anhand von Schlicks präskriptiver Fassung gezeigt werden, daß sie in den entscheidenden Fragen sich praktisch mit Carnaps "theoretischer" deckt.

## 2 Der Übergang von der Logischen zur Philosophischen Grammatik: Das Sprachmodell des Logischen Empirismus

Es wurde versucht, die Logische Grammatik des Tractatus als ein Sprachmodell darzustellen, das die Voraussetzungen eines formalen Zeichen- und Bedeutungsbegriffs in sich vereinigt. Sprache wird hier aus Bestimmungen ihrer formalen Eigenschaften begriffen, im wesentlichen als ein mit der Welt strukturgleicher Kalkül. Der darin integrierte Bedeutungsbegriff - die Bildtheorie des Tractatus - ist, wie schon im vorigen Kapitel gezeigt wurde, ein rein formaler Bedeutungsbegriff; gegründet auf einen Begriff der Abbildung, der Funktion. Für die Logische Grammatik ist die Bedeutungsfrage damit geklärt, daß man den syntaktischen Aufbau der Sprache kennt. Denn eine Sprache mit ihrer Syntax kann alles bedeuten, was mit dieser Syntax strukturgleich ist. Für welche der möglichen isomorphen Strukturen man sich als für den Bedeutungsbereich der Sprache entscheidet, ist für die Logische Grammatik irrelevant; ist eine willkürliche, praktische Angelegenheit. Logische Grammatik ist Logische Syntax. Die Logische Grammatik des Tractatus hatte einen starken Einfluß auf die Mitglieder des Wiener Kreises um Moritz Schlick. Zum Unterschied von den Klassikern der formalen Logik standen die Mitglieder des Wiener Kreises unter dem Einfluß positivistischer bzw. empiristischer Erkenntnistheorie. Der Grundsatz, daß alle Erkenntnis aus der Erfahrung stamme, mußte also mit Wittgensteins Auffassung von tautologischen Charakter aller logischen Sätze verträglich gemacht werden. Ein empiristisches Wissenschaftsmodell hätte also zu berücksichtigen, daß sämtliche Aussagen, die in einer Wissenschaft über ihren Gegenstandsbereich gemacht werden, empirischer Natur sind, die Feststellungen aber, die über den Aufbau der Sprache getroffen werden, deren sich die Wissenschaft zum Ausdruck ihrer Gesetze bedient, nicht empirischer Natur sein können. Der besondere Charakter dieser wissenschaftlichen, aber nicht empirischen Aussagen war erst klarzustellen. Zugleich be-

sagt diese Auffassung, daß sämtliche anderen Feststellungen, die also weder logischer noch empirischer Natur sind, keine wissenschaftlichen Aussagen sein können.

M.a.W. wäre es Aufgabe der Logik, Aufbau und Funktion der Wissenschaftssprache darzustellen, mit deren Hilfe die Wissenschaften Aussagen über ihren Gegenstandsbereich machen können. Die Bedeutungsgebung der Wissenschaftssprachen müßte in jeder oder für jede Wissenschaft gesondert geleistet werden in Form einer Interpretation der Sprache durch den speziellen Erfahrungsbereich der betreffenden Wissenschaft.

Für ein solches Wissenschaftssprachmodell stehen also zwei Hauptprobleme an:

- die Klärung des besonderen (nicht-empirischen) Charakters logischer Sätze und
- die Klärung der Frage, wie die Zuordnung zwischen Ausdrücken der Wissenschaftssprache und Elementen des Gegenstandsbereichs, d.s. nach empiristischer Auffassung immer bestimmte Erfahrungsdaten, vorgenommen werden könne.

Wir beginnen mit der ersten Frage.

#### 4.21 Der theoretische Charakter der Logik

G.H. von Wright unterscheidet in "Norm and Action" drei verschiedene Formen von Gesetzen: laws of the state, laws of nature and laws of logic. Die ersten sind nach ihm 'präskriptiver' Natur:

"The laws of the state are prescriptive. They lay down regulations for the conduct and intercourse of men. They have no truth-value. Their aim is to influence behaviour. When men disobey the laws the authority behind the laws tries, in the first place, to correct the behaviour of men. Sometimes however, the authority alters the laws - perhaps

in order to make them conform more to the capacities and demands of 'human nature' ".(G.H. von Wright, (63), 2/3)

Naturgesetze dagegen bezeichnet er als 'deskriptiv'. Er erklärt diesen Begriff folgendermaßen:

"The laws of nature are descriptive. They describe the regularities which man thinks he has discovered in the course of nature. They are true or false. Nature does not except metaphorically, 'obey' its laws. If a discrepancy is found to exist between the description and the actual course of nature it is the description, and not the course of nature, that must be corrected."(a.a.O, 2)

Der entscheidende Unterschied zwischen präskriptiven und deskriptiven Sätzen liegt demnach in ihrem Geltungscharakter. Präskriptive Sätze haben praktische Geltung; sie zielen darauf, menschliches Verhalten zu regulieren. Verhalten gilt als regelgeleitet, wenn Menschen Vorschriften gehorchen. Entscheidendes Merkmal eines präskriptiven Gesetzes ist denn auch die Möglichkeit, ihm zuwider zu handeln. 1)

Die Geltung deskriptiver Sätze liegt dagegen darin, daß das, was sie darstellen, mit dem Teil der Wirklichkeit, auf den sie sich beziehen, übereinstimmt. Deskriptive Sätze sind wahr/falsch; und dies ist ihr entscheidendes Charakteristikum. Deskriptive Gesetze schreiben der Natur und dem Menschen nicht vor, wie sie sich zu verhalten haben, sondern beschreiben unter dem Anspruch der Wahrheit der Beschreibung, wie sich ein Ausschnitt der Wirklichkeit "verhält".

Angesichts dieser Unterscheidung in deskriptive und präskriptive Sätze - die entsprechend ihren verschiedenen Geltungsbedingungen verschiedenen "Logiken" fordern - nach dem Status der logischen Gesetze selbst gefragt, scheint

---

1) U.Maas spricht in (73), 41 von der "prinzipiellen Hinterfragbarkeit" der Regeln symbolischer Verständigung.

es, daß sie mit beiden Typen Verwandtschaft haben, aber mit keinem von beiden übereinstimmen. Für eine deskriptive Auffassung der Logik spricht der Wahrheitscharakter ihrer Sätze, für eine präskriptive die Apriorität ihrer Geltung. Die deskriptive Einstellung führt dabei leicht zu einer Platonistischen Einstellung:

"This view of logic (and mathematics) is connected with great difficulties. It seems to presuppose a peculiar 'ontology' of the logical (mathematical) entities. This ontology is sometimes called Platonism or Realism in the philosophy of logic (mathematics). On this view, the laws of logic (mathematics) are at the same time very much like and yet significantly different from the laws of nature. Both types of law have a truth-value. But laws of the first type are necessarily true; laws of the second type contingently so. Both types of law describe the properties and relations of some entities. But the entities with which laws of the first type deal are eternal and imperishable, whereas the entities with which the laws of the second type deal are mutable and contingently existing." (von Wright (63), 4/5)

Zur Lösung dieser Schwierigkeiten scheinen zunächst zwei Wege offenzustehen. Entweder gelingt es unter Beibehaltung der deskriptiven Einstellung gegenüber den logischen Sätzen die Zulassung idealer Entitäten zu vermeiden oder man spricht den logischen Sätzen den Wahrheitscharakter ab und erklärt sie für präskriptiver Natur. Beide Auffassungen wurden im Wiener Kreis und im Logischen Empirismus vertreten. Im zweiten Falle geht die Logik ihres theoretischen Charakters verlustig, sie muß als ein System von Regeln zur Verwendung von Zeichen verstanden werden. Diese Auffassung wurde z.B. im Wiener Kreis von Neurath und Schlick vertreten. Carnap dagegen hat, wie wir schon gesehen haben, die Logik (logische Syntax und Semantik) als Theorie verstanden, in der Aufbau und Funktion von Sprachen oder von Sprache schlechthin beschrieben wird. In Schilpp (63) argumentiert er in einer Replik auf einen Artikel von Sellars, der darin eine präskriptive Auffassung vertreten hatte, daß es innerhalb der Entwicklung der modernen Logik immer klarer werde, daß Logik und eben-

so syntaktische und semantische Sprachanalyse rein theoretischer Natur seien. (s. 923/4) Seiner Meinung nach enthielten weder reine noch deskriptive Syntax und Semantik "any kind of prescriptive components" (a.a.O.). Und er sagt: "...in syntax and semantics I deliberately leave aside all prescriptive factors" (a.a.O.). Wie aus dem vorhergehenden klar wird, bedeutet 'theoretisch' in diesem Zusammenhang zweierlei. Einmal, daß Sätze der Logik nicht-empirisch sind (theoretisch<sub>1</sub>); und einmal, daß sie nicht-präskriptiv (theoretisch<sub>2</sub>). Es ist eine altbekannte Tatsache, daß ein beliebiger aussagenlogischer Satz z.B.

(1) NKpNp,

das Nicht-Widerspruchsprinzip, nichts darüber aussagt, ob wir erfahrungsgemäß einen Satz nicht zugleich mit seiner Negation denken oder aussprechen. Als empirische Behauptung wäre (1) sogar leicht falsifizierbar. (1) behauptet eben nicht, wird argumentiert, daß ein Satz mit seiner Negation nie zusammen in einem Bewußtsein vorkommt, sondern daß ein Satz, der zugleich einen Satz und seine Negation als wahr behauptet, falsch ist.

Aber wir wissen noch garnicht, was 'wahr' und 'falsch' im Zusammenhang mit logischen Sätzen besagt.

Der Korrespondenzauffassung entsprechend ist ein Satz wahr, wenn der Sachverhalt, den er beschreibt, besteht. So soll beispielsweise der Satz 'Schnee ist weiß' genau dann wahr sein, wenn Schnee weiß ist. Ob dies der Fall ist, muß - vorausgesetzt es ist klar, auf welche Erfahrungsbestände sich die Ausdrücke des Satzes beziehen - empirisch festgestellt werden. "Wir müssen", sagt Carnap in (60<sup>2</sup>), 16, "durch Beobachtungen (im weitesten Sinn) feststellen, wie die Fakten sind und das Ergebnis vergleichen mit dem, was der Satz über diese Fakten aussagt. Wenn die Fakten so sind,

wie der Satz es besagt, so ist er w a h r ; andernfalls f a l s c h . " Den Vorgang, den Wahrheitswert eines Satzes festzustellen, kann man nach Carnap in zwei Schritte zerlegen. Bevor man feststellen kann, ob ein Satz wahr ist, muß man verstehen, was er besagt. Der erste Schritt besteht also darin, den Sinn eines Satzes festzustellen. Dabei ist wieder zweierlei zu beachten:

- die durch Bedeutungsregeln festgelegte Bedeutung der im Satz vorkommenden Ausdrücke und
- die Form, in der diese Ausdrücke im Satz zueinander stehen.

Der erste Schritt stellt also eine syntaktische und semantische Analyse des Satzes dar. Mit dem Satzsinn stellt man fest, welche Fakten in Betracht kommen; d.h. man stellt fest, von welchen Gegenständen die Rede ist und von welchen Eigenschaften, die sie haben sollen, oder Relationen, in denen sie zueinander stehen sollen.

Im zweiten Schritt vergleicht man dann den Satzsinn - Wittgenstein sprach vom Satzsinn als "möglicher Sachlage" - mit der Wirklichkeit: ob die bezeichneten Gegenstände tatsächlich die bezeichneten Eigenschaften haben, in den bezeichneten Relationen zueinander stehen usw. Auf diese Unterscheidung von Sinnanalyse und Wirklichkeitsvergleich stützt Carnap die Unterscheidung von empirischer und logischer Wahrheit.

Er sagt nämlich:

"Wenn ein Verfahren sich allein auf den ersten Schritt, die Sinnanalyse, gründet, ohne den zweiten Schritt, Beobachtungen von Fakten, zu benötigen, so wollen wir es als logisch bezeichnen; wenn es den zweiten Schritt benötigt, so nennen wir es nicht-logisch, synthetisch, empirisch." (a.a.O.)

Die Logik beschränkt sich also auf die syntaktisch-semantische Analyse sprachlicher Ausdrücke. Sie fragt nicht, ob das, was die Ausdrücke bedeuten, auch existiert. Sie untersucht, wie die Ausdrücke gebildet sind und wie sich die Bedeutung der Elementarzeichen in dieser Bildungsform auf die komplexen Ausdrücke überträgt. Handelt es sich bei den Ausdrücken um Sätze, dann untersucht die Logik, ob sie aufgrund der in der betreffenden Sprache festgesetzten Bedeutungen ihrer Teilausdrücke wahr sind oder nicht. In der Aussagenlogik hat man es üblicherweise mit Aussagenvariablen und Satzkonnektiven als logischen Konstanten, die eine feststehende Bedeutung haben zu tun. 'Bedeutung' wird hier rein extensional verstanden als das, worauf ein Ausdruck referiert. Der üblichen Auffassung nach referieren Sätze auf Wahrheitswerte. Da die aussagenlogischen Konstanten zur grammatischen Kategorie der satzbildenden Funktoren gehören, die aus Sätzen als ihren Argumenten wiederum Sätze bilden, können sie definiert werden durch den typischen Wahrheitswertverlauf, den sie bei allen möglichen Wahrheitswertbelegungen ihrer Teilsätze einnehmen. Auf den Sinn<sub>p</sub> der Teilsätze und der Funktoren kommt es dabei gar nicht an. Die Wahrheit oder Falschheit eines komplexen Satzes der Aussagenlogik kann also allein aufgrund der Bedeutungsfestlegung für die logischen Konstanten unter Voraussetzung einer bestimmten Belegung der Aussagenvariablen - also im Carnap'schen Sinn rein logisch - festgestellt werden.

Ist ein Satz bei einer bestimmten Belegung wahr, dann gilt er für diese Belegung als "erfüllbar" und diese Belegung wird auch ein "Modell" genannt. Ist jede mögliche Belegung für diesen Satz ein Modell, dann heißt er "allgemeingültig" oder "logisch wahr". In diesem Sinn kann man für die Aussagenlogik sagen, daß die Wahrheit eines Satzes, rein logisch feststellbar ist. Es ist dies eine Wahrheit, die allein aufgrund der Regeln (Formregeln, Bedeutungsregeln) der Sprache feststeht. Sie sagt also nichts über die Wirklichkeit aus, sondern über die Beziehung des betreffenden

Satzes zu der betreffenden Sprache. Ein allgemeingültiger Satz einer Sprache S ist in S sowohl ableitbar als auch folgerbar.

Da die Feststellung logischer Wahrheit allein auf syntaktischer und Bedeutungsanalyse beruht, wird diese Wahrheit auch "analytisch" genannt. Carnap hat den Begriff des Analytischen nicht nur im Sinne aussagenlogischer Allgemeingültigkeit verwendet, sondern auch im Hinblick auf Sätze wie 'alle Junggesellen sind unverheiratet'. Er verwendet den Begriff also auch im Zusammenhang der Bedeutungsanalyse deskriptiver Ausdrücke. 1) In Stegmüller (68<sup>2</sup>), 292 sind zur Unterscheidung die Bezeichnungen "formal-analytisch" und "material-analytisch" eingeführt. Die formal-analytischen Sätze beruhen allein auf der Bedeutungsfestlegung der logischen Konstanten. Zur Feststellung ihrer Wahrheit muß auf die Bedeutung deskriptiver Konstanten nicht zurückgegriffen werden. Enthält aber eine Sprache neben den logischen auch deskriptive Konstanten, d.i. Individuen- und Prädikatenkonstanten, dann gibt es im Sinne Carnaps auch material-analytische Sätze in ihr. Zur Unterscheidung beider Arten logischer Sätze bringt er selbst die Beispiele (in Carnap (52), abgedruckt in (67<sup>5</sup>), 222):

(1) 'Fido is black or Fido is not black'

(2) 'If Jack is a bachelor, then he is not married'.

(1) ist wahr, unabhängig davon, was die Ausdrücke 'Fido' und 'black' bedeuten. Die Wahrheit von (2) dagegen kann nur aufgrund des Wissens, was 'bachelor' und 'married'

---

1) Denken wir uns das Lexikon einer Sprache eingeteilt in Konstante und Variable, dann kann man Konstante weiter in logische und deskriptive unterteilen. Deskriptive Konstante haben nach Carnap eine feststehende Bedeutung, sie verweisen auf Gegenstände, Eigenschaften oder Relationen "in der Welt".

bedeuten, festgestellt werden. Material-analytische Sätze sagen daher etwas über die mit den Bedeutungsregeln für deskriptive Zeichen einer Sprache eingegangenen Begriffs- oder Sinnzusammenhängen aus. Man muß nicht auf Erfahrung rekurren um festzustellen, daß ein Junggeselle (=df. unverheirateter Mann) unverheiratet ist, sondern nur auf die Bedeutungsregeln der betreffenden Sprache. Logische Sätze also - seien sie formal oder material-analytischer Natur - sagen etwas aus über die (syntaktischen, semantischen) Regeln der Sprache, deren Teil sie sind, nicht aber über die Wirklichkeit aus. Die Bedeutung von N und K wird beim üblichen Aufbau des Aussagenkalküls so festgesetzt, daß unter der Bedingung der syntaktischen Wohlgeformtheit der Ausdruck

(3) NK...N...

gleichgültig, was für eine Aussage anstelle der Punkte eingesetzt wird (es muß beide Male dieselbe sein), (3) den Wahrheitswert wahr hat. Zugleich wird mit (3) der Gedanke ausgedrückt, daß in der Sprache der Aussagenlogik nicht zugleich ein Satz mit seiner Negation wahr sein kann. Dies ist eine Aussage über die Sprache der Aussagenlogik und nicht darüber, daß ein Satz niemals zugleich mit seiner Negation vorkommt (gedacht, ausgesprochen wird).

Der theoretische Charakter der Logik besagt folgendes: Stellen wir uns eine Sprache der Aussagenlogik so aufgebaut vor, daß die logische Konstante N durch die Wahrheitsregel definiert wird, daß jeder wahre Satz p durch Voransetzen von N in einen falschen Satz Np verwandelt wird und jeder falsche in einen wahren. Ebenso sei die Bedeutung von K durch den üblichen Wahrheitswertverlauf (wfff) festgelegt. Lexikon, Formationsregeln und Wahrheitsregeln wie üblich. Aufbau und Wahrheitsbedingungen dieser Sprache können nun in einer Metasprache beschrieben werden. Die Sätze dieser Metasprache sind wahr oder falsch, je nach-

dem ob sie den verabredeten oder empirisch vorgegebenen Aufbau der Sprache, über die sie Aussagen macht, richtig oder falsch beschreibt. Ist der Aufbau der Sprache vorgegeben, dann folgt aus seinen Regeln eine Anzahl von Sätzen als logische Gesetze des Aufbaus und der Funktion der betreffenden Sprache. Der Satz 'Fido is black or Fido ist not black' folgt aus den Bedeutungsregeln von 'or' und 'not' als logischen Konstanten allein und ist daher aus logischen, nicht aus empirischen Gründen wahr. D.h. also nicht, daß das aussagenlogische Gesetz

(4) ApNp

ein unabhängig von jeder beliebigen Sprache gültiger Satz, sondern daß (4) ein Satz ist, der allgemeingültig ist in einer Sprache, in deren Lexikon die Zeichen 'p', 'A', 'N' vorkommen, deren Formationsregeln die Formulierung von (4) in der dastehenden Form zulassen und deren Bedeutungs- oder Wahrheitsregeln für A und N so festgesetzt sind, daß (4) in dieser Sprache allgemeingültig ist (ebenso muß natürlich festgesetzt sein, was 'allgemeingültig' in dieser Sprache heißt).

Dieser Auffassung nach muß es also in jeder Sprache Sätze geben, die unabhängig von der Bedeutung der deskript. Ausdrücke wahr sind. Sie sagen nichts aus über den Gegenstandsbereich, auf den sich die deskriptiven Ausdrücke der Sprache beziehen, sondern über sich selbst - über die syntaktischen und semantischen Festlegungen dieser Sprache. Diese Festlegungen wiederum können innerhalb einer Syntax und Semantik beschrieben werden. Diese Beschreibung kann empirischer Natur sein - Syntax und Semantik aller historischer Sprachen sind der üblichen Auffassung nach empirischer Natur. Die Syntax und Semantik wissenschaftlicher Konstrukt-sprachen dagegen werden als "reine" Wissenschaften verstanden (s. z.B. Stegmüller (68<sup>2</sup>), 3).

Wie sieht eine solche Wissenschaft, eine solche Theorie aus? Carnap nennt die Sprache, die sich die Sprachtheorie zum Objekt ihrer Untersuchung nimmt, "Objektsprache". Die Theorie selbst wird in der "Metasprache" formuliert. In jedem Anwendungsfall von Sprache, sagt er, können drei Hauptfaktoren unterschieden werden:

- (1) der Sprecher, ein Organismus in einem bestimmten Zustand innerhalb einer bestimmten Umgebung;
- (2) die verwendeten sprachlichen Ausdrücke, das sind die vom Sprecher hervorgebrachten Laute oder Schreibfiguren (...);
- (3) die Gegenstände, Eigenschaften, Sachverhalte oder dergleichen, die der Sprecher mit den geäußerten Ausdrücken zu bezeichnen beabsichtigt; wir wollen sie die Designate der Ausdrücke nennen." (Carnap (60<sup>2</sup>), 78)

Die Theorie, die alle diese Faktoren berücksichtigt, wird "Semiotik" genannt. Je nachdem, welche Faktoren dabei berücksichtigt werden, handelt es sich bei semiotischen Untersuchungen um "Pragmatik" - sie kann der üblichen Auffassung nach nur als empirische Wissenschaft betrieben werden, da sie mit dem Sprecher zugleich psychologische und soziologische Aspekte der Sprache berücksichtigen muß; um Semantik, die nur die Ausdrücke und Designate der Objektsprache berücksichtigt; oder um Syntax, die untersucht, wie die Ausdrücke der Objektsprache und aus welchen Ausdruckstypen in welcher Anordnung zusammengesetzt sind.

Die Unterscheidung zwischen empirischer und reiner Syntax und Semantik wird folgendermaßen begründet:

"Eine natürliche Sprache ist durch historische Fakten gegeben; daher ist ihre Beschreibung auf empirische Untersuchungen basiert. Im Gegensatz hierzu wird eine künstliche Sprache durch ein System von Regeln, die für sie gelten, gegeben. Die Regeln für eine Objektsprache und die darauf basierten Lehrsätze werden in der Metasprache formuliert. Ein syntaktisches System für eine Objektsprache L ist eine Theorie über L, basiert auf syntaktischen Regeln für L; ein semantisches System für L ist

eine Theorie über L, basiert auf semantische Regeln für L." (a.a.O., 79)

Empirische Syntax und Semantik müßte die Formbestimmungen und Bedeutungsbestimmungen einer historischen Objektsprache als empirische Verallgemeinerungen über dem historisch feststehenden Sprachgebrauch beschreiben. Reine Syntax und Semantik dagegen formulieren Regeln, die nicht induktiv aus dem Sprachgebrauch gewonnen werden müssen, sondern als die den Sprachgebrauch bestimmenden Regeln festgesetzt (vereinbart) werden. Sowohl in der empirischen wie in der reinen Syntax und Semantik lassen sich auf der Grundlage der Regeln logische Gesetze formulieren, die - wie gesagt - keine Aussagen über die Designate der Sprache machen, sondern über die syntaktischen und semantischen Eigenschaften der Sprache selbst.

Die Unterscheidung von reiner und empirischer Sprachtheorie wird damit begründet, daß die Regeln für Konstruktsprachen, auf denen die reine basiert, bindend und endgültig sind. Diese Regeln definieren die Sprache eindeutig und wer sie im Gebrauch der Sprache mißachtet, spricht damit eine andere oder gar keine Sprache. Die Regeln historischer Sprachen sind dagegen weder streng bindend noch endgültig. Es erhebt sich die Frage - einerseits - ob die Regularitäten, die den Gebrauch historischer Sprachen bestimmen überhaupt als Regeln im Sinne der Regeln von Konstruktsprachen betrachtet werden können ; bzw. andererseits, inwieweit die verabredeten Konstruktsprachen Sprachen im Sinne der historischen Sprachen überhaupt genannt werden dürfen.

Zunächst gilt es den Schein eines grundlegenden Unterschiedes zwischen empirischer und reiner Sprachtheorie zu beseitigen. Beide stellen Eigenschaften von Sprachen fest, die aus den Gebrauchsbestimmungen der Sprachen folgen. Die Basis dieser Theorien sind entweder gebrauchsbestimmende Regeln, die als solche auch formuliert sind, d.h. nicht

als theoretische, sondern als präskriptive Sätze; oder es sind dem Sprachgebrauch abgelesene Regularitäten, also die Spezifität des Sprachgebrauches selbst.

Carnaps Theoriekonzeption der Logik muß daher fragwürdig werden, wenn er in (60<sup>2</sup>, s.o.) davon spricht, daß die syntaktischen und semantischen Theorien auf syntaktischen und semantischen Regeln, also Handlungsvorschriften basieren; in seiner in (50) vorgenommenen Unterscheidung von systeminternen und systemexternen Fragestellungen dagegen diejenigen Fragen, die den Praxisbereich der Sprache betreffen, aus dem theoretischen System ausscheidet.

Die Unterscheidung läßt sich so erklären: eine Theorie stützt sich normalerweise auf eine Sprache, deren Designate die Gegenstände, Eigenschaften und Beziehungen des Gegenstandsbereichs der Theorie sind. In der Theoriesprache können daher bestimmte Begriffe in Bezug auf diesen Objektbereich definiert werden. Die entsprechenden Begriffsausdrücke der Theoriesprache haben Sinn nur in Bezug auf diesen Objektbereich. Wendet man sie aber auf andere Objektbereiche, beispielsweise die Sprache selbst an, dann haben sie für diesen Bereich keinen festgelegten Sinn. Fragen also, die mithilfe solcher Ausdrücke in Bezug auf diesen Bereich, über dem ihre Bedeutung gar nicht definiert ist, gestellt werden, sind sinnlos. Carnap hat dies in Bezug auf den Begriff 'Realität' erklärt und kommt dabei zu folgenden Feststellungen:

"To be real in the scientific sense means to be an element of the system; hence this concept cannot be meaningfully applied to the system itself. Those who raise the question of the reality of the thing world itself have perhaps in mind not a theoretical question as their formulation seems to suggest, but rather a practical question, a matter of a practical decision concerning the structure of our language. We have to make the choice whether or not to accept and use the form of expression in the framework in question." (Carnap (50), abgedruckt in (67<sup>2</sup>), 207)

Die Auffassung vom konventionalistischen Charakter der Sprache verführt zu der impliziten Annahme, daß Sprachen überhaupt eine explizit präskriptive Basis besitzen müssen. Diese Basis besteht aus Regeln, aus Gebrauchsvorschriften für die Benützung der sprachlichen Zeichen. Nehmen wir eine der gebräuchlichsten Deduktionsregeln, die Abternnungsregel (Modus ponens (MP)):

(MP) Wenn  $I-p$  und  $I-Cpq$ ,  
dann  $I-q$ .

D.h. wenn  $p$  und  $Cpq$  in einer Sprache Theoreme (Axiome oder ableitbare Sätze) sind, hier ausgedrückt durch Voranstellen des Zeichens 'I-'), dann ist auch  $q$  Theorem. Diese Regel folgt aus der Definition von 'C'. Eine Implikation ist nämlich so definiert, daß  $Cpq$  im Falle, wo  $p$  wahr ist, nur wahr sein kann, wenn auch  $q$  wahr ist. Daß die Implikation so definiert ist, geht auf den Versuch zurück, die Bedeutung des Konditionals in den historischen Sprachen logisch zu präzisieren. Dabei stellt sich heraus, daß das 'wenn ... dann' der Umgangssprachen mehrdeutig ist. Die verschiedenen Bedeutungen werden in der Logik getrennt fixiert und eine dieser Bedeutungen wird in der Definition der materialen Implikation durch ihren Wahrheitsverlauf (wffw) eingefangen. Ein konsequenter Konventionalismus müßte nun die Konventionalität der Umgangssprache annehmen und hier wären wir schließlich bei nicht weiter theoretisch explizierbaren Festsetzungen, Handlungsvorschriften angelangt. Hier wären wir nach Carnaps Unterscheidung von system-internen (theoretischen) und systemexternen (praktischen) Fragen an dem Punkt, wo letztlich praktische Entscheidungen darüber befinden, daß wir mit dem und dem Ausdruck in dem und dem Formzusammenhang einen bestimmten Sinn ausdrücken. Erklärungen für das Zustandekommen dieser praktischen Entscheidungen zu finden, wäre im Sinne der semiotischen Fächertrennung eine pragmatische Frage und würden empirische Untersuchungen über psychologische und soziologische Entschei-

dungsmotive und Ursachen zu fordern. M.a.W. ebenso wie bei Freges "Erläuterungen" und bei Wittgensteins "Willkürlichkeit" der Verbindung von Zeichen und Bedeutung stoßen wir hier bei Carnap auf die praktischen Bedingungen von Sprache. Hier wie dort wird ihre Irrelevanz für logische und schließlich für wissenschaftliche Fragestellungen behauptet. Der rein-theoretische, d.i. nicht-empirische und nicht-präskriptive Charakter der Logik ist ja nur Ausdruck für die praktische Entscheidung, daß man empirisch und praktische Bedingungen von Sprache in Fragestellungen der "reinen" Sprachtheorie (Logik) nicht aufnehmen will. Denn so ist wohl das obige Zitat zu verstehen, daß es praktische Entscheidungen sind, die mit der Auswahl der Ausdrücke der Wissenschaftssprache den Gegenstandsbereich der betreffenden Wissenschaft und damit die Grenze zwischen systeminternen (sinnvollen) und systemexternen (sinnlosen) Fragestellungen und Aussagen festlegt. Praktische Entscheidungen sind zweckbestimmt. Man darf also nach dem Zweck bzw. dem praktischen Grund der Entscheidung fragen, die Logik zur rein-theoretischen Wissenschaft zu erklären. Denn nach Carnaps Unterscheidung von theoretischen (system-internen) und praktischen (systemexternen) Fragestellungen ist klar, daß die Frage nach Gründen für den Theoriecharakter der Logik nicht als innerlogische, als theoretische, sondern als praktische Frage beantwortet werden muß.

Eine der Folgerungen, die aus dem Theoriecharakter von Logik immer wieder gezogen wird, ist die sog. Wertfreiheit der Wissenschaft. D.h. nach den bisherigen Ausführungen, daß die praktische Entscheidung, in der "reinen" Sprachtheorie (Logik) von den praktischen Bedingungen von Sprache zu abstrahieren, also eine werthafte Handlung, die Wertfreiheit der Wissenschaft begründet.

Wir haben zu Beginn dieses Kapitels die Unterscheidung theoretisch<sub>1</sub> und theoretisch<sub>2</sub> eingeführt, um die logische Wahrheit als nicht-empirisch und nicht-präskriptiv, bzw.

als apriorisch deskriptiv charakterisieren zu können. Im Laufe der Untersuchung haben wir festgestellt, daß für Carnap Fragestellungen über den Gesetzes- oder Geltungscharakter der Logik nichttheoretische systemexterne Fragestellungen sind. 1) Seine eigene Antwort, daß die Logik eine rein theoretische Wissenschaft sei, müsse - stellten wir weiter fest - als das Ergebnis einer praktischen Entscheidung verstanden werden. Diese Entscheidungen wiederum sind in den Sprachregeln (Form- und Bedeutungsregeln) festgelegt, aus denen die logischen Eigenschaften eines Systems folgen.

Dieses Ergebnis aber, daß die logischen Eigenschaften eines Erkenntnissystems, einer Theorie, Konsequenzen der praktischen Entscheidungen sind, die über Funktion und Bedeutsamkeit der Theoriesprache getroffen werden, wird durch die Entscheidung, daß die Logik rein theoretischer Natur sei, verschleiert.

Mit der Festlegung auf den rein analytisch-deskriptiven Charakter der Logik wird ein Widerspruch im Sprachmodell des Logischen Empirismus konstruierbar, der in der Beziehung von Zeichen und ihren Designaten, in der Bedeutungstheorie des Logischen Empirismus, aufzeigbar ist.

-----

- 1) Logik heißt ja jetzt: 'Theorie der Sprache S' ( $L_S$ ). Der Geltungsbereich der logischen Aussagen über S sind die Sprachregeln von S. Daß dies so ist, kommt aber nicht in  $L_S$  zum Ausdruck, ist kein Satz von  $L_S$ , sondern kann nur Satz der Metatheorie von  $L_S$  ( $M_{L_S}$ ) sein, die Aussagen über die Regeln der Sprache von  $L_S$  macht. Auf diese Art lassen sich endlos Theorien übereinanderbauen. Mit jeder neuen Theorie aber, die die Regeln einer bestimmten Sprache beschreiben sollen, ist die Konstruktion einer Sprache gefordert, deren Regeln nur in einer neuen Metatheorie beschrieben werden können. Gleichzeitig wird aber der praktische Gehalt der Regeln der untersten Sprache durch den ganzen babylonischen Turm von Metasprachen nicht eingefangen.

## .22 Der Erfahrungscharakter der Bedeutung

Das Prinzip des Empirismus (EP) ist nach Hempel "die Ansicht, daß alle nichtanalytische Erkenntnis auf Erfahrung basiert" (Hempel, (50) abgedruckt in: Sinnreich (72), 104). Die moderne Präzisierung dieses Prinzips innerhalb des Logischen Empirismus hat zur Aufstellung des "empiristischen Kriteriums des kognitiven Sinnes oder der kognitiven Signifikanz" (a.a.O., 7) geführt. Es besagt, daß nur solche Aussagen wissenschaftlich sinnvoll, also wahr oder falsch sind, die entweder

- logisch wahr (analytisch) oder logisch falsch (kontradiktorisch) oder
- prinzipiell an der Erfahrung überprüfbar sind.

Die Formulierung von der Überprüfbarkeit an der Erfahrung auf logische Aussagen übertragend, könnte man sagen, daß nur solche Aussagen logisch sinnvoll (wahr oder falsch) sind, die an den Sprachregeln (Form- und Bedeutungsregeln) überprüfbar sind. Ein logischer Satz wäre dementsprechend wahr, wenn er mit den Sprachregeln übereinstimmt. 1) Logische Sätze machen also Aussagen über die Regeln der Sprache, der sie angehören.

Was es dagegen heißt, daß alle anderen kognitiv sinnvollen Sätze an der Erfahrung überprüfbar sein müssen, ist zunächst einmal am empiristischen Erfahrungskonzept zu überprüfen.

Der Wiener Kreis war hier vom Positivismus, insbesondere von Mach beeinflusst. Mach hatte eine Art atomistische Erfahrungstheorie entwickelt, nach der die Totalität der uns zugänglichen Erfahrung auf "simplest elements and ultimate components" (Mises (68<sup>2</sup>), 81) reduzierbar ist.

---

1) Schlick sagt in (34): die Wahrheit der analytischen Sätze "besteht nur darin, daß sie formal richtig gebildet sind, d.h. im Einklang mit unseren willkürlich aufgestellten Definitionen stehen."

Die Welt ist demnach ein Komplex von Erfahrungselementen. Diese Elemente selbst muß man sich als elementare Tatsachen vorstellen, aus denen sich die Welt als "Gesamtheit der Tatsachen", wie Wittgenstein im Tractatus sagt, zusammensetzt. Der positivistische Aspekt an dieser Auffassung kommt dadurch ins Spiel, daß nach diese Elemente gleichsetzt mit Sinnesdaten, mit Empfindungen. Zu sagen, daß sich ein Körper aus bestimmten Elementen ("colors, sounds, warmths, pressures, spaces, times etc.", a.a.O.) zusammensetzt, bedeutet also dasselbe, wie zu sagen, daß sich seine Wahrnehmung aus bestimmten Empfindungen (Farb-, Geräusch-, Wärme-, etc. -Empfindungen) zusammensetzt. Diese Gleichsetzung begründet eine Neutralitätshaltung gegenüber einer phänomenalistischen bzw. physikalistischen Darstellung der Wirklichkeit. Dieser Positivismus verwandelt sich in einen Logischen Positivismus, wenn man nicht von Elementartatsachen als der Basis wissenschaftlicher Theorien, sondern von Elementarsätzen ausgeht. Der Erfahrungsatomismus wird zu einem logischen-empirischen Atomismus.

Gemäß Wittgensteins Auffassung von der Strukturidentität von Welt und Sprache ist es wichtigste Aufgabe der logischen Grammatik, den atomaren Aufbau der Welt in einem atomaren Aufbau der Sprache abbildbar zu machen; d.i. die Definition des Elementarsatzes. Der atomare Aufbau der Sprache schlägt sich in den Formationsregeln nieder. Diese legen fest wie man aus den Elementarzeichen Elementarsätze und aus den Elementarsätzen komplexe Sätze bilden kann. Aufgrund dieser Regeln muß jeder Satz der Sprache eindeutig in seine Elementarbestandteile zerlegbar sein. Diese syntaktische Eindeutigkeit gibt die Basis ab für die semantische. Sie beruht darauf, daß der Sinn jedes Satzes einer Sprache eindeutig aus dem Sinn seiner Elementarbestandteile rekonstruierbar ist. Empiristisch gesprochen heißt das, daß jedem Elementarsatz eindeutig ei-

ne Erfahrungstatsache als sein Sinn zugeordnet ist.

Den Aufbau einer empirischen Theorie muß man sich also so vorstellen, daß zunächst eine Zeichentabelle und die Syntax der Theoriesprache festgelegt wird. Danach wird eine Interpretation der Sprache vorgenommen, indem man ihren Gegenstandsbereich angibt und den deskriptiven Konstanten der Sprache bestimmte Gegenstände oder Eigenschaften oder Relationen aus dem Gegenstandsbereich zuordnet. Sätze drücken dann Sachverhalte über den Gegenstandsbereich aus. Sie sind wahr, wenn diese Sachverhalte bestehen und falsch, wenn nicht.

Mit dieser Form der Sprach- und Theoriekonstruktion sollte ausgeschlossen sein, daß sinnlose Behauptungen über den Gegenstandsbereich einer Theorie aufgestellt werden können. Denn sinnvoll sind danach nur Sätze, die an den Sprachregeln und der Erfahrung überprüfbar sind. Da die Bedeutungen der Ausdrücke der Theoriesprache eindeutig auf den Gegenstandsbereich definiert sind, muß jeder Ausdruck dieser Sprache, mit dem man sich auf einen anderen Gegenstandsbereich bezieht, sinnlos werden. Sie haben in Bezug auf diesen Gegenstandsbereich keinen Sinn, weil keiner dafür definiert wurde. Der Logische Empirismus schränkt, wie gesagt, sprachlichen Sinn nicht nur auf Gegenstandsbereiche, sondern kognitiven, wissenschaftlichen Sinn von Theoriesprache auf die Gegenstandsbereiche der Logik und der Erfahrung ein. Fragestellungen, die weder durch den Hinweis auf die Regeln des Sprachaufbaus noch durch den Hinweis auf bestimmte Erfahrungen beantwortbar sind, sind daher wissenschaftlich sinnlos.

"Auf dem Gebiet der Metaphysik (einschließlich aller Wertphilosophie und Normwissenschaft)" sagt Carnap (32), 220, "führt die logische Analyse zu dem negativen Ergebnis, daß die vorgeblichen Sätze dieses Gebietes gänzlich sinnlos sind."

All dies sind Folgerungen und Präzisierungen von Tractatus-ansichten 1), die ursprünglich im Wiener Kreis zu einem logisch-positivistischen Sprach- und Wissenschaftskonzept ausgebaut wurden. Wittgenstein hatte im Tractatus allerdings keine Überlegungen angestellt, wie man sich die Interpretation einer formalen Theoriesprache durch ihren Gegenstandsbereich, also durch einen Erfahrungsausschnitt, vorzustellen habe. Erst die sprachtheoretische Interpretation von Mach's Erfahrungsatomismus hat hier eine wissenschaftslogische Konzeption hervorgebracht, die Rückschlüsse über den erkenntnistheoretischen Hintergrund der logisch-empiristischen Auffassung von der kognitiven Signifikanz der Sprache zuläßt.

In dieser Interpretation wird, wie gesagt, davon ausgegangen, daß nicht Erfahrungselemente, sondern Elementarsätze die Basis einer Theorie bilden müssen. Dabei ist semantisch unter einem Elementarsatz nichts anderes als die Beschreibung eines Machschen Elements zu verstehen. Nach Mises (51), 80 handelt es sich dabei um "simplest sentences, the meanings of which are, so to speak, self-evident". Diese sog. "Protokollsätze" hat man sich als schriftliche (oder in irgendeinem sonstigen Medium vorgenommen) Fixierungen unmittelbarer Erfahrungen vorzustellen.

"The 'original' protocol", sagt Mises (a.a.O., 92/3), "consists only of very short, very simple expressions corresponding to immediate perceptions, e.g. 'here pointer five', 'there red spot of short duration', etc. ... The correct ideal protocol consists of nothing but single, individual hints to the immediately present."

Diese Sätze protokollieren also Erfahrung als unmittel-

-----

1) In T 4.11 sagt Wittgenstein: "Die Gesamtheit der wahren Sätze ist die gesamte Naturwissenschaft (oder die Gesamtheit der Naturwissenschaften)."

bar Gegenwärtiges, als Empfindung, Sinneseindruck. Diese singulären Eindrücke, die wir - wie Mises ausdrückt - rezipieren, bilden "das Gegebene", "die Daten". Wir finden hier also den Erfahrungsbegriff einer Sinnesdatentheorie vor, nach der Erfahrung ursprünglich als Aufnahme, als bloße Aneignung von Sinneseindrücken verstanden werden muß. Mit der Reduktion von Erfahrungserkenntnis auf eine Sinnesdatenbasis ergeben sich aber erkenntnistheoretische Probleme, die C.I. Lewis in (49) unter dem Begriff "methodologischer Solipsismus" zusammengefaßt hat. Die Methode, sagt er, alle Realerkenntnis auf die Kenntnis von Sinnesdaten zurückzuführen, gründet damit Erkenntnis auf "knowledge in the first person". Lewis geht dabei davon aus, daß alle aktuelle Kenntnis von unmittelbar Gegebenem, also von Sinnesdaten, im Moment ihrer Kenntnisnahme, ihres Erlebens, "Kenntnis in der ersten Person" - wir sagen: "private" Kenntnis - ist. Es ist äußerst wichtig dies festzuhalten, daß nicht nur Vertreter des Wiener Kreises in ihrer positivistischen liberalisierten Empirismusfassung, wie auch Vertreter anderer nicht-positivistischer Richtungen des Logischen Empirismus 1) am Privatcharakter der Empfindung, des unmittelbaren Erlebens von Sinnesdaten festhalten. Die Erfahrungsbasis aller unserer Erkenntnisse wird in Form von privater Aneignung von Gegebenem begriffen.

Machs Elemente, erinnern wir uns, besaßen einen metaphysischen Neutralitätsstatus: sie konnten sowohl als Elemente der physischen Welt, als auch als Elemente der Erscheinungswelt betrachtet werden. Zwischen Phänomenalismus und Physikalismus - zwischen Idealismus und Realismus - besteht nur ein Unterschied in der Betrachtungsweise, nicht

-----

1) C.I. Lewis beispielsweise ist dem amerikanischen "Pragmatismus" zuzurechnen.

in der Sache. Der logische Positivismus übersetzt seinem Selbstverständnis nach Machs erkenntnistheoretische Aussagen (materiale Sprechweise) in sprachtheoretische Aussagen (formale, "syntaktische" Sprechweise). Die Vertreter des Wiener Kreises übernahmen daher in ihrer Frühphase diese Neutralitätshaltung in ihrer sprachtheoretischen Übersetzung, daß die Protokollsprache einer Erfahrungstheorie entweder eine phänomenalistische oder eine physikalistische (Ding-)Sprache sein kann. Aufgrund dieser Neutralität gegenüber von den Positivisten als "metaphysisch" bezeichneten Fragestellungen baut sich Carnaps erwähnte Unterscheidung systeminterner (sachhaltiger, sinnvoller) und systemexterner (kognitiv 1), sinnloser) Ausdrücke auf. Sie liefert die Basis für den Nachweis der Sinnlosigkeit aller metaphysischen Fragestellungen und damit der meisten Aufgabenstellungen der traditionellen Philosophie. Denn mit der Sinnlosigkeit metaphysischer Aussagen fällt der Eigencharakter philosophischer Erkenntnisse, inhaltlicher (d.h. nicht-analytischer) und apriorischer (nicht-empirischer) Natur zu sein. Mit der Feststellung, daß alle Erkenntnis entweder analytisch oder empirisch ist, mußte der Philosophie die Fähigkeit abgesprochen werden, über die Naturwissenschaften (als dem System aller empirischen Erkenntnis) hinaus Erkenntnisse über die Welt zu liefern. Philosophie, speziell Erkenntnistheorie, war also durch Wissenschaftslogik, durch die logische Klärung des Wissenschaftssprache, zu ersetzen. Wittgenstein hatte schon im Tractatus behauptet, daß mit der logischen Klärung des Sprachgebrauches alle philosophischen Probleme verschwinden.

Diese Überlegungen - daß der Philosophie keine eigenständige Erkenntnisweise zur Verfügung stehe - hat zur "streng wissenschaftlichen" Einstellung der logischen Empiristen

---

1) d.h. nicht, daß man diese Ausdrücke auch in einem nicht-kognitiven Sinn (emotionalen, ästhetischen z.B.) als sinnlos betrachtet hätte.

in allen Fragen der Erkenntnistheorie geführt. Damit war auch gemeint, daß der historische Fortschritt in den Wissenschaften (Formal- und Realwissenschaften) gegenüber der Stagnation in der Philosophie auf eindeutigen Geltungskriterien ihrer Aussagen und d.h. deren intersubjektiver Überprüfbarkeit beruhe.

Diese Forderung nach intersubjektiver Überprüfbarkeit von Aussagen ist unverträglich mit dem empiristischen Prinzip der kognitiven Signifikanz, soweit es sich auf die Annahme stützt, alle Erfahrungserkenntnis beruhe letztlich auf der privaten Aneignung von Sinnesdaten.

## .23 Logisch-empiristischer Sprachbegriff als Konstruktionsbasis einer wittgensteinschen Privatsprache

Wenn wir die (in formaler Sprechweise gemachten) Aussagen der Wissenschaftslogik in materiale Sprechweise rückübersetzen, erhalten wir erkenntnistheoretische Aussagen. Beispielsweise wäre die Sprechweise von reinen und empirischen Erkenntnissen eine Übersetzung der Sprechweise von logischen und empirischen Sätzen.

In den beiden letzten Kapiteln wurde über den Geltungscharakter logischer und empirischer Sätze, d.h. der Sätze der Logik als reiner Sprachtheorie bzw. der Sätze einer empirischen Theorie, gesprochen. Wir haben dabei eine Unterscheidung des Begriffs 'theoretisch' in theoretisch<sub>1</sub> mit der Bedeutung von 'nicht-empirisch' und theoretisch<sub>2</sub> in der Bedeutung von 'nicht-präskriptiv' vorgenommen. Logische wie empirische Sätze stimmen darin überein, daß sie theoretisch im Sinne von theoretisch<sub>2</sub> sind, sollte nach früheren Überlegungen bedeuten, daß ihre Geltung nicht praktischer Natur ist. In Kapitel 3 haben wir zu zeigen versucht, daß diese Auffassung sich in der Semantik als Bildtheorie bzw. in der Meinung niederschlägt, Bedeutung beruhe auf irgendeiner

Art von Gleichheitsrelation zwischen Sprache und ihrem Gegenstandsbereich. Wir haben schließlich in diesem Kapitel die Verifikationstheorie als eine Präzisierung der Biltheorie zu behandeln angekündigt. Wir haben am Schluß des letzten Abschnitts festgestellt, daß die auf dem empiristischen Signifikanzprinzip beruhende Verifikationstheorie der sprachlichen Bedeutung auf der einen Seite die öffentliche Verständlichkeit (Intersubjektivität der Bedeutungskontrolle) der Sprache fordert, auf der anderen Seite die private Herstellung der Bedeutungsbeziehung behauptet. Im Bereich rein logischer Geltung (Bedeutung) findet sich dazu die Parallele, daß auf der einen Seite der rein theoretische Charakter der Logik (als reiner Sprachtheorie) gefordert wird, dagegen - wie in Kapitel 2 und 3 gezeigt - allgemein die Konventionalität (d.i. der präskriptive Charakter) der Sprachregeln behauptet wird. Diese Forderungen stehen offensichtlich zu

In materialer Sprechweise müßte dieser Widerspruch, den wir formal auf die Bestimmung semantischer Relation als Gleichheitsrelation zurückführten, auf einen entsprechenden Erkenntnisbegriff zurückgeführt werden können. Ebenso wie logische und empirische Sätze den nicht-präskriptiven (theoretisch<sub>2</sub>) Geltungscharakter gemeinsam haben, müßten reine und empirische Erkenntnis die Form der Beziehung zum Erkenntnisgegenstand gemeinsam haben. Wir erinnern uns, daß Mises (s. S.160) die Protokollsätze als "selbstevident" charakterisiert hatte. 'Evidenz' bedeutet nach W. Halbfass (in HWP 2, (72), 831) die "Unmittelbarkeit voraussetzungslosen Einsehens und schauenden Hinnehmens". Danach wäre zu vermuten, daß die Form der Erkenntnisbeziehung hier metaphorisch als eine Art des Sehens, Anschauens beschrieben wird. Der theoretische<sub>2</sub> Charakter der Wissenschaft (formaler oder empirischer) würde dann besagen, daß die Erkenntnis auf einer Art Vergleich oder gleichzeitigem "Sehen"

von Bewußtseinsinhalten beruht. Dagegen hat sich insbesondere Schlick in (18) und auch später auf das entscheidende verwahrt. Seine Kritik daran, daß Erkenntnis auf Evidenz-erlebnisse beruhe, gründet sich auf die strenge Unterscheidung dessen, was er "Gegebenes", "Empfindung" oder "Erlebnis" nennt und Erkenntnis. Evidenz als Form unmittelbaren Einleuchtens von Erkenntnisinhalten, behauptet seiner Meinung nach die Möglichkeit anschaulicher Erkenntnis (intellektueller Anschauung). Dies beruhe auf der Verwechslung von Kenntnis und Erkenntnis. All unsere Kenntnis, unser Wissen von der Welt stammt aus der Anschauung.

"K e n n e n lernen wir alle Dinge durch Intuition, denn alles, was uns von der Welt gegeben ist, ist uns in der Anschauung gegeben", sagt er in (18), 69. Aber das ist ein völlig verschiedener Prozeß vom Erkennen. Denn: "Zum Erkennen gehören stets z w e i Glieder: etwas, d a s erkannt wird und dasjenige, a l s w a s es erkannt wird. Bei der Anschauung hingegen setzen wir nicht z w e i Gegenstände zueinander in Beziehung, sondern stehen nur einem einzigen, eben angeschauten, gegenüber". (a.a.O., 68) Im Gegensatz zur Bewußtseinsform des Anschauens beruht Erkenntnis auf Denken, "denn das Ordnen und Zuordnen, das dazu (zum Erkennen, jz) nötig ist, macht eben das aus, was man als Denken bezeichnet". (a.a.O., 69) Der erkenntnistheoretische Unterschied vom Bekanntsein eines Gegenstandes durch sein Gegebensein und seinem Erkenntnis als etwas, das er näher als Zuordnung, als Bezeichnen charakterisiert (a.a.O., 20), hat seine Entsprechung auf psychologischer Ebene. Die Erlebnisse, in denen uns Gegenstände gegeben sind, sind real. Das was "darin" auftaucht, die "Bewußtseinsinhalte" sind dieses Erleben selbst; soll heißen, das Bewußtsein steht seinen Bewußtseinsinhalten nicht gegenüber - auch wenn das so im obigen Zitat (18), 68 etwas unglücklich ausgedrückt war - sondern "Erlebnis und Inhalt des Erlebnisses sind ein und dasselbe" (a.a.O., 140). Er stützt sich dabei auf Wundt's Ansicht von der "falsche(n) Unterscheidung des Bewußtseins von den Vorgängen, die sei-

nen Inhalt bilden sollen" (a.a.O., 141). Das Bewußtsein ist daher als "Bewußtseinsstrom" als "ein schlechthin seiender Prozeß" zu verstehen und das Bewußtseinssubjekt "das Ich ist sein einheitlicher Zusammenhang, nicht eine Person, die ihm beschaut und lenkt" (a.a.O., 141). Daher ist das bloße Erleben auch kein Akt, keine Bewußtseinstätigkeit, "die sich irgendwie auf Objekte richtete und sie dadurch zu eigen machte, zum Bewußtsein brächte, wie wir durch einen Akt des Greifens mit der Hand eine Münze packen und uns aneignen..." (a.a.O., 118/9). An anderer Stelle drückt er es so aus: das Erleben sei eine Tatsache. Gegen eine Gründung von Erkenntnis auf Evidenz verstanden als 'unmittelbare Gewißheit' oder 'unmittelbares Einleuchten' läßt sich daher sagen:

"Die Grundlagen allen Wissens sind nämlich weder gewiß noch ungewiß, sondern sie sind einfach. Sie leuchten nicht ein und brauchen nicht einzuleuchten, sondern sie sind selbständig, selbstgenugsam da." (a.a.O., 129)

Mit dieser Charakterisierung von Bewußtsein als Dasein als Tatsache kommt der Neo-Positivismus, obwohl Schlick in (18), 136 gegen einen "psychologische Atomismus" argumentiert, von der machschen Elementenlehre, den wir als Erfahrungsatomismus bezeichnet haben, nicht los. Denn Erkenntnis wird dann doch wieder so verstanden, daß es die Sinnesdaten - in denen ein Subjekt und Objekt noch nicht vorliegen soll - verarbeitet. Im Gegensatz zur bloßen Empfindung ist Erkennen, Denken für Schlick ein "Akt". In Anlehnung an phänomenologische Sprechweisen: ein intentionaler Akt. Erkenntnis beginnt noch auf der Anschauungsebene durch Apperzeption des bloß perzipierten Gegebenen. In der Vorstellung sind bereits Gegenstände (im weitesten Sinne, d.i. i.S. von 'Gegenstand für das Bewußtsein') konstituiert. Die höheren Formen der Begriffs- und Urteils-erkenntnis - als unanschauliche Erkenntnisweisen - sind auf psychologischer Ebene dann jeweils durch spezifische Aktformen charakterisiert zu denken. Begriffe beispiels-

weise sind für Schlick reine Fiktionen, die nicht angeschaut werden, aber durch Anschauung repräsentiert werden können. Begriffliches Denken ist aber nicht an Anschauung gebunden. Obwohl der Begriff eines Dreiecks durch Definition seiner Merkmale eindeutig bestimmt gedacht werden kann, gibt es keine Anschauung, in der ein Dreieck anders denn als individuelles spitzwinkeliges, rechtwinkeliges, gleichseitiges usw. realisiert werden kann. Dennoch kann hier die Vorstellung eines individuellen Dreiecks als repräsentativ für das Dreieck im Allgemeinen, den Begriff, genommen das Denken des Begriffs unterstützen.

Auf der klaren Trennung von Anschauung und Erkenntnis gründet bei Schlick erkenntnistheoretisch die Metaphysikkritik. Da Begriffe als Fiktionen, als Zeichen anschaulich nicht realisiert, sondern nur repräsentiert werden können, ist jeder Begriffsrealismus für den Positivisten eine logische, nicht bloß eine faktische Unmöglichkeit.

Was für Begriffe gesagt war, gilt entsprechend für Urteile. Urteile sind zunächst einmal Beziehungen zwischen Begriffen. Begriffe sind Zeichen für Gegenstände i.w.S. d.h. auch für Eigenschaften, Beziehungen von bzw. zwischen Gegenständen; aber mit dem Zusatz, daß in einem Urteil diese Beziehungen als bestehend gedacht werden. Der begrifflichen Erkenntnis 'das rote Dreieck' steht das Urteil 'das Dreieck ist rot' gegenüber. Ein Begriff, in Freges Sprechweise eine Funktion  $f(x)$ , wird dadurch zu einem Urteil (Aussage), daß angegeben wird, durch welchen Gegenstand das  $x$  erfüllt wird.

Mit seiner Evidenzkritik räumt Schlick scheinbar mit dem Mythos kontemplativer Erkenntnis, daß Theorie von theastai kommt, mit Erkenntnis als intellektueller Anschauung, Wesensschau usw. auf. Zweifellos enthält sie richtige Argumente gegen den Realismus. Aber die Einschränkung des Erkenntnisbegriffs auf eine bloße Zuordnungs-, Zeichenfunktion,

durch die immer etwas als etwas erkannt, identifiziert wird, birgt bereits alle Züge eines neuen - sprach-theo-  
retischen - Mythos in sich. "Alles Erkennen ist ein Wieder-  
erkennen oder Wiederfinden", sagt er in (18), 13, und das  
ist durchaus wörtlich zu verstehen. Denn letzten Endes  
beruht sein ganzes Erkenntnismodell auf einer Voraussetzung,  
die bei ihm weiter nicht erklärt ist, sondern einfach be-  
hauptet wird. Wo die Erklärungen ausgehen, treten üblicher-  
weise "Fähigkeiten" in Funktion. So auch bei Schlick. Für  
die "fundamentale Bedingung alles Denkens, das sichere Fest-  
halten einer Vorstellung", leistet "die bloße Tatsache des  
Bewußtseins allein ... uns schon Gewähr", behauptet er  
(a.a.O., 110). "Wo Bewußtsein ist, da ist auch Einheit  
des Bewußtseins", sagt er (a.a.O.), "und wo Einheit des  
Bewußtseins ist, da ist auch Gedächtnis". Nachdem Bewußt-  
sein auf seiner untersten Ebene, die alles wißbare enthal-  
ten soll, als unaufhaltsamer ungeordneter Erlebnisstrom  
charakterisiert wurde, haben wir nun zur Erklärung aller  
höheren Funktionen, der Erkenntnisleistung, eine einzig-  
artige Fähigkeit, die alles leistet: das Gedächtnis. Und  
ist man einmal bei Fähigkeiten angelangt, ist man um wei-  
tere nicht verlegen. Neben dem Gedächtnis, das es uns er-  
möglicht, Vorstellungen so lange festzuhalten, daß wir  
beispielsweise analytische Schlüsse vollziehen können, muß  
"aber noch eine andere, fundamentalere Bedingung... erfüllt  
sein, die sogar für jene Fähigkeit (das Gedächtnis, jz) die  
Voraussetzung bildet: wir müssen nämlich mit dem Vermögen  
ausgestattet sein, Gleichheit und Verschiedenheit von Vor-  
stellungen zu konstatieren" (a.a.O.), 113. Beruht Gedächtnis  
auf der Einheit des Bewußtseins im Nacheinander des  
Datenstroms, so das Identifikations- und Unterscheidungs-  
vermögen auf seiner Einheit im Nebeneinander (s. a.a.O., 115).  
Voraussetzung ist, daß die Bewußtseinsdaten an sich ver-  
schieden s i n d (a.a.O., 114). Denn jedes der Stadien  
des Bewußtseinsstromes "ist ein neues und enthält keines  
der vorhergehenden realiter in sich ..." (a.a.O., 141).

Behauptet man nun die Einheit des Bewußtseins als Tatsache, so hat man Einheit im Verschiedenen - und das ist eben Unterscheiden:

"Wenn verschiedene Inhalte e i n e m Bewußtsein angehören, so werden sie eben dadurch auch u n t e r s c h i e d e n. Wir können auch sagen: Unterscheiden geschieht dadurch, daß Verschiedenes aufeinander bezogen wird; die Einheit des Bewußtseins aber ist eine Art des Aufeinanderbezogenseins, wenn also Verschiedenes in der Einheit desselben Bewußtseins vereinigt ist, so bedeutet das: es wird unterschieden."(a.a.O., 114)

Um zu charakterisieren, was die Einheit des Bewußtseins besagt, bringt Schlick ein Gegenbeispiel für Humes Ansicht, Bewußtsein sei die bloße Summe von Einzelvorstellungen. Versteht man nämlich diese Summe als bloße Sammlung oder Zusammensein von Empfindungen, dann liegt beispielsweise im Falle, wo sich zwei Personen die Hand drücken und damit gleichzeitig bestimmte Tastempfindungen auslösen, ein Zusammensein von Empfindungen vor, die aber nicht zusammen (nämlich in einem Bewußtsein) erlebt werden. Denn diesen Daten, behauptet Schlick, "mangelt... jene nicht näher zu beschreibende sondern nur ~~e~~lebbare Verknüpfung und diesen Mangel drücken wir aus durch das Urteil, daß diese psychischen Vorgänge nicht einem, sondern v e r s c h i e d e n e n Bewußtseinen angehören."(a.a.O., 106) Dieses Beispiel ist grundlegend für alle späteren Behandlungen des Problems des Fremdpsychischen. Schlick selbst hat das Problem in (33) an einem Beispiel sehr drastisch beschrieben, das ich ausführlich zitieren will. Es geht darin um die Frage, ob ein anderer dasselbe Farberlebnis wie ich selbst haben kann. Vorausgesetzt ist, daß ich selbst bei Betrachtung zweier Stückchen grünen Papiers deren Gleichfarbigkeit feststellen kann, indem ich konstatiere, daß ich zweimal das gleiche Grünerlebnis habe.

"Jetzt zeige ich eines der beiden Stückchen Papier einem zweiten Beobachter und stelle die Frage: siehst du das

Grün ebenso wie ich? Ist sein Farberlebnis gleich meinem Farberlebnis? Dieser Fall ist von dem soeben betrachteten prinzipiell verschieden. Während dort die Aussage durch das Auftreten eines Erlebnisses der Gleichheit verifizierbar war, zeigt eine kurze Überlegung, daß hier eine derartige Verifikation schlechterdings unmöglich ist. Der zweite Beobachter nennt natürlich (wenn er nicht farbenblind ist) das Papier auch grün; und wenn ich ihm dies Grün nun näher beschreibe, indem ich etwas sage: es ist mehr gelblich als diese Tapete, mehr bläulich als dieses Dillardtuch, dunkler als diese Pflanze usw., so wird er es jedesmal auch so finden, d.h. er wird meinen Aussagen beistimmen. Aber wenn auch seine sämtlichen Urteile über Farben mit den meinigen restlos übereinstimmen, so kann ich offenbar daraus doch niemals schließen, daß er 'dieselbe Qualität' erlebt. Es könnte sein, daß er beim Anschauen des grünen Papier ein Farberlebnis hat, das ich 'rot' nennen würde, daß er umgekehrt in den Fällen, wo ich Rot sehe, Grün erlebt, es aber natürlich 'rot' nennt, und so fort. Ja, es könnte sogar sein, daß meinen Farbeempfindungen bei ihm Tonerlebnisse entsprechen oder noch irgendwelche anderen Gegebenheiten; dennoch würde es prinzipiell unmöglich sein, diese Unterschiede zwischen seinem und meinem Erleben jemals zu entdecken. Wir würden uns restlos verständigen und niemals anderer Meinung über unsere Umgebung sein können, falls nur (und dies ist schlechterdings die einzige Voraussetzung, die gemacht werden muß) die innere Ordnung seiner Erlebnisse mit derjenigen der meinen übereinstimmt. Auf ihre 'Qualität' kommt es überhaupt nicht an, es ist nur erforderlich, daß sie sich auf dieselbe Weise in ein System bringen lassen." (Schlick (33), 13/4).

Wir finden hier die erkenntnistheoretische Entsprechung für das Sprachmodell, in dem Bedeutung als bloße Zuordnungsrelation zwischen zwei Systemen von gleicher Struktur, d.h. von Systemen, die nur in ihren internen, wie es im Tractatus hieß, nicht in ihren externen Bestimmungen, nur in der logischen Form übereinstimmen müssen. Voraussetzung für diese Entsprechung war die Fassung des Erkenntnis- als Zeichenbegriff, wie ~~die~~ Schlick in (18) vorgenommen hat. Ihre Darstellung sollte den Übergang von erkenntnistheoretischer zu sprachtheoretischer philosophischer Fragestellung belegen. Mit diesem Übergang, der gleich noch an Schlicks Verifikationsmodell dargestellt werden soll, wird der Sprachdefinition die Aufgabe übertragen, den erkenntnistheoretisch nicht mehr erklärbaren Erkenntnis- und

Wissenschaftsbegriff zu bestimmen. Wo erkenntnistheoretisch an der Unübertragbarkeit von Bewußtseinsinhalten, d.h. an der Privatheit von Bewußtsein festgehalten wird, da spricht tatsächlich aller Anschein dafür, daß intersubjektive Erkenntnis vermittelt über die Erkenntnisfunktion der Sprache doch noch als möglich erklärbar wird. Das Problem stellt sich jetzt also in der Form, wie Sprache definiert werden muß, daß durch diese Definition die Übertragung von angeblich privaten Bewußtseinsinhalten - wie sie ja auch tatsächlich im alltäglichen Sprachgebrauch von uns erfahren wird - letztlich doch noch erklärbar wird.

Die Bestimmungen eines logisch-empiristischen Sprachbegriffs, der das soll leisten können, haben wir uns in den vorangehenden Kapiteln rekonstruiert. Es sind dies die Konventionalität des Zeichenbegriffs und der Zuordnungs- (Funktions-)Charakter des Bedeutungsbegriffs. Wie sind diese zusammenzusetzen, um den Widerspruch zwischen der Privatheit des Bewußtseins und der Intersubjektivität von Erkenntnis zu lösen?

Erkenntnis war für Schlick ein Prozeß der Vergleichung oder des Wiedererkennens eines Urteils mit/in einem andern; formal gesprochen: der Identität zweier Urteile. Er sagt, "daß die Verifikation immer hinausläuft auf die Feststellung der Identität zweier Urteile" (a.a.O., 144). Sprachtheoretisch geht er von einem rein konventionalistischen Zeichenbegriff aus und versteht die Bedeutungsrelation als interne Übereinstimmung von Zeichen und Designat. Diese Übereinstimmung ist näher präzisiert als "eindeutige Zuordnung". Der Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Sätzen erklärt sich durch die Art ihrer Geltung. Ein analytischer Satz bedarf keiner Verifikation, denn "seinen Sinn verstehen und seine apriorische Geltung einsehen, sind bei einem analytischen Urteil ein und derselbe Prozeß" (Schlick (34), 96). Hier gibt es keine weiteren Probleme, da der Satzsinn durch die konventionelle Interpretation

1) S. Schlick (69), 209, zit. auf p. 199 u.

pretation seiner Teile feststeht. Die Wahrheit eines analytischen Satzes wird also durch Vergleich mit den Sprachregeln festgestellt. Bei den synthetischen Sätzen dagegen läßt sich ihr Wahrheitswert nicht allein aufgrund ihrer Sinnanalyse feststellen, sondern durch ihren zusätzlichen Vergleich mit der Erfahrung. "Der Prozeß der Einsicht", sagt Schlick (a.a.O.), "in den Sinn ist hier ein völlig anderer als der Prozeß der Verifikation."

Dies gibt die Basis ab für die sprachtheoretische Fassung des empiristischen Erkenntnismodells. Als sprachliches Bedeutungsproblem verstanden gliedert sich der Erkenntnisprozeß in zwei Schritte, das Verstehen des Sinns<sub>P</sub> und die Kenntnis der Bedeutung<sub>F</sub> eines sprachlichen Ausdrucks. Bei synthetischen Sätzen besagt das, daß der Satzsinne, der eine Behauptung darstellt, daß sich etwas so und so verhält, mit der Wirklichkeit verglichen werden muß, ob sich das genannte Etwas tatsächlich so und so verhält.

Voraussetzung dazu ist, daß wir eine Sprache als Zeichensystem haben. Als nächstes weisen wir unseren Zeichen eindeutig Elemente eines Gegenstandsbereichs zu. Praktisch stellt sich dies Schlick im Endeffekt nur durch ostensive Definition als möglich vor. Die Bedeutungsregel z.B., daß in einer bestimmten Sprache das Zeichen 'Mans' einen bestimmten Menschen bezeichnen soll, kann so erlernt werden, daß ein Sprecher auf diesen Menschen zeigt und dazu die Lautfolge 'Mans' äußert. Haben wir auf diese Weise einen Grundstock von Zeichen interpretiert, so lassen sich weitere Zeichen nicht-ostensiv allein mithilfe der Grundzeichen definieren. Auf diese Weise wird es möglich, Ausdrücke zu bilden, deren Sinn nicht unmittelbar durch Erlebnisse (wie bei der ostensiven Definition) bestimmt ist. Beispielsweise lassen sich in empirischen Wissenschaften Hypothesen aufstellen, deren Behauptung dadurch überprüft werden muß, daß man den Sinn ihrer Zeichen alle Definitionsketten rückwärtsgehend auf den der ostensiv definierten

reduziert.

Das Entscheidende bei der ostensiven Bedeutungsfestlegung ist die gleichzeitige sinnliche Wahrnehmung von Zeichen und Designat. Die ostensive Definition stellt also die Erlebnisidentität von Zeichen und Designat her. Angewandt auf das Verifikationsproblem synthetischer Sätze heißt das, daß solche Sätze im Allgemeinen nur relativ zur Erfahrungsbasis, durch die die Grundzeichen ostensiv definiert wurden, Sinn haben und damit auch wahr sein können. D.h. es müssen in der Sprache empirische Sätze formulierbar sein, deren Sinnverständnis unmittelbar mit dem Erleben der Sinnesdaten, durch die sie definiert sind, zusammengebracht werden können. D.h. es muß ebenso wie absolut geltende analytische auch absolut geltende synthetische Sätze, die die Basis all unserer empirischen Erkenntnis formulieren, geben. Das sind die Protokollsätze 1) oder wie Schlick sagt: Konstatierungen.

"Diese nämlich sind immer von der Form 'Hier jetzt so und so'. Z.B. 'hier fallen jetzt zwei schwarze Punkte zusammen', oder 'hier grenzt jetzt gelb an blau', oder auch 'hier jetzt Schmerz...' usw. Das Gemeinsame aller dieser Aussagen ist, daß in ihnen hinweisende Wörter vorkommen, die den Sinn einer gegenwärtigen Geste haben, d.h. die Regeln ihres Gebrauchs sehen vor, daß beim Aufstellen des Satzes, in dem sie vorkommen, eine Erfahrung gemacht, auf etwas Beobachtetes die Aufmerksamkeit gerichtet wird. Was die Worte 'hier', 'jetzt', 'dies da' usw. bedeuten, läßt sich nicht durch allgemeine Definitionen in Worten, sondern nur durch eine solche mit Hilfe von Aufweisungen, Gesten angeben. 'Dies da' hat nur Sinn in Verbindung mit einer Gebärde. Um also den Sinn eines solchen Beobachtungssatzes zu verstehen, muß man die Gebärde gleichzeitig ausführen, man muß irgendwie auf die Wirklichkeit hindeuten. Mit anderen Worten: den Sinn einer 'Konstatierung' kann ich nur dann und nur dadurch verstehen, daß ich sie mit

- 
- 1) Tatsächlich macht Schlick einen klaren Unterschied zwischen Protokollsätzen und Konstatierungen. Die ersten haben die Form 'N.N. hat am Orte zum Zeitpunkt das und das Erlebnis'; Konstatierungen dagegen dürften eigentlich nur die Form unmittelbarer sprachlicher Hinweise auf momentan Gegebenes haben, was sprachlich übrigens unmöglich zu realisieren ist. Auch dies ein Beweis dafür, daß Privatsprachen unmöglich sind.

den Tatsachen vergleiche, also jenen Prozeß ausführe, der bei allen synthetischen Sätzen für die Verifikation erforderlich ist. Während aber bei allen anderen synthetischen Aussagen die Feststellung des Sinnes und die Feststellung der Wahrheit getrennte, wohl unterschiedene Prozesse sind, fallen sie bei den Beobachtungssätzen zusammen, ganz wie bei den analytischen Urteilen... Bei einer Konstatierung hätte es ebensowenig Sinn zu fragen, ob ich mich vielleicht über ihre Wahrheit täuschen könnte, wie bei einer Tautologie. Beide gelten absolut." (a.a.O., 96/7)

Das Feststellen der Wahrheit eines Satzes einer Sprache S sieht nach diesem empiristischen Signifikanzmodell so aus:

- (1) wir überprüfen die Wohlgeformtheit des Satzes, d.h. ob er nach den syntaktischen Regeln von S richtig gebildet ist oder nicht.
- (2) Wir stellen den Sinn des Satzes fest, indem wir die Definition der ihn zusammensetzenden Teile überprüfen. D.h. wir vergleichen den Satz mit den Bedeutungsregeln von S.

Läßt sich allein aufgrund von (1) und (2) die Wahrheit des Satzes feststellen, dann ist er analytisch in S. Andernfalls müssen wir die ganze Bedeutungskette, durch die der Sinn des Satzes definiert ist, zurückverfolgen, bis wir auf einen oder mehrere Protokollsätze stoßen, deren Wahrheitswert durch unmittelbare Erfahrungserlebnisse konstatiert werden kann. Dies sieht für Schlick in der Praxis so aus, daß man aus dem ursprünglichen Satz U zusammen mit einem weiteren Satz U' als Prämissen einen Satz  $U_1$  als Konklusion von U und U' ableitet.  $U_1$  kann in S ein analytischer Satz sein, dann steht auch die Wahrheit von U fest; oder er ist ein synthetischer Satz, dann kann man aus ihm mit Hilfe einer zweiten Prämisse U'' einen Satz  $U_2$  ableiten, für den dasselbe gilt wie für  $U_1$ . Auf diese Weise kann man fortfahren und schließlich zu einem Satz  $U_n$  gelangen, der analytisch ist oder ein Protokollsatz, der die Form hat "Zu der und der Zeit, an dem und dem Ort wird unter den und den Umständen das und das beobachtet oder erlebt." (Schlick, (13), 142).

Nun hat man die Möglichkeit, nach den Anweisungen dieses Satzes zu verfahren, d.h. zur bestimmten Zeit am bestimmten Ort unter Realisierung der angegebenen Umstände die Beobachtungen oder Erlebnisse, die man da hat, durch einen Wahrnehmungssatz (W) zu beschreiben. Die Formulierung von W beruht darauf, daß man mit Hilfe von Wiedererkennungsa-  
kten das Beobachtete oder Erlebte unter Begriffe bringt und die dafür in S festgelegten Ausdrücke bei der Realisierung von W verwendet. Nun kann man W mit  $U_n$  vergleichen. Sind beide bedeutungsgleich, so hat man  $U_n$  und damit U verifiziert. (vgl. a.a.O., 142/3)

Man sieht, Erkenntnis wird in diesem Sprachmodell auf Bedeutungs-gleichheit zurückgeführt. Die Feststellung der Bedeutungs-gleichheit zweier sprachlicher Ausdrücke beruht aber darauf, daß wir uns angesichts eines bestimmten Erlebnisses erinnern, daß wir diesem Erlebnis bei seinem früheren Auftreten die und die Bezeichnung gegeben haben. Wie wir gesehen haben, beruht die Möglichkeit, zwei Bewußtseinsinhalte zu identifizieren nach Schlick allein auf der Tatsache der Bewußtseinseinheit. D.h. diese Einheit, auf der ebenso die Möglichkeit von Sprache, d.h. der Feststellung von Bedeutungsidentität beruht, soll nach Schlick nicht beschreibbar, sondern nur erlebbar (s. das Zitat von (18), 106 auf p. 169) sein.

Alles aber, was eine Tatsache, aber nicht beschreibbar, ausdrückbar ist, müßte nach dem Schlickschen Erkenntnismodell der qualitativen, inhaltlichen Seite der Erlebnisse zugerechnet werden. Diese muß aber nach Schlick (69), 5 "ewig privatim bleiben" und kann "auf keine Weise mehreren Individuen gemeinsam bekannt" werden. Da nun alle Erkenntnis, insbesondere auch sprachliche, im Bewußtsein realisiert werden muß - d.h. eine Erlebnisbasis haben muß - und die Realisierung sich in dieser Erlebniseinheit vollzieht, müßte die Basis aller wirklichen Erkenntnis und Sprache in diesem Erkenntnismodell offensichtlich als privat verstanden werden.

Durch dieses Festhalten an privater Bewußtseinsreali-  
tät ist aber der Schlicksche Versuch, die Intersub-  
jektivität von Sprache und Erkenntnis durch ihre Re-  
duktion auf Strukturzusammenhänge zu retten, zum  
Scheitern verurteilt. Er unternimmt nämlich das Un-  
mögliche, die Intersubjektivität, besser: Gesell-  
schaftlichkeit von Sprache und Erkenntnis auf der  
Basis privater Bewußtseinswirklichkeit zu erklären.

Diese Unmöglichkeit zeigt sich im Schlickschen Re-  
duktionsmodell der Erkenntnis spätestens an der Stel-  
le, wo mit Hilfe des Begriffs einer ostensiven Defi-  
nition, die Inhaltlichkeit, Bedeutungshaftigkeit von  
(sprachlicher) Erkenntnis erklärt werden soll. Schlick  
war von der richtigen Überlegung ausgegangen, daß -  
die Privatheit der Erlebnisse vorausgesetzt - Erkennt-  
nis (Sprache) nicht Erlebnisse zum Inhalt (als ihre  
Bedeutung) haben kann. Inhalt wird daher, um die In-  
tersubjektivität als notwendige Bedingung der Möglich-  
keit aller Erkenntnis (Sprache) zu wahren, auf Form  
(Struktur) reduziert. Ein sprachlicher Ausdruck hat  
nach dieser Strukturthese Bedeutung (Inhalt) durch  
alle und nur die möglichen Beziehungen, in denen er  
zu allen anderen Ausdrücken der Sprache stehen kann.  
Diese Beziehungen lassen sich darstellen durch das Ge-  
flecht von Definitionen, durch das jeder Begriff, der  
in der fraglichen Sprache zum Ausdruck kommt, auf eine  
Anzahl von Grundbegriffen zurückgeführt wird. Bezüglich  
der Bedeutung dieser Grundbegriffe hat Schlick in (18)  
die formalistische Auffassung von der "impliziten De-  
finition", nach der Grundbegriffe dadurch definiert  
sein sollen, "daß sie den Axiomen genügen" (a.a.O.),  
32 aufgegriffen. Eine so aufgebaute Theorie "ruht nir-  
gends auf dem Grunde der Wirklichkeit" und "keiner  
der darin auftretenden Begriffe bezeichnet ... ein  
Wirkliches, sondern sie bezeichnen sich gegenseitig  
in der Weise, daß die Bedeutung des einen Begriffes

in einer bestimmten Konstellation einer Anzahl der übrigen steht" (a.a.O.), 35. Schlick hat damit 1918 die Position der Kohärenztheorievertreter (v.a. Neurath) vorweggenommen, die er später selbst dezidiert vom Standpunkt der Korrespondenztheorie aus bekämpft hat. In diesem Zwiespalt zwischen Korrespondenz- und Kohärenztheorie der Bedeutung, die sich durch die ganze L-empiristische Literatur hindurchzieht, spiegelt sich aber - das Festhalten am Privatcharakter des Bewußtseins vorausgesetzt - der empiristische Grundwiderspruch zwischen intersubjektiver Geltung und empirischen Gehalt der Erkenntnis (Sprache).

Schlicks L-empiristisches Reduktionsmodell der Erkenntnis geht also unter Voraussetzung der Auffassung von der Privatheit des Erlebens, das die reale Grundlage alles Wissens und Erkennens darstellen soll, von der richtigen Vorstellung der Reduktion des Erkenntnis- und Sprachbegriffs auf objektive Zusammenhänge (Strukturen) unter Ausschaltung der privaten Erlebnisse als angeblichen Erkenntnisinhalten und Sprachbedeutungen als irrelevant aus. Da er aber für den Begriff der Bewußtseinsrealität am privaten Erlebnisbegriff und damit an einer falschen, ja unmöglichen Subjektivitätsauffassung festhält, "reduziert" sich auch sein Objektivitätsbegriff (Gegenstandsbegriff) auf die dürre Abstraktion eines mathematisch als Funktion gefaßten Identitätsbegriffes. Dessen private Realisierung aber sollte durch mysteriöse "intentionale Akte" - also eine Art metaphysischer Handlungen in dem eigenartigen Realitätsbereich von Tatsachen, die selbst nicht zum Gegenstand sprachlicher oder nichtsprachlicher Erkenntnis, genannt 'Erleben' oder 'Bewußtsein', gemacht werden können - geleistet werden. Was eines der Hauptanliegen dieses reduktionistischen Erkenntnismodells war, wissenschaftlicher Erklärung die Ausflucht in metaphysische Erklärungs- und Realitätsebenen zu verbauen, hält also

auch hier durch die Hintertür wieder feierlichen Einzug. Da sich die Funktion des Bewußtseins nicht anders denn als Realisierung des Bezugs zwischen verschiedenen Gegenständen zu einem geordneten System (einer "Welt") vorstellen läßt, kommt mit der Vorstellung wirklicher Erkenntnis und Sprache - und d.i. die von realen Menschen "erlebte" (erzeugte, erworbene, verwendete) Erkenntnis und Sprache - notwendig der Rückfall (die "Reduzierung") objektiven Erkenntnisanspruchs auf eine privat-subjektive Basis der Erkenntnisrealität heraus. Das Reduktionsmodell des Erkenntnis- und Sprachbegriffs reduziert also letztlich seinen auf intersubjektive Absicherung zielenden objektivistischen Erkenntnisanspruch auf private Erkenntnisrealität - und Sprache wird entsprechend dort, wo es um die Realisierung sprachlicher Bedeutung geht, auf Privatsprache reduziert.

#### 4.3 Philosophische Grammatik

Bei der Darstellung des Zusammenhangs innersystematischer und theoretischer bzw. außersystematischer und praktischer Fragestellungen haben wir im vorletzten Abschnitt (4.22) darauf hingewiesen, daß die Frage des Geltungscharakters logischer Sätze, d.h. der Sätze der Theorie über die Regeln einer Sprache  $S$ , also die Frage des Geltungscharakters der Sätze von  $L_S$  eine außertheoretische, eine Frage außerhalb von  $L_S$  ist. Sie wird erst dadurch zu einer theoretischen, daß man zur Sprache von  $L_S$  eine Metasprache konstruiert, in der die Sprachregeln von  $L_S$  beschrieben werden können. Auf die Art und Weise entsteht, wenn wir Funktion und Bedeutung einer Sprache  $S$  beschreiben wollen, offenbar ein unendlicher Sprachenregress:  $S, L_S, L_{L_S}$ , usw.

Nun könnte man der Ansicht sein, daß dieser Regress nicht weiter schlimm sei, da es immerhin in der Praxis gelungen ist, innerhalb von Metatheorien exakte Beschreibungen der syntaktischen und semantischen Eigenschaften einer Sprache zu geben. Im allgemeinen reicht es dazu aus, wenn man sich über die Regeln der Metasprache informell mithilfe der Umgangssprache einigt, um den Aufbau und die Bedeutungsbestimmungen einer Objektsprache exakt beschreiben zu können. Gegen diese Art praktische Möglichkeit der syntaktischen und semantischen Beschreibung von Sprachen ist einzuwenden, daß die Forderung nach der vollständigen Beschreibung der Regeln einer Sprache, d.i. nach der eindeutigen Festlegung der Sprache auf ihren Gegenstandsbereich als allgemeine wissenschaftslogische Forderung gestellt war. D.h. diese Forderung mußte, sollte man in der Metasprache sichergehen können, daß man die Objektsprache vollständig beschreibt, auch auf die Metasprache ausgedehnt werden. Es war also diese angesichts der Vagheit der Umgangssprache erhobene wissenschaftslogische Grundforderung nach der Vollständigkeit der Beschreibung einer Wissenschafts-

sprache, die notwendig diesen unendlichen Sprachregress erzeugt. Daß es dagegen im Rückgriff auf umgangssprachliche Vorverständigung praktisch möglich ist, die Regeln für eine Metasprache so vollständig zu definieren, daß man sich der Vollständigkeit der Beschreibung der Objektsprache sicher sein kann, ist daher kein Argument für den Theoriecharakter der Logik, sondern eins gegen die erwähnte Vollständigkeitsforderung. Theorie, verstanden als vollständige Beschreibung der Wirklichkeit, insbesondere der Sprachwirklichkeit, holt diese niemals ein. Da, wie wir im letzten Abschnitt des vorigen Kapitels noch einmal gesehen haben, die Geltung einer Theorie auf der eindeutigen Zuordnung der Zeichen ihrer Sprache zu den Elementen ihres Gegenstandsbereiches beruhen soll, die formal als Abbildung zwischen zwei isomorphen Strukturen, erkenntnistheoretisch als Identifikation zweier Vorstellungen aufgefaßt wird, müssen mit dem Theoriecharakter der Logik offensichtlich auch diese Auffassungen vom Bedeutungscharakter von Sprache aufgegeben werden.

Wollen wir nun unter dem Titel 'Logische Grammatik' alle Formen theoretischer <sup>1+2</sup> Sprachbeschreibung zusammenfassen, dann könnte der Titel einer 'Philosophischen Grammatik' andeuten, daß es sich hier um eine Explikation des Sprachbegriffs handelt, die eine andere Auffassung vom Geltungscharakter logischer Aussagen vertritt. Und das heißt ja, daß sie eine andere Auffassung von der Funktion und Geltung von Sprache überhaupt vertritt. Andeutungsweise, wenn auch zum Teil mißverständlich für die Absichten unserer Arbeit findet sich das in Wittgensteins Theorieverbot für die Philosophische Grammatik in PU 109 formuliert. Er betont hier, daß die philosophischen Betrachtungen keine wissenschaftliche<sub>n</sub> - im Sinne der empirischen Wissenschaften - sein dürfen. Die Philosophie interessiert nicht, "daß sich das und das" tatsächlich "denken lasse", d.h. daß sich die verschiedensten Theorien über Erkenntnis und Sprache aufstellen lassen, sondern unter welchen Bedingungen es mög-

lich ist, solche Theorien aufzustellen. Philosophie - d.h. die Philosophische Grammatik - beschäftigt sich nicht mit dem Inhalt von Theorien, sondern mit den Bedingungen, unter welchen philosophische Probleme entstehen. Und diese Bedingungen sind in der Arbeitsweise der Sprache, in denen die philosophischen Probleme zum Ausdruck kommen, festgelegt. Insofern sind philosophische Fragestellungen grammatischer Natur. Das heißt aber nun nicht, daß sie im Gegensatz zu empirischen Theorien "rein theoretischen" Charakters wären. Wenn wir oben (4.22) sagten, daß die Auffassung vom theoretischen Charakter der Logik nur ihren zweckbestimmten, praktischen verschleiert, so finden wir diesen Gedanken in PU 109 darin ausgedrückt, daß die Philosophische Grammatik "ihr Licht, d.i. ihren Zweck, von den philosophischen Problemen" empfängt. Die philosophischen Probleme aber, das sind sprachliche Probleme, sind "Beunruhigungen", die durch Verwirrungen über die Funktion sprachlicher Ausdrücke hervorgerufen sind (vgl. PG 141). Das Charakteristische an ihnen, sagt Wittgenstein (a.a.O.) ist, "daß sich hier eine Verwirrung in Form einer Frage äußert, die diese Verwirrung nicht anerkennt". Sie werden gelöst, "nicht durch Beibringen neuer Erfahrung, sondern durch Zusammenstellung des längst Bekanntesten" (PU 109); und das heißt, "daß der Frager durch eine bestimmte Änderung seiner Ausdrucksweise von seinem Problem erlöst wird" (PG 141). Darin klingt der "therapeutische" Charakter der philosophischen Arbeit an: "Der Philosoph behandelt eine Frage wie eine Krankheit" (PU 255). So gesehen ist ihre Aufgabe nicht positiv, sondern kritisch; "Ihr Zweck ist es, besondere Mißverständnisse zu beseitigen; nicht etwa, ein eigentliches Verständnis erst zu schaffen" (PG 72). Wir sagten, die Einschätzung vom Theoriecharakter der Logik ging auf die Forderung nach der vollständigen Begründbarkeit wissenschaftlicher Aussagen, d.h. die vollständige Angabe aller Bedingungen für die Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen, zurück. Diese Forderung hatte zur Ideali-

sierung der Wissenschaftssprache, zur Errichtung von regelgeleiteten Konstruktssprachen geführt. Mit der Einsicht in die theoretische Haltlosigkeit dieser Forderung, ergibt sich daher: "die Aufgabe der Philosophie ist nicht, eine neue ideale Sprache zu schaffen, sondern den Sprachgebrauch unserer Sprache - der bestehenden - zu klären" (PG 72). Dies aber ist im Sinne der üblichen semiotischen Aufgabenstellung gesprochen, das Arbeitsgebiet der Pragmatik. Indem sich die Behandlung philosophischer Probleme auf den wirklichen Sprachgebrauch bezieht, muß sie das Sprachsubjekt, neben syntaktischen und semantischen auch psychologische und soziologische Bedingungen von Sprache in Betracht ziehen. Indem sie das tut, stellen sich aber die Fragen nach den Bedingungen der Funktion und Bedeutung von Sprache radikal anders. Klar wird dies insbesondere an Wittgensteins Behandlung des Regelbegriffs in den Philosophischen Untersuchungen.

#### 4.31 Der pragmatische Charakter der Logik

Das Gesagte legt nahe, daß Wittgensteins Konzeption einer "Philosophischen Grammatik" auch eine pragmatische Neuorientierung der Logik fordert. Eine pragmatische Logik untersucht also die Bedingungen der Möglichkeit von Sprache an ihrer wirklichen Arbeitsweise; d.h. sie untersucht diese Möglichkeit nicht als abgeleitet aus explizit verabredeten Regeln für den Sprachgebrauch, sondern an den Bedingungen dieses Gebrauchs selbst. Die Fragestellung kann daher nicht mehr sein, wie sich der Gebrauch nach den festgesetzten Regeln zu richten haben, sondern welche "Regeln" der wirkliche Gebrauch setzt. Der Sprachgebrauch wird nicht an nach idealen Zwecksetzungen konstituierten Regeln gemessen, sondern Theorien, philosophische Problemstellungen werden an gegebenem Sprachgebrauch hinterfragt. Als entscheidendes Ergebnis zeigt sich dabei, daß die Regeln des Sprachgebrauchs nicht an theoretischen Fragestellungen orientierte willkürliche Festlegungen, sondern Formen der

Praxis sind. 1)

Der logische Regelbegriff war ja als im Zusammenhang stehend mit dem konventionellen Charakter der sprachlichen Zeichen erklärt worden. Regeln sind danach verabredete Festsetzungen, die der Benützer der Sprache befolgen muß, um sich verständlich machen zu können. Wie wir die Zeichen der Sprache zusammenzustellen haben, um sinnvolle Ausdrücke herzustellen und worauf wir sie beziehen müssen, um uns in ihr verständigen zu können, beruht dieser Ansicht nach auf ursprünglichen Willensentscheidungen, an die wir uns im späteren Gebrauch erinnern müssen, um sie richtig zu befolgen. Bei Schlick sahen wir, wurden deskriptive Zeichen als ursprünglich ostensiv definiert verstanden; d.h. durch gestischen Hinweis auf den zu bezeichnenden Gegenstand. Man sollte sich das wohl als die Urform einer Vorschrift 'Verbinde das Zeichen X mit dem Gegenstand I' denken. Die ostensive oder sprachliche Geste wird hier sozusagen als eine Art Urbild sprachlichen Bedeutens gedacht, eine Veranschaulichung des als Zuordnung gedachten Begriffs der Bedeutung. Auf psychologischer Ebene war die Realisierung solcher Zuordnung durch intentionale Akte gedacht. Das Urbild konventioneller Bedeutungsfestlegung sähe alle Ebenen zusammengekommen also so aus:

Auf physischer Ebene zeigt man auf einen Gegenstand und äußert dazu gleichzeitig einen Laut; auf psychischer Ebene meint man mit dem Laut den Gegenstand, indem sich an die Lautwahrnehmung intentionale Akte anheften und auf die Gegenstandswahrnehmung richten, so daß die beiden Wahrnehmungen als zusammengehörig erlebt werden; auf erkenntnistheoretischer Ebene ordnet man eindeutig den Laut dem Gegenstand zu, man identifiziert diesen durch den Laut. Wittgenstein greift diesen konventionellen Zeichenbegriff in PU 81 als die Vorstellung von Logik als 'normativer

-----

1) S. zur Unterscheidung von 'willkürlich' im ersten Sinne von 'konventionell' zu 'konventionell' im Sinne von Gebrauchspraxis (Gebrauch = Brauchtum usw.) Kap. 2.2 u. 2.3, sowie Wittgenstein PU 213.

Wissenschaft' auf. Er meint diese Vorstellung sei verwandt mit der, den Gebrauch der Wörter mit Spielen, mit Kalkülen nach festen Regeln zu vergleichen. Die Ansicht nun, daß sich der Gebrauch der Wortsprachen Kalkülen nur annähere, daß die Wortsprachen also unvollkommene Kalküle und daher unvollkommene Sprachen seien, erzeugt, meint er, das Mißverständnis, als habe man es in der Logik mit der vollkommenen, mit der idealen Sprache zu tun. Diese Ansicht, es gäbe die ideale Sprache (und die Logik sei ihre Theorie), hatte Wittgenstein ja selbst im Tractatus vertreten. Nun aber sagt er, daß die Logik nicht von der Sprache bzw. vom Denken, "handelt in dem Sinne, wie die Naturwissenschaft von einer Naturerscheinung" (PU 81). Ideale Sprachen seien konstruierte Sprachen. "Aber hier wäre das Wort 'ideal' irreführend, denn es klingt, als wären diese Sprachen besser, vollkommener, als unsere Umgangssprache; und als brauchte es den Logiker, damit er den Menschen endlich zeigt, wie ein richtiger Satz aussieht." (a.a.O.) Daß der Gebrauch der Umgangssprache eine degenerierte Form eines Kalküls sei, die an der eigentlichen idealen Sprache mit festbestimmten Regeln zu messen sei, führt er auf ein unklares Verständnis über die Begriffe des Verstehens, Meinens und Denkens (a.a.O.) zurück.

Wie aber sieht es in Wirklichkeit aus? Befolgen wir eine Regel, wenn wir einen Satz aussprechen und ihn meinen? Und was heißt hier 'eine Regel befolgen'? Mit 'Regel' kann hier die Hypothese gemeint sein, mit der wir den Sprachgebrauch, den wir beobachten, beschreiben. Sprachregeln wären so empirische Regularitäten des Sprachgebrauchs. Es kann aber auch sein, daß die Regel etwas ist, das konstitutiv in die Vorgänge des Meinens und Verstehens eines Wortes "einbezogen" (s. BB, 31) ist. "'Einbezogen'", sagt er (a.a.O.), "bedeutet hier ..., daß der Ausdruck dieser Regel einen Teil dieser Vorgänge bildet". Er hat dafür desöfteren das Beispiel verwendet, daß man beim Ge-

brauch eines Zeichens die Regel wie eine Tabelle nachschlägt.

Im ersten Fall hieße das, die Regel tritt hier als Ursache von Verstehen und Meinen auf; im zweiten Fall: sie ist als Norm konstitutiver Bestandteil der entsprechenden psychischen Akte. Der Konventionalismus vertritt den normativer Regelbegriff. Dies ist die Basis einer Spracherklärung, einer Theorie. Erklärungen, Theorien bilden den Gegenstand der Philosophischen Grammatik. Diese aber führt die konventionalistische Regelauffassung auf ein Mißverständnis über den Wortgebrauch zurück. In (BB), 35 meint Wittgenstein, hier liege ein philosophisches Problem, d.i. eine "Verwirrung" über die Grammatik von 'Ursache' und 'Grund' oder 'Motiv' vor. Über Ursachen lassen sich nur Vermutungen anstellen, Hypothesen bilden. Eine Hypothese ist wohlbegründet, wenn eine Anzahl übereinstimmender Erfahrungen zeigt, "daß deine Handlung eine regelmäßige Folge bestimmter Bedingungen ist, die wir dann Ursachen der Handlung nennen" (a.a.O.), 34. Die Grammatik von 'Grund', 'Motiv' dagegen verlangt keinen Rückgriff auf eine Anzahl übereinstimmender Erfahrungen. Über Motive stellen wir keine Vermutungen an, Motive können wir wissen. Das 'können' bezieht sich hier auf eine logische Möglichkeit, die Grammatik des Wortes 'Grund' besagt, daß wir uns der Gründe unserer Handlungen gewiß sein können. Dies läßt sich auf den positivistischen Bewußtseinsbegriff anwenden. Unser Wissen bestand danach in der einfachen Tatsache des Bewußtseins, der Erlebnisse. In den Bewußtseinsbegriff war eingeschlossen die Tatsache seiner Einheit als Basis von Gedächtnis und Unterscheidungs/Identifikationsvermögen. Beruht nun Erkenntnis auf dem Vergleich gegenwärtiger bzw. der Wiedererinnerung früherer Erlebnisse, die wir als gegenwärtige immer unmittelbar wissen, so ist uns damit auch die Möglichkeit gegeben, prinzipiell alle Gründe, Motive unserer Vorstellungen und Handlungen zu

wissen. 1) Denn wir müssen dazu nur darauf achten, mit welchen Erlebnissen die Erlebnisse, in denen wir uns unserer Vorstellungen und Handlungen bewußt sind, verbunden sind. Wenn ich mich frage, warum ich jetzt an meinem Schreibtisch sitze und tippe, dann kann ich eine endlose Reihe von Gründen angeben: weil ich eine Dissertation zu Ende bringen will, weil ich eine wissenschaftliche Laufbahn anstrebe; aber auch: weil ich glaube, daß ich heute in guter Verfassung bin, einige wichtige Passagen zu Ende zu bringen, weil ich lieber zu Hause arbeite als in einer Bibliothek, weil mir diese Arbeit Spaß macht, weil ich mir durch sie eine Bestätigung meiner wissenschaftlichen Qualifikation erhoffe, usw., usw. Bezüglich dieser Motive kann es für mich nach Schlick weder Wahrheit noch Irrtum geben. Wohlgemerkt: es geht hier um die Grammatik des Wortes 'wissen'. Und wenn 'Wissen' i.S.v. 'Kennen' wie von Schlick als kontinuierlich statthabende Tatsache des Bewußtseins gefaßt wird, dann kann man alle Gründe einer Vorstellung oder Handlung 'wissen'.

Die Verwirrung, Motive für Ursachen zu halten, entsteht mit dem zweideutigen Gebrauch des Wortes 'warum'. Wir fragen damit nämlich sowohl nach Ursachen, als auch nach Gründen. Es ist die Verwirrung, "in der ein Motiv für eine Ursache gehalten wird, deren wir uns unmittelbar bewußt sind, eine 'von innen gesehene' Ursache, oder eine erfahrene Ursache" (a.a.O.),<sup>35</sup>, die nach Wittgensteins Auffassung zu der Meinung führt, wir bedürften außer den Ursachen regelmäßiger Sprachverwendung noch einer tieferen Art der Begründung zur Erklärung von Sprache.

Gegenüber der Ansicht von Regeln als konstitutiven Bestandteilen der Vorgänge des Meinens und Verstehens ver-

-----

1) Nebenbei gesagt, basiert auf dieser Auffassung offensichtlich die Methode der Psychoanalyse. Ohne die Voraussetzung, daß wir uns prinzipiell aller unserer Motive bewußt sein können, wäre Psychoanalyse sinnlos.

weist Wittgenstein auf die Ursachen regelmäßigen Sprachgebrauchs. Auf die Frage, was der Ausdruck einer Regel, z.B. ein Wegweiser, mit den Handlungen zu tun hat, in denen ich mich nach der Regel richte, welche Verbindung zwischen Regelausdruck und Handlung besteht, sagt er: "Nun etwa diese: ich bin zu einem bestimmten Reagieren auf dieses Zeichen abgerichtet worden und so reagiere ich nun" (PU 198). In (PU 85) zeigt er an diesem Beispiel, daß wir in der Frage nach Gründen, warum wir dem Wegweiser, allgemein einer Regel, in einer bestimmten Weise folgen, nie zu Ende kommen. Es gibt keine gewissen Gründe, womit wir erklären könnten, warum wir dem Wegweiser in der Pfeilrichtung und nicht in der entgegengesetzten oder zu ihr orthogonalen usw. folgen; außer wir verstehen einen der unendlich möglichen Gründe als Ursache, daß wir eben so und nicht anders handeln. Dies verführt zu der Ansicht, als gäbe es so etwas wie letzte Gründe, deren wir uns als der eigentlichen Erklärungen gewiß sein können. D.h. aufgrund dieser Verwechslung von Ursache und Motiv entsteht der Anschein, als hätten wir neben den praktischen Bedingungen, warum wir uns in bestimmten Situationen regelmäßig so und so verhalten, noch so etwas wie theoretische Gründe: als handelten wir letztlich immer aus Einsicht, kognitiv. 1)

Versteht man diese Einsicht als Deutung der Regel, durch die wir unsere Handlungen mit der Regel vereinbaren, so stellt sich mit der Beliebigkeit, mit der wir hier Deutungen vornehmen können heraus: "Jede Deutung hängt mitsamt dem Gedeuteten in der Luft; sie kann ihm nicht als Stütze dienen. Die Deutungen allein bestimmen die Bedeutung nicht". (PU 198) Denn wenn wir die Regel, der wir folgen, erst deuten müssen, so entsteht die Frage nach den Gründen, daß wir diese Deutung richtig anwenden. Wir bedürften also eine Deutung dieser Deutung u.s.f. bis ins unendliche.

---

1) PU 217: "Wie kann ich einer Regel folgen. - Wenn das nicht eine Frage nach den Ursachen ist, so ist es eine nach der Rechtfertigung dafür, daß ich so nach ihr handle."

Angewendet auf den Sprachbegriff der Logischen Grammatik als Sprach-Theorie, in der wir die Regeln einer Objektsprache in einer Metasprache beschreiben unter der Bedingung, daß in einer Metametasprache die Regeln der Metasprache als auf die Ausdrücke der Objektsprache bezogen beschrieben werden u.s.f., können wir also jetzt schließen, daß die theoretische Logikauffassung auf einer "philosophischen Verwirrung" der Begriffe Grund und Ursache beruht. Wir erinnern uns, daß die Forderung nach einer idealen Sprache mit der Forderung nach der vollständigen Begründbarkeit ihrer Aussagen und diese wieder mit der vollständigen Definiertheit der Sprachzeichen zusammenhing. Unter Gründen, wie wir gezeigt haben, waren dabei immer theoretische im Gegensatz zu praktischen, systemexternen verstanden. Für diese Gründe, haben wir an allen einschlägigen Stellen gesehen, gibt es aber kein Ende; es gibt keine letzten Gründe; und dort, wo solche als Erklärung in Anspruch genommen werden, waren es zugestandenermaßen immer praktische. Die Eindeutigkeitsforderung des Sprachgebrauchs verlangte nach der Definiertheit aller Sprachzeichen, aber mit dem Zusatz, daß nicht jedes Zeichen definiert werden könne, aber auch nicht zu werden brauche, da wir uns in praktischer Vorverständigung, der Bedeutung der Grundzeichen versichern könnten; alle Regeln einer Objektsprache seien exakt in einer Metatheorie beschreibbar und deren Regeln in einer Metametatheorie; aber als endliche Verstandeswesen könnten wir die Exaktheit nicht ad infinitum betreiben und brauchten es auch nicht, da uns die praktische Verständigung in Umgangssprachen als **universale** Metasprache zur Verfügung stünde; usw.usw.

Es ist nun wichtig, daß Wittgensteins Hinweis auf die wirklichen Bedingungen der Sprachverwendung als auf Ursachen nicht als Votum für eine empirische Vorgehenswei-

-----

Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt zu sagen: 'So handle ich eben'."

se der Sprachphilosophie mißverstanden wird. Die Philosophische Grammatik, hieß es, behandelt philosophische Probleme als Verwirrungen des Sprachgebrauchs. Die Aufdeckung einer solchen Verwirrung im Gebrauch des Wortes 'warum', die zeigt, daß es zwar feststellbare Ursachen, aber keine letzten Gründe zur Erklärung des Sprachgebrauchs gibt, heißt nun nicht, daß sich die Philosophie als empirische Wissenschaft zu gebärden habe. Wittgenstein stellt also nun keine Theorie der Sprachverwendung auf, dies bleibt weiterhin einer empirischen Sprachwissenschaft überlassen. Die Philosophische Grammatik dagegen hat den Beweis geliefert, daß eine theoretische Sprachwissenschaft in dem bisher besprochenen Sinn letztlich keine Erklärung von Sprache liefern kann, da sie auf einem Mißverständnis beruht. Daß die Philosophische Grammatik in dieser Weise kritisch bleibt, heißt aber nicht, daß sich aus ihren Ergebnissen keine positiven Schlüsse ziehen lassen, die konstituiv werden können für neue wissenschaftliche Forschungsrichtungen. Das negative Ergebnis der "pragmatischen" Behandlung des sprachlichen Regelproblems läßt somit den Ausblick auf eine "praktische" Forschungsrichtung innerhalb der Sprachwissenschaft zu. Und in diesem Sinn kann man die Philosophie auch wieder als integriert in das System der Wissenschaften auffassen, indem sie die begrifflichen Voraussetzungen für die wissenschaftliche Arbeit liefert. In diesem Sinn kann man auch wieder davon sprechen, daß die Philosophie die theoretischen Grundlagen für die Wissenschaften aufbereitet. So verstanden kann die Philosophie auch "positive" Aussagen über die in der Wissenschaft zugrundezulegende Begrifflichkeit machen.

So verbinden sich beispielsweise in den PU mit dem Nachweis der Haltlosigkeit von Wissenschaftslogik als theoretischer Sprachwissenschaft Aussagen über die Praxisbestimmtheit von Sprache. Wie kommt es dazu? Das "philosophische Problem" war ja, "worin dieses Dem-Zeichen-Folgen eigentlich besteht" (PU 198). Wittgenstein ging es darum, zu zeigen, daß Frage-

stellungen, was etwas eigentlich, seinem Wesen nach usw. ist, auf Mißverständnissen bezüglich des Sprachgebrauchs beruhen. In solchen Fragestellungen begnügt sich die Philosophie nicht mit dem, was die Wissenschaft - die Fragen mit Hypothesen über mögliche Ursachen beantwortet und zu bestätigen sucht - an Ergebnissen liefert, sie vermutet hinter allem tiefer Gründe. Die Form die ihre Probleme annehmen ist: "Das Wesen ist uns verborgen" (PU 92).

D.h. Wittgenstein vertritt also auch in seiner Spätphilosophie die Auffassung, daß die Philosophie kein positives Wissen über das der Wissenschaften hinaus beisteuert. Sie usurpiert dies aber, indem sie mit Fragen nach dem Wesen, nach den eigentlichen Gründen einen metawissenschaftlichen Erkenntnisbereich hypostatiert. "Denn sie sieht in dem Wesen nicht etwas", sagt Wittgenstein (a.a.O.), "was schon offen zutage liegt und was durch Ordnen übersichtlich wird. Sondern etwas, was unter der Oberfläche liegt. Etwas, was im Innern liegt, was wir sehen, wenn wir die Sache durchschauen, und was eine Analyse hervorgraben soll."

Die Antwort, was es heißt, eine Regel zu befolgen, muß nach ihm also die Wissenschaft geben, die die Bedingungen untersucht, unter denen in der Wirklichkeit Regeln befolgt werden. Diese Antworten stellen dann Hypothesen über tatsächlich beobachtete Bedingungen menschlichen Regelverhaltens, d.i. Hypothesen über dessen Ursachen, dar. Eine solche Hypothese ist, daß wir Regeln befolgen, ebenso wie wir Befehle befolgen; nämlich dadurch, daß wir dazu abgerichtet (PU 206) oder gedrillt (BB), 30, wurden. Und an diese Hypothesen können sich nun Beschreibungen einzelner Situationen, in denen wir Regeln befolgen, reihen; wenn diese für uns zugleich Beschreibungen liefern von Situationen, von denen wir sagen würden, hier wird jemand abgerichtet, werden wir an der Hypothese festhalten. Wo die Philosophie aber sich mit wissenschaftlichen und alltäglichen Erklärungen nicht zufrieden gibt, wo sie nach dem Wesen der Dinge als etwas Verborgenen fragt, da mißbraucht sie die Sprache.

Die Aufgabe der Philosophischen Grammatik ist es dann, "die Wörter von ihrer metaphysischen, wieder auf ihre alltägliche Verwendung zurück" zu führen (PU 116). Und auf diese Verwendungsweise zurückgeführt, an ihr gemessen, heißt 'eine Regel befolgen' nichts anderes als das, was es in der Wirklichkeit, in der sich der Sprachbenutzer mit seinem Sprachverständnis bewegt, eben heißt, D.h. wenn wir von ihm verlangen, er solle uns erklären, was 'einer Regel folgen' heißt, so kann er uns Beispiele geben, uns auf das Verhalten der Leute in einer Verkehrssituation aufmerksam machen, uns eine Rollenspielszene vorspielen, usw. usw.; er kann uns aber auch eine Verbalerklärung geben und verschiedenste Formen einer Definition.

Die Reduktion auf den alltäglichen Wortgebrauch bewirkt die Konkretisierung unserer Begrifflichkeit. Das Wort 'wissen' z.B. verliert den Nimbus von etwas Geistigem, Verborgenen, dessen Wesen durch eine tiefe Analyse erst geklärt werden muß. Im alltäglichen Gebrauch wird 'wissen' so eingesetzt, daß man von jemandem sagt, er wisse etwas, wenn er eine bestimmte Fertigkeit besitzt, wenn er etwas kann. "Die Grammatik des Wortes 'wissen'", sagt Wittgenstein in (PU 150), "ist offenbar eng verwandt der Grammatik der Worte 'können', 'imstande sein'. Aber auch eng verwandt der des Wortes 'verstehen'. (Eine Technik 'beherrschen')."

Aufgrund dieser Verwandtschaft kann er denn auch in (PU 199) sagen: "Eine Sprache verstehen, heißt, eine Technik beherrschen." Die Vorgänge des Meinens, Verstehens, werden bei dieser Einstellung zu dem, was sie in Wirklichkeit - und damit ist jetzt keine verborgene, metaphysische, geistige Wirklichkeit gemeint - sind; bestimmte Handlungsformen der alltäglichen Praxis.

Mit der Feststellung aber, daß uns bei dem Versuch, den Begriff der Regel theoretisch zu erklären, bald die Gründe ausgehen; daß es also unendlich viele mögliche aber keine letzten Gründe dafür gibt, daß wir der Anweisung des Weg-

weisers in einer bestimmten Richtung und keiner anderen folgen; keine letzten Gründe, sondern nur Ursachen, daß wir auf der Suche nach Bewußtseinsformen, in denen sich Verstehen und Meinen vollziehen, auf keine speziellen, "inneren" Akte stoßen, sondern auf konkrete, für jedermann sichtbare Handlungsformen; mit diesen Feststellungen haben wir noch nicht den erkenntnistheoretischen Begriff des Übereinstimmens, wie er für den theoretischen Regelbegriff konstitutiv war, behandelt. "Das Wort 'Übereinstimmung' und das Wort 'Regel' sind miteinander verwandt, sie sind Vettern", sagt Wittgenstein in (PU 224). D.h., "lehre ich Einen den Gebrauch des einen Wortes, so lernt er damit den Gebrauch des anderen" (a.a.O.). Ebenso sagt er: "Die Verwendung des Wortes 'Regel' ist mit der Verwendung des Wortes 'gleich' verwoben" (PU 225). Diese Verwandtschaft soll wahrscheinlich besagen, daß 'ich handle nach der Regel X' und 'ich handle in Übereinstimmung mit X' dasselbe bedeuten soll. 'In Übereinstimmung mit X' handeln' hieße dann 'richtig<sup>1)</sup> handeln'. Womit handeln wir in Übereinstimmung, wenn wir dem Wegweiser in der Pfeilrichtung folgen? Hier reicht der Hinweis auf die Ursache, beispielsweise, daß wir zu einem bestimmten Reagieren auf den Wegweiser abgerichtet wurden, scheinbar nicht aus. Denn: "damit hast du nur einen kausalen Zusammenhang angegeben, nur erklärt, wie es dazu kam, daß wir uns jetzt nach dem Wegweiser richten; nicht, worin dieses Dem-Zeichen-Folgen eigentlich besteht." (PU 198) Wenn es hier noch eigentliche Gründe geben soll, worin sollen sie bestehen? Denn hinter die Tatsache, daß wir es gelernt haben, auf bestimmte Zeichen so und so zu reagieren, zurückgefragt, was unsre Lehrer bewogen hat, uns diese Reaktion beizubringen, lassen sich wieder nur äußere "Gründe" angeben: "Ich habe auch noch angedeutet, daß sich einer nur insofern nach einem Wegweiser richtet, als es einen ständigen Gebrauch, eine Gepflogenheit gibt" (a.a.O.). Und hier macht Wittgenstein noch einmal deutlich, daß - soll von der Sprache als regelgelei-

1) Im S. v. 'regelrecht' (aber nicht notwendig in irgend einem andern Sinne! wie z.B. 'zweckmäßig, effektiv o.ä.

tet die Rede sein - 'Regel' nicht verstanden werden darf als eine vor aller Erfahrung und Praxis liegende "überstarre" Verbindung zwischen Zeichen und Bezeichnetem 1). Was an der Sprache regelmäßig ist, das ist ihr Gebrauch selber. Regelmäßigkeiten bilden sich dort heraus, wo etwas in ständigem Gebrauch steht. Gepflogenheiten sind gleichförmige Handlungsweisen, für die es immer Ursachen, Anfänge gibt, aber keine letzten Gründe.

Oder anders gesagt: die Gleichförmigkeit, Übereinstimmung unserer Handlungsweisen, ist nicht das Ergebnis des Nachvollziehens einer Regel, die idealiter sämtliche Instanzen ihres Nachvollzuges in sich birgt, einer Verbindung, die außerhalb und vor aller Praxis bestünde, sondern eine Übereinstimmung in der Lebensform (PU 241). Wir erinnern uns, daß der theoretische Regelbegriff getragen war von einer Bewußtseinstheorie, die in der Einheit des Bewußtseins die Gründe für die Übereinstimmung des Denkens mit der Welt, für die Bedeutsamkeit unserer Sprachen gesucht hat. Für den Positivismus war diese Einheit selbst das Gegebene, eine einfach hinzunehmende Tatsache. Die pragmatische Wende, die die Sprachphilosophie bei Wittgenstein genommen hat, zeichnet sich dagegen in der Formel ab: "Das Einzunehmende, Gegebene - könnte man sagen - seien Lebensformen." (PU II, (63), 539).

Der Unterschied zwischen einer theoretisch eingestellten Logik i.S. Carnaps und einer pragmatischen Logik besteht offenbar darin, daß die theoretische das Bestehen der Übereinstimmung zwischen Sprachstruktur und Welt und in diesem Sinne zwischen Bewußtsein und Wirklichkeit immer schon voraussetzt. Selbst wenn die Regeln i.S. von Schlick als Konvention verstanden werden, wird ihre Möglichkeit auf das

- 
- 1) "Das Denken ist mit einem Nimbus umgeben. - Sein Wesen, die Logik, stellt eine Ordnung dar, und zwar die Ordnung a priori der Welt, d.i. die Ordnung der Möglichkeiten, die Welt und Denken gemeinsam haben muß. (...) Diese Ordnung ist eine Über - Ordnung zwischen - sozusagen - Über - Begriffen." (Wittgenstein PU 97).

Bestehen der Bewußtseinseinheit zurückgeführt, die Regeln sind Formulierungen auf Grund dieser Bewußtseinseinheit.

Die pragmatische Logik dagegen führt die Möglichkeit von Bedeutung, Sprache nicht auf eine in der Eigenart des Bewußtseins bestehende Übereinstimmung von Sprache und Welt, sondern auf die praktisch hergestellte und immer wieder neu herzustellende wirkliche Übereinstimmung der Menschen in ihrer Lebenspraxis zurück.

#### 4.32 Demontage des empiristischen Bedeutungskonzepts; das Privatsprachenproblem

Wir haben das empiristische Verifikationsmodell der Bedeutung in 4.2 bis auf seine positivistische Bewußtseinsbasis zurückverfolgt und darin die materiale Entsprechung zum formalen Zuordnungsbegriff, in dem die logische Sprachtheorie den Sprachbegriff begründet sieht, gefunden. Erkenntnistheoretisch war hier die Möglichkeit von Erkenntnis auf der **Erlebnis**-Einheit von Bewußtsein basiert. Diese Einheit sollte selbst als gegeben verstanden werden oder das Gegebene selbst als diese Einheit. Aus dem wie hier 'Einheit' verstanden wird, folgt aber, daß sie privat ist. "Für die Gleichheit", sagt Wittgenstein in PU 215, "scheinen wir ein unfehlbares Paradigma zu haben in der Gleichheit eines Dinges mit sich selbst". Aber hier liegt offenbar eine jener Sprachverwirrungen vor, die die Philosophische Grammatik zu behandeln hat. "Es gibt kein schöneres Beispiel eines nutzlosen Satzes" als "Ein Ding ist mit sich selbst identisch", sagt Wittgenstein in PU 216. Geht man davon aus, daß der Sinn eines sprachlichen Ausdrucks durch seine Verwendung bestimmt ist, dann ist ein nutzloser Satz, ein Satz, der nicht zu "gebrauchen" ist, offenbar sinnlos. Wir können also annehmen, daß Wittgenstein die Verwendung von 'identisch' im Sinne von 'identisch mit sich selbst' auf eine jener philosophischen Verwirrungen über den Sprachgebrauch zurückführt, die für die Entstehung falscher Theo-

rien konstitutiv sind.

Die Philosophische Grammatik überprüft den Sinn eines Ausdrucks in einem bestimmten sprachlichen Zusammenhang an seiner normalen Verwendung in der Umgangssprache. Wie gebrauchen wir die Worte 'gleich', 'identisch', 'dasselbe' usw.? D.h. was machen wir, wenn wir ein Ding als gleich mit einem andern feststellen? Z.B. wir halten zwei Dinge auseinander und sehen, daß sie dieselbe Form haben. Oder: wir können mit einem Ding - einem Hammer - dasselbe tun wie mit einem andern - einen Nagel einschlagen. Übertragen wir dies jetzt auf ein Ding. Wir können mit diesem Hammer dasselbe tun wie gestern - einen Nagel einschlagen. Dies aufgrund seiner spezifischen Gebrauchseigenschaften - solange er sie nicht verliert: ein Hammer mit abgebrochenem Stiel. Wieweit hat es Sinn zu sagen, der Hammer mit intaktem Stiel und der Hammer mit zerbrochenem ist derselbe? Nun, es sind immer noch konkrete Eigenschaften vorhanden, die Form, die Härte des Kopfes, die vergleichbare Verwendungsweisen zulassen: ich kann zur Not auch mit einem Hammer mit zerbrochenem Stiel einen Nagel einschlagen. Die Reihe der Veränderungen, die mit dem Hammer vorgehen können, läßt sich beliebig fortgesetzt vorstellen. Das Eisen verrostet, eines Tages haben wir ein Häufchen Rost, keinen Stiel, eine völlig veränderte Form. Würden wir nun noch sagen, es ist derselbe Hammer?

Dies soll zeigen, daß die Identität verschiedener Gegenstände, bzw. die Identität eines und desselben Gegenstandes zu verschiedenen Zeitpunkten nur relativ zu bestimmten Gebrauchszusammenhängen konstatierbar ist. Die Vorstellung aber eines zu ein und demselben Zeitpunkt mit sich selbst identischen Gegenstandes - eine Vorstellung, die dem Gegenstand eine praxisunabhängige Identität "an sich" imputiert - ist nach Wittgenstein deswegen sinnlos, weil sich für die Feststellung dieser Identität keinerlei Gebrauchskriterien aufstellen lassen.

In diesem Zusammenhang stellt sich bezüglich Schlicks Vorstellungen von Bewußtseinseinheit die Frage, woran wir deren Einheit nachweisen sollen. Denn wenn von der Richtigkeit der angedeuteten Gebrauchstheorie des Identitätsbegriffes ausgegangen werden kann, dann lassen sich für die nach Schlick prinzipiell unveräußerliche, private "Tatsache" der Erlebniseinheit ebensowenig verwendbare Kriterien angeben wie für die Identität ein und desselben Dings zu ein und demselben Zeitpunkt. Wittgensteinisch gesprochen liegt in diesem Fall ein Mißbrauch der Wörter 'gleich', 'identisch', 'dasselbe' usw. vor. Es ist dann nämlich, wie Wittgenstein in PU 216 sagt, "als legten wir ein Ding, in der Vorstellung, in seine eigne Form hinein, und sähen, daß es paßt." Und dies wäre wie "In der Vorstellung eine Tabelle nachschlagen" und das "ist so wenig ein Nachschlagen einer Tabelle, wie die Vorstellung des Ergebnisses eines vorgestellten Experiments das Ergebnis eines Experiments ist" (PU 265).

Schlicks Erkenntnislehre markiert auf der einen Seite den Übergang vom erkenntnistheoretischen zum logischen Empirismus durch die Beschreibung der Erkenntnisleistung als Zuordnung von Bewußtseinsinhalten zu Bewußtseinsinhalten. Im weiteren Sinne wird damit Erkenntnis von vornherein als sprachliche 1) verstanden; andererseits aber ist mit diesem Erkenntnisbegriff offensichtlich die Erklärung der sprachlichen Funktionen als Arten der Zuordnung von Zeichen zu "Gegenständen" (im weitesten Sinn des Wortes) präformiert.

Wittgensteins Kritik an der "philosophischen" oder "theoretischen" Verwendung des Wortes 'identisch' zeigt aber, daß Schlicks Erkenntnisbegriff und damit Sprachbegriff, soweit er auf der Erlebnis-Einheit des Bewußtseins beruht, unsinnig ist. Unsinnig in dem Sinne, daß das Bewußtseinssub-

---

1) In (69), 187 sagt Schlick: "The genuine knowledge is expression".

jekt als nur mit seinen eigenen Erlebnissen als dem Bereich seiner Erkenntniszuordnungen beschäftigt verstanden, keinerlei Kriterien der Übereinstimmung mit oder des Befolgens einer Regel, d.i. der Übereinstimmung mit früheren Zuordnungen von Erlebnissen, besitzt. Unsinnig ist es, die Explikation des Sprachbegriffs auf Basis der Vorstellung subjektiver Realisierungen von Regeln im Sinne privater Erlebniszuordnungen zu geben, aber überall dort, wo sprachliche Funktionen durch Regeln erklärt werden sollen: also auch für die Bedeutungsregeln. Die Bedeutungsfrage stellte für den Logischen Empirismus die auf die wissenschaftslogische oder sprachtheoretische Ebene gehobene Frage nach den Geltungs-, den Gewißheitsgründen der (sprachlichen) Erkenntnis dar - das sogenannte "Basisproblem" (real)wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Überzeugung des Empirismus, daß alle nicht-formale Erkenntnis auf Erfahrung beruhe, war dabei schon seit jeher mit der Vorstellung von wissenschaftlicher als intersubjektiv nachprüfbarer Erkenntnis verbunden. Wenn H. Feigl (in: Schilpp (63), 229) sagt: "The old empiricism of Locke and the new empiricism of Carnap, ultimately rest on the conviction that sensory experiences are much more reliable indicators of 'external' states of affairs than are thoughts, images, wishes, sentiments or other 'non-sensory' data", so kommt darin die empiristische Überzeugung zum Ausdruck, als ließen sich via Sinneserfahrungen Fenster in die Monaden des Solipsismus - der chronisch schleichenden Krankheit der traditionellen Erkenntnistheorie - brechen. Schlick sah in der Konstatierung von Sinnesdaten "die Berührung der Theorie mit der Wirklichkeit" (s. Stegmüller (69)<sup>4</sup>), (69) gegeben. Offensichtlich steckt da die Vorstellung dahinter, die Sinnlichkeit markiere sozusagen die Grenzstelle zwischen äußerer (kausal gesteuerter) und innerer (psychisch gesteuerter) Welt. Die von Schlick angenommene absolute Gewißheit dieser Konstatierungen ist offenbar die Folgerung der Annahme, daß

der Organismus als Träger des Bewußtseins kausalbestimmt und das Bewußtsein Ausdruck oder Zeichen (der innerorganisch verarbeiteten) äußeren Wirkungen auf den Körper ist. Die Gewißheit der Sinnesdaten ist also offensichtlich darin zu vermuten, daß sie der Annahme nach "direkter" mit den Wirkungen, die andere physikalische Körper auf unseren eigenen ausüben, verbunden sind als Gedanken, Einbildungen, Wünsche, Gefühle usw.

Schlick vertrat eine korrespondenztheoretische Geltungsauffassung: Erkenntnis sollte in der Übereinstimmung von Bewußtsein und Wirklichkeit bestehen. Unter dem Anspruch der sprachtheoretischen Grundlegung der Wissenschaft, daß die Basis der wissenschaftlichen Theorien Sätze und nicht Tatsachen ausmachen sollen, entsteht für eine Korrespondenzauffassung allerdings die Schwierigkeit, erklären zu müssen, wie Fakten (Erlebnisse) in Sätze verwandelt werden können. Die Vorstellung von der Übereinstimmung von Bewußtsein und Wirklichkeit als nicht von vornherein gegebene Leistung des Bewußtseins impliziert den Unterschied von Bewußtsein und Wirklichkeit. Die Unterscheidung von Erlebnis und physiologischem Träger des Erlebnisses führt aber zurück zu einem cartesianischen Dualismus von Bewußtsein und Wirklichkeit, dessen erkenntnistheoretische Konsequenz allemal der Solipsismus ist. Damit sind wir auf einer subjektiven Basis angelangt, wo sich die Probleme der Umsetzung von Wirklichem oder Erlebtem in Sprachliches unendlich vervielfachen. Zunächst einmal schiebt Schlick, wie wir gesehen haben, zwischen die (eigentlich empirischen) Protokollsätze, die zumindest nach Neurath Formulierungen der intersubjektiven Sprache darstellen sollen, und die Erlebnisse seine "Konstatierungen", die praktisch intersubjektiv sinnlose lautliche oder wenigstens vorstellungsmäßige Begleiterscheinungen der augenblicklichen Erlebnisse sein müßten. Sie sollen aber den Sinn von ostensiven Definitionen haben. Mit den Lauten, vorgestellten Lauten (oder andren Zei-

chen) zeigt das Subjekt quasi auf seine Erlebnisse. Zugleich sollen diese Konstatierungen aber tatsächlich die ganze Last der referentiellen Bedeutungsgebung jeder intersubjektiven Sprache tragen. Wie aber entstehen aus Konstatierungen - deren privatsprachlicher Charakter zu zeigen versucht wurde - intersubjektiv sinnvolle Ausdrücke?

Schlick hatte in (32/33) darauf hingewiesen, daß zu intersubjektiver sprachlicher Verständigung schon die Übereinstimmung der "inneren Ordnung" der Erlebnisse ausreiche. Das geht auf die zuerst von Wittgenstein im Tractatus vertretene Ansicht zurück, "that verbal sentences, the propositions of our spoken language can communicate nothing but the logical structure" (Schlick (32), in (69), 163). Unter der "logischen Struktur" eines Gegenstandes (im weitesten Sinne) sind die Relationen verstanden, in denen er notwendig zu anderen Gegenständen steht, um dieser Gegenstand sein zu können. Diese Relationen werden "interne Relationen" genannt. Jedem bestimmten Grünton ist es z.B. wesentlich mit anderen Grünönen in einer Relation der Farbähnlichkeit zu stehen, u.zw. nach verschiedenen Dimensionen hin: Helligkeit, Sättigung usw. D.h. jeder einzelne Farbton ist wesentlich eingebettet in eine bestimmte Ordnung, Struktur - hat eine bestimmte Stelle in dieser Ordnung. Und das gilt für alle Gegenstände (im weitesten Sinn).

Daß dagegen ein bestimmter Grünton die Farbe einer bestimmten Wiese bei bestimmter Beleuchtung zu einem bestimmten Zeitpunkt usw. ist, ist dem Grünton nicht wesentlich - hier steht er bloß in externen Relationen zu anderen Gegenständen.

Dem Tractatus nach drücken die Sätze unserer Sprachen die externen Relationen aus - z.B. daß das Grün das Grün einer bestimmten Wiese ist in dem Satz: 'die und die Wiese

ist grün' - aber die Möglichkeit dieses Ausdrückens besteht nur aufgrund der strukturellen Übereinstimmung des Wortes 'grün' und der Farbe grün. Sprache ist möglich, weil Wort und Farbe die logische Form gemein haben; für das Wort ist sie festgelegt in seiner (logischen) Grammatik - in den verschiedenen Möglichkeiten des Gebrauchs eines Wortes. Die logische Form kann man nach Wittgensteins Meinung im Tractat nicht ausdrücken in der Sprache, sie zeigt sich in ihrer Anwendung.

Sprache - die sprachliche Mitteilung von Bewußtseinsinhalten - funktioniert also aufgrund formaler Übereinstimmung des Sprachgebrauchs zwischen zwei Sprechern auf der einen Seite und zwischen logischer Grammatik der Sprache und formaler (logischer) Struktur der Welt auf der anderen Seite. Dieselbe Sprache sprechen heißt also, dieselbe Grammatik benutzen. Sprachliche Kommunikation zwischen zwei Sprechern  $P_1$  und  $P_2$  beruht also auf der formalen Übereinstimmung des Sprachgebrauchs, nicht auf inhaltlicher Übereinstimmung. Wie  $P_1$  und  $P_2$  das Wort 'grün' in dem Satz 'dies Papier ist grün' interpretieren, d.h. empiristisch gesprochen, auf welches Farberlebnis oder auf welches Farbvorurteil sie es jeweils beziehen, ist sprachlich nicht vermittelbar und für das Verständnis daher irrelevant. Ob  $P_2$  mit dem Wort 'grün' immer die Vorstellung oder das Erlebnis eines bestimmten Tones oder eines bestimmten Schmerzes usw. verbindet, ist weder für  $P_1$  noch für einen anderen Sprecher jemals überprüfbar. Auf welchen "Inhalt" jeder von uns die Ausdrücke der intersubjektiven Sprache bezieht, ist das Geheimnis der Privatsprache, in der jeder von uns mit den Ausdrücken der intersubjektiven Sprache seine eigenen Erlebnisse angeblich verbindet.

Bedeutung aber nicht in diesem privaten Sinn, sondern in dem, was intersubjektiv mittelbar zu verstehen ist, ist abgedeckt durch den Begriff 'Verifizierbarkeit'. Sie ist "notwendige und hinreichende Bedingung der Bedeutung" und

"is a possibility of logical order" (s. Schlick in: Feigl/Sellars (49), 155). Übereinstimmung, Verstehbarkeit in der intersubjektiven Sprache aber "is created by constructing the sentence in accordance with the rules by which its terms are defined" (a.a.O.). Diese grammatischen Regeln findet man nirgendwo in der Natur, "but are made by man and are, in principle, arbitrary" (a.a.O.), 154. Diese Regeln muß man lernen. Sie werden gelehrt "by actually applying them in definite situations, that is to say, the circumstances to which they fit must actually be shown." (69), 180. Entscheidend ist hier, daß Schlick die Basis aller sprachlichen Verständigung als praxisbestimmt verstehen muß. Er sagt: "It is of course possible to give a verbal description of any situation, but it is impossible to understand the description unless some kind of connection between the words and the rest of the world has been established beforehand. And this can be done only by certain acts, as for instance gestures, by which our words and expressions are correlated to certain experiences" (a.a.O., 180/1.).

Der Inhalt, die Erlebnisse, die jeder individuell mit den Ausdrücken der intersubjektiven Sprache verbindet, spielen für die Verständigung keine Rolle: "contents are essentially private and cannot be compared", sagt Schlick in (69), 209. Sie spielen für die sprachliche Bedeutung also keine Rolle, die Bedeutung ist rein **struktureller** Natur. Nicht der grüne Farbfleck oder das Erlebnis des grünen Farbflecks worden in der Sprache zum Ausdruck gebracht, sondern die **strukturellen** Eigenschaften dieses Farbflecks; denn nur die sind durch die sprachlichen Gegenstände, die Zeichen, und zwar dadurch, daß sie zueinander in derselben formalen Beziehung stehen wie der Farbfleck zu anderen Gegenständen (im weitesten Sinn) darstellbar.

Es sieht so aus, als wären mit Schlick's Bedeutungsbegriff selbst die Argumente gegen die Möglichkeit einer Privat-

sprache geliefert. Inhalte, Erlebnisse sind gerade deswegen privat, weil man sie prinzipiell nicht vergleichen kann und daher nicht über sie sprechen kann. Das Gegenargument, daß allein schon die Aussage 'Erlebnisse sind privat' ein Sprechen über Erlebnisse und daher ein Widerspruch zu ihrem angeblichen Privatcharakter ist, wird von Schlick dadurch abzuweisen versucht, daß er der Aussage selbst Sinn nur unter der darstellungstechnischen Voraussetzung zugesteht, als hätten metaphysische Aussagen Sinn. 'Erlebnisse sind privat' ist also eine metaphysische, eine sinnlose Aussage. Nur durch einen Sprachmißbrauch - könnten wir wittgensteinisch sagen - wird durch diese "Aussage", die in Wirklichkeit keine ist, Erlebnisse ein Sein zugesprochen, von denen wir keinerlei Erfahrung besitzen. Verstehen wir mit Wittgenstein unter privaten Erlebnissen solche, von denen nur der wissen kann, der sie hat, so entsteht allerdings mit einer Auslegung von Schlicks Argumentation als Argumentation gegen die Möglichkeit privater Empfindungen und daher einer Privatsprache die Frage, welchen Sinn dann Schlick's Formulierung "science is a logical structure common to all who are able to study it. Each individual must interpret it for himself" (a.a.O.) hat. Welchen Sinn kann hier das 'interpret it for himself' haben? Wenn wir alle, so Schlick, übereinstimmen "in everything that can be expressed and tested, but we cannot even ask the question whether they agree in regard to their interpretation also" (a.a.O.), dann ist die Bestimmung der Interpretation durch die privaten Erlebnisse jedenfalls sinnlos. Die Frage ist aber, ob nicht der logische Empirismus dennoch genau dies, die Erlebnisprivatheit, zur Sprach- und Erkenntnistheorie heranzieht. Carnap nämlich hält in (32/33-2) daran fest, "daß die Nachprüfung auf den Wahrnehmungen des Nachprüfenden beruht" und dies bildet für ihn "den berechtigten Kern des methodischen Solipsismus" (227). Denn worauf, ist zu fragen, stützt sich

denn die Behauptung 'Erlebnisse sind privat', wenn sie der Voraussetzung nach durch keinerlei Wahrnehmungen zu bestätigen ist. Es bleibt nur die Feststellung, daß 'Erlebnisse sind privat' ein metaphysischer, ein sinnloser Satz ist. Alle Aussagen, die auf ihm aufbauen müssen daher ebenfalls als sinnlos verworfen werden.

Sehen wir uns daraufhin noch einmal das Empirismusprinzip, auf dem der logisch-empiristische Bedeutungsbegriff basiert an. Alle nicht-analytische Erkenntnis sollte danach auf Erfahrung beruhen bzw. die Bedeutung aller synthetischen Sätzen in ihrer Zurückführung auf Erfahrung. In (49) hat Schlick nochmal zu klären versucht, welcher Erfahrungsbegriff dabei ins Auge gefaßt ist:

"The word 'experience' is ambiguous. Firstly, it may be a name for any so-called 'immediate-data' - which is a comparatively modern use of the word - and secondly we can use it in the sense in which we speak, e.g. of an 'experienced traveller', meaning a man who has not only seen a great deal but also knows how to profit from it for his actions. It is this second sense (by the way, the sense the word has in Hume's and Kant's philosophy) that verifiability must be declared to be independent of experience. The possibility of verification does not rest on any 'experimental truth', on a law of nature or any other true proposition, but is determined solely by our definitions, by the rules which have been fixed for our language, or which we can fix arbitrarily at any moment. All of this rules ultimately point to ostensive definitions, as we have explained, and through them verifiability is linked to experience in the first sense of the word. No rule of expression presupposes any law or regularity in the world (which is the condition of 'experience' as Hume and Kant use the word), but it does presuppose data and situations, to which names can be attached. The rules of language are rules of the application of language; so there must be something to which it can be applied. Expressibility and verifiability are one and the same thing. There is no antagonism between logic and experience. Not only can the logician be an empirist at the same time; he must be one of he wants to understand what he himself is doing ( (49), 157).

Schlicks Argumentation bleibt hier zwiespältig. Auf der einen Seite, erfahren wir, ist Erkenntnis - als zweistellige

Relation zwischen naturgesetzlich bestimmten Gegenständen (im weitesten Sinne), als Ausdrucksrelation, verstanden - selbst nicht naturgesetzlich bestimmt, sondern präskriptiver, normativer, praktischer Natur. Die Regularitäten, die "Gesetze", durch die Erkenntnis (=expressibility, d.h. also Sprache) bestimmt ist, werden durch Definitionen, durch Vorschriften, Regeln fixiert. Diese Regeln müssen lernbar, also kommunizierbar, intersubjektiver Natur sein. Sie sollen sich andererseits auf Erfahrung im Sinne unmittelbar gegebener Sinnesdaten beziehen, die prinzipiell subjektiver, privater, d.i. nicht ausdrückbarer, kommunizierbarer Natur sein sollen, Schlicks richtige Einsicht, daß Erkenntnis, Sprache nicht die Gegenstände und auch nicht diejenigen "Gegenstände", durch die uns Äußere angeblich gegeben sind, - die Erlebnisse - sind, sondern die Akte, in denen wir uns auf Gegenstände, auf die Welt, beziehen, wird gänzlich unglaublich wieder dadurch, daß weiterhin daran festgehalten wird, daß uns Gegenstände außerhalb unseres aktiven Bezugs zur Welt auch noch in der gänzlich unausdrückbaren, unerklärbaren, daher metaphysischen Form von Erlebnissen "gegeben" sein sollen. So hat Schlick in seiner Kritik an bergsonischer, husserlscher Erkenntnisauffassung zwar richtig gezeigt, daß Erkenntnis niemals in irgendeiner Form mystischer Identität von Bewußtsein und Gegenstand, in irgendeiner Form "intellektueller Anschauung", sondern nur im aktiven Bezug eines Subjekts zur Welt bestehen kann, zugleich aber doch an der Grundlage der falschen Erkenntnisvorstellung, daß uns Gegenstände in völlig unbeschreiblicher Art, also metaphysisch, gegeben sind, festgehalten. In bewundernswerter Klarheit hat Schlick selbst also bewiesen, daß die empiristische Erkenntnisauffassung, solange sie am Gegebenen und damit an einem Erfahrungsbegriff, der auf diesem Gegebenen basiert, festhält, unsinnig, metaphysischer Natur ist.

Aber dieser Beweis - und dies macht die logisch-empiristische Erkenntnisauffassung selbst zu einer metaphysischen - ist im logisch-empiristischen Erkenntnismodell, ist in der

Sprache des logischen Empirismus nicht ausdrückbar - sondern er zeigt sich in ihr bloß. Formulierbar wurde er erst im Erkenntnismodell, in der Sprache der PU  
suchungen, in denen die Unsinnigkeit eines privaten Bewußtseinsbegriffes nicht nur gezeigt, sondern die Bestimmung eines gänzlich "intersubjektiven", "öffentlichen", nicht privaten Erkenntnismodells auch im Ansatz geleistet wird.

Wittgenstein hat die Auffassung, daß es neben der Praxis der Sprachverwendung noch spezielle "innere" Bewußtseins-Akte, die die Verbindung zwischen Zeichen und Bedeutung herstellen sollen, über die konkreten (äußeren) Ursachen des sinnvollen Zeichengebrauchs hinaus gäbe, an verschiedenen Beispielen ad absurdum geführt. Am direktesten bezogen auf die empiristische Bedeutungstheorie ist sein Beispiel von der Bezeichnung privater Empfindungen. Zu bemerken ist dabei, daß sich seine Argumentation keineswegs nur gegen die Möglichkeit einer Privatsprache wie er sie in PU 243 einführt, richtet, sondern gegen jede Spracherklärung, die sich letztlich auf einen privaten Bewußtseinsbegriff stützt. Privat ist aber ein solcher Begriff immer auch dann, wenn er - wie Schlick in dem Beispiel auf p. 169/70 - von der prinzipiellen erkenntnistheoretischen Verschiedenheit von Eigenpsychischem und Fremdpsychischem ausgeht. Denn wie das Beispiel zeigt, gibt es dann auch bei der Überprüfung von Aussagen über "äußere" Gegenstände, die ich mache und die ein anderer macht, keinerlei Kriterien, daß wir dasselbe meinen. Die Schlußfolgerungen die Schlick aus der Annahme der Unvergleichbarkeit eigenpsychischer und fremdpsychischer Erlebnisse zieht, daß diese Erlebnisse nämlich für die Bedeutungsfrage gar keine Rolle spielen, sind allerdings richtig. Nur sind sie aus seiner Voraussetzung, daß eine Übereinstimmung der Meinungen allein aufgrund der Übereinstimmung der inneren Ordnung der fremdpsychischen und eigenpsychischen Erlebnisse möglich ist, nicht folger-

bar. Denn wenn mit dieser "inneren Ordnung" sozusagen die kategoriale Struktur dieser Erlebnisse oder ihrer sprachlichen Fassung gemeint sein soll, so bleibt immer noch unbegreiflich, woran wir die strukturelle Übereinstimmung - denn die besagt ja immer nur, daß wir dasselbe Erlebnis demselben Begriff oder demselben Zeichen zuordnen - überprüfen sollen.

Den Privatcharakter des Bewußtseins vorausgesetzt, könnten wir nach Schlicks' Argumentation also annehmen, daß zwei Sprecher zwei in ihrem inhaltlichen Bezug völlig verschiedene Sprachen  $S_1$  und  $S_2$  besäßen, die aber in allem anderen (Zeichenvorrat, Syntax) übereinstimmen. Daß Sprecher<sub>1</sub> und Sprecher<sub>2</sub> sich mit einem sprachlichen Ausdruck auf das gleiche Ergebnis beziehen, hat dann nach Schlick (32/33) nur den verifizierbaren Sinn, daß ihr gesamtes externes Verhalten gewisse Übereinstimmungen aufweisen. Mit dem externen Verhalten ist alles an einer Person physikalisch beobachtbare, also alle von einer zweiten Person sinnlich wahrnehmbaren Körpervorgänge gemein. Diese Auffassung stimmt mit Carnaps (32/33-1) "Teilthese" des Physikalismus, "daß jeder Satz der Psychologie in physikalischer Sprache formuliert werden kann" oder in inhaltlicher Rede-weise, "daß alle Sätze der Psychologie von physikalischen Vorgängen sprechen, nämlich von den physischen Verhalten von Menschen und anderen Tieren". Physikalistisch gesehen sind dann auch "die Aussagen der Mitmenschen...grundsätzlich nicht von anderer Art, als irgendwelche sonstigen physikalische Vorgänge" (Carnap, a.a.O., 123). Die intersubjektive Bewährung unserer Einsichten liegt physikalistisch gesehen also nicht mehr in einer Übereinstimmung von Meinungen im Sinne von internen (Bewußtseins-) "Akten", sondern in der beobachtbaren Übereinstimmung des externen Verhaltens betreffender Subjekte. Ein sprachlicher Ausdruck unterscheidet sich dabei als physikalischer Vorgang nur gradweise aber nicht prinzipiell von anderen physikalischen

Vorgängen in der Funktion als Anzeichen für weitere physikalische Vorgänge dienen zu können. Daß also zwei Sprecher  $P_1$  und  $P_2$  mit 'dies ist grün' dasselbe meinen, hieße jetzt also, daß  $P_1$  und  $P_2$  als zwei physikalische Systeme betrachtet in einer bestimmten Situation in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand bestimmte strukturelle Übereinstimmungen aufweisen. Die Frage bleibt aber nach wie vor, wie wir diese Übereinstimmungen feststellen. Und diese Frage setzt ja die Annahme voraus, daß wir nicht nur physikalische Systeme sind, sondern daß wir das auch wissen. Die Erklärung dieses Wissens, des Bewußtseins ist aber im Physikalismus trotz aller gegenteiligen Beteuerungen nicht-physikalistisch erklärt. Carnap nämlich versucht in (32/33-2) den Widerspruch zwischen der Intersubjektivität der physikalischen Einheitssprache, daß nämlich alles, was sich sinnvoll sagen läßt, sich restlos als physikalischer Vorgang beschreiben läßt und der privaten Subjektivität des Bewußtseins durch folgenden "physikalistischen" Formulierungsvorschlag zur Beschreibung von Bewußtseinsvorgängen zu beseitigen: " 'Nur S kennt unmittelbar seinen Hunger' bedeutet: 'Nur S ist imstande, aufgrund des Hungers des S unmittelbar, d.h. ohne physikalische Kausalkette mit Vorgängen außerhalb des Körper S, die Aussage 'S ist hungrig' auszusprechen' (a.a.O., 227). Was die darin angesprochene Unmittelbarkeit der Verbindung des physikalischen Vorgangs: Hunger ( $V_1$ ) mit dem physikalischen Vorgang: sprachliche Äußerung des Hungers ( $V_2$ ) anbelangt, so gibt Carnap folgende physikalische Erklärung: Er sagt nämlich, diese Unmittelbarkeit der Verbindung ist physikalisch gesehen nichts weiter als ein Spezialfall einer "direkten Kausalkette": "Ist A ein beliebiges physikalisches System und  $V_1$  ein beliebiger Vorgang von A, so kann nur ein Vorgang  $V_2$  von A, niemals aber ein Vorgang  $V_3$  außerhalb A mit  $V_1$  durch eine 'direkte' Kausalkette, d.h. durch eine solche, die A nicht verläßt, verbunden sein! (a.a.O.) Die Unterscheidung von bewußter Materie und unbewußter Materie wird hier also geleistet durch die Unterscheidung innersystematischer

und außersystematischer Kausalverbindungen. Aber abgesehen von der Fragwürdigkeit, was die Unterscheidung von 'innen' und 'außen' physikalisch besagt, könnten wir mit dieser Bewußtseinsdefinition je nach Lust und Laune Teilbereichen oder der Natur als ganzes Bewußtsein zuschreiben. Der Panphysikalismus erweist sich hier als bloße Kehrseite eines Panmentalismus.

Was geschieht hier? Der Physikalismus versucht, das Bewußtsein als physikalischen Vorgang, die Psychologie als Teilbereich der Physik zu erklären. Wissenschaftslogisch kann man das als Frage verstehen, durch welche Definitionsketten sich sämtliche psychologischen Begriffe auf physikalische zurückführen lassen; oder aber als Forderung, nur solche psychologischen Begriffe zuzulassen, die sich auf physikalische reduzieren lassen. Als Forderung - daß nämlich nur solche Begriffe als wissenschaftliche, d.i. als "kognitiv-signifikant" gelten sollen, die sich auf physikalische reduzieren lassen - ist der Physikalismus aber ein trivialiter durchführbares Programm. Nur erreichen wir - ebenfalls trivialerweise - damit zur Erklärung des Erkenntnisbegriffs nichts als seine physikalische Darstellung. D.h. wir können physikalistisch genau so viel über den Erkenntnisbegriff sagen, als sich in der Sprache der Physik über ihn aussagen läßt. So ist aber z.B. von der Physikalismusforderung in keiner Weise die Frage betroffen, worauf denn nun wirklich die Geltung unserer Einsichten beruht; d.h. was wir machen müssen, um solche Einsichten zu erlangen und sie bestätigt zu bekommen. Der Physikalismus ist zunächst die Forderung, alle kognitiven Aussagen in eine physikalische Sprache zu übersetzen. Eine ganz andre Frage aber ist, wie wir uns die Bewährung von Sätzen der physikalischen oder sonst einer beliebigen Sprache vorstellen. Darum hat denn auch die Forderung nach einer intersubjektiven physikalischen Einheitssprache Carnap nicht gehindert erkenntnistheoretisch an einem privaten

(solipsistischen) Bewußtseinsbegriff festzuhalten. Nach wie vor soll gelten, daß alle Hypothesen letztlich nur durch meine Wahrnehmungen physikalischer Vorgänge bestätigt werden können. "Diese Tatsache", sagt Carnap (a.a.O.), "daß die Nachprüfung auf den Wahrnehmungen des Nachprüfenden beruht, bildet den berechtigten Kern des 'methodischen Solipsismus'", wie wir schon zitiert haben.

Die Forderung nach der intersubjektiven Geltung, d.h. Überprüfbarkeit, wissenschaftlicher Aussagen, wurde physikalistisch so als eingelöst gedacht: spricht  $P_1$  den Satz  $S_1$  'X ist rot' aus, so bewirkt er bestimmte Luftschwingungen, die  $P_2$  wahrnehmen kann. Um sie aber überhaupt wahrzunehmen, muß er sie identifizieren, muß er sie als die und die Luftschwingungen wiedererkennen, ferner muß er sie als Ausdrücke einer bestimmten Sprache und als dies und dies bedeutend wiedererkennen. Dies alles sind "innere", private Vorgänge, die auf der subjektiven (privaten) Einheit des Bewußtseins beruhen sollen. Wenn  $P_2$  auf diese Weise 'X ist rot' als sinnvollen Satz einer bestimmten Sprache identifiziert hat, kann er darangehen, seine Wahrheit zu überprüfen, indem er aus ihm einen Protokollsatz abzuleiten versucht, der bedeutungsgleich mit einer Konstatierung ist. Spricht nun  $P_2$  aufgrund dieser Vorgänge ebenso die Behauptung  $S_2$  'X ist rot' aus, so kann  $P_1$  wiederum die Wahrnehmung von  $S_2$  und des übrigen Verhaltens von  $P_1$  als intersubjektive Bestätigung von  $S_1$  nehmen. Nur, was macht hier den intersubjektiven Charakter? Die Wahrnehmung selbst ist ja subjektiv (privat). Denn die Intersubjektivität sollte auf der einen Seite durch die sprachliche Übermittlung der Urteile von anderen gewährleistet sein (s. Carnap 32/33-1), 122), auf der andern Seite Sprache selbst nur als physikalischer Vorgang wie jeder nicht-sprachliche erfahrbar sei, bei dem also die ganze Deutungsarbeit ein rein subjektiver (privater) Prozeß bleiben muß. Wie in der phänomenalistischen Frühphase beruht also

auch im Physikalismus das empiristische Bedeutungskonzept auf privaten Leistungen des Bewußtseinssubjekts, konkret: daß es sich einer einmal privat hergestellten Verbindung zweier Bewußtseinsinhalte später immer richtig erinnert.

Auf diese Konzeption läßt sich Wittgensteins Beispiel der privaten Benennung einer Empfindung von PU 258 beziehen. Unter wirklich privaten Bedingungen, d.h. vorausgesetzt, daß mir nicht schon eine Sprache zur Bezeichnung meiner Empfindung zur Verfügung steht 1), läßt sich der ursprüngliche Akt der Benennung als eine Art "innerer" hinweisender Definitionen vorstellen: "Aber ich kann sie (die Verbindung von Zeichen und Empfindung, jz) doch mir selbst als eine Art hinweisende Definition geben! - Wie? kann ich auf die Empfindung zeigen? - Nicht im gewöhnlichen Sinne. Aber ich spreche oder schreibe das Zeichen und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung - zeige also gleichsam im Innern auf sie." (PU 208)

Dieses "Konzentrieren der Aufmerksamkeit" als Realisierung jener "inneren Definition" muß man wohl als die Urform eines intentionalen Aktes versteht, mit denen das Bewußtsein seine Erlebnisse apperzipiert, verbindet, unterscheidet, usw. Dieser "Definitions"-Akt wäre sozusagen der Urvollzug der Regel, die ich in Zukunft nachzuvollziehen habe, um das Zeichen richtig auf das, was es bezeichnen soll, zu beziehen. Sollen wir uns Sprache so geregelt vorstellen, so läge die Funktion dieses Urvollzugs einer Regel nicht nur in dem einmal hergestellten Bezug, sondern darin, daß dieser Bezug für mich damit zugleich ein für allemal

-----

- 1) Eine "mögliche" Erklärung, wie man in einer Sprache die Namen von Empfindungen lernt gibt Wittgenstein in PU 244: "Es werden Worte mit dem ursprünglichen, natürlichen Ausdruck der Empfindung verbunden und an dessen Stelle gesetzt. Ein Kind hat sich verletzt, es schreit; und nun sprechen ihm die Erwachsenen zu und bringen im Ausrufe und später Sätze bei. Sie lehren das Kind ein neues Schmerzbenehmen."

hergestellt ist. Man stellt sich dann die Regel als eine Art "Prägung" oder Programmierung oder, wie Wittgenstein in PU 218 andeutet, als eine Art "Geleise", denen das Bewußtsein bei allen späteren Anwendungen der Regel entlangfahren muß, vor; und dies ist die Vorstellung einer Regel als "überstarrer Verbindung" und ihres Urvollzugs als eines Vorgangs, der "bewirkt, daß ich mich in Zukunft richtig an die Verbindung erinnere" (PU 258). Von 'richtiger Erinnerung' von 'richtigem Befolgen der Regel' kann aber nur gesprochen werden, wenn 'falsche Erinnerung', 'falsches Befolgen der Regel' möglich ist. Die Richtigkeit muß also überprüfbar, kontrollierbar sein: es muß ein Kriterium für die Richtigkeit geben. Aber im vorliegenden Fall habe ich kein anderes Kriterium als die richtige Erinnerung - die ja das Vollziehen der Regel sein sollte - selbst. "Man möchte hier sagen": sagt Wittgenstein (a.a.O.), "richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von 'richtig' nicht geredet werden kann."

Jede Sprache, können wir nun sagen, für deren Regelanwendung es letztlich nur eine "subjektive Rechtfertigung" (PU 265) gibt, ist eine Privatsprache im wittgensteinischen Sinne. Das erkenntnistheoretische Festhalten am methodischen Solipsismus aber - sei es in phänomenalistischer oder physikalistischer Version - besagt schließlich, daß der "Weg" der Erkenntnis, der Erkenntnisprozeß, für jeden ein allein zu gehender, privater ist. Über seine Richtigkeit gibt es dann keine Kontrolle mehr, denn das ist: "Als kaufte einer mehrere Exemplare der heutigen Morgenzeitung, um sich zu vergewissern, daß sie die Wahrheit schreibt" (a.a.O.). Wenn man Wittgensteins Behandlung des Privatsprachenproblems also als Kritik auch noch des logischen Empirismus als metaphysischer Erkenntnisposition verstehen will, dann bestünde hier der Kern der Kritik in dem Nachweis, daß auch die Annahme, Erkenntnis, sprachliche Bedeutung, liege nicht in Bewußtseinsinhalten, sondern in der strukturellen Identität extern verschiedener Gegenstände (im weitesten Sinne), die nicht

erkannt, also intersubjektiv kommuniziert werden kann, sondern subjektiv, d.h. privat hergestellt werden muß, nicht erklärt, wie wir von dieser subjektiven Erkenntnisbasis zu einer intersubjektiv verständlichen Sprache, zu intersubjektiv gültigen Erkenntnissen kommen. Denn die Regeln der Sprache - sollen sie intersubjektive Verbindlichkeit haben - müßten selbst immer insoweit schon Erkenntnischarakter besitzen, als sie ja auch in Form von Präskriptionen keinen Zweifel daran lassen dürfen, auf welche Gegenstände (im weitesten Sinne) die Vorschriften bezogen werden sollen. Das gilt, wie Wittgenstein gezeigt hat, ebenso für verbale Regeln wie für Gesten oder bloße Anzeichen (im usserlichen Sinne; Wegweiser u.dgl.). Wenn dieser Bezug - obwohl er in der intersubjektiven Sprache gar nicht enthalten sein soll - empiristisch gedacht letztlich immer nur privat hergestellt werden kann, dann basiert letztlich jedes Sprachverständnis auf einer Privatsprache. Das könnte aber nur unter der Bedingung behauptet werden, daß die private als einzig mögliche Erkenntnisform vorausgesetzt wird. Die öffentliche Sprache wäre dann immer nur ein äußeres Anzeichen (von vielen) für die eigentlichen inneren Erkenntnisvorgänge, bzw. Sprachvorgänge; die wirkliche Sprache wäre nur unwesentliche physikalische Begleiterscheinung der eigentlichen, der Privatsprache.

Der umgekehrte Weg, Sprache als intersubjektiv vorauszusetzen - den Schlick zu gehen beabsichtigt - kann sich dagegen nicht widerspruchsfrei auf eine subjektive i.S.v. private Basis beziehen. Schlick hat ja selbst argumentiert: wenn die Sprache intersubjektiv ist, dann kann man sich in ihr nicht auf private Inhalte beziehen. Wenn aber die empiristische Erfahrungsbasis eine Privatsprache voraussetzt, setzt sich der Logische Empirismus in Widerspruch zur Forderung nach der intersubjektiven Geltung der Erkenntnis. Wenn Logik für Intersubjektivität und Empirismus für die private Subjektivität von Erkenntnis im Titel "Logischer

"Empirismus" stehen sollen, so - um Schlicks Worte aufzugreifen - darf man weder noch kann man zugleich Logiker und Empirist sein, wenn man mit seinen Ansprüchen nicht in Widerspruch zu seinen Voraussetzungen kommen soll.

#### 4.33 Grammatik und Erkenntnistheorie

Der einmal beschrittene Weg, Erkenntnisfragen als Fragen nach der Geltung sprachlicher Aussagen zu behandeln, hat zu einer "Veräußerung", Konkretisierung, wie wir behaupten, das Gegenstands der Philosophie geführt. Erkenntnis auf Bewußtsein als "inneren" Prozeß oder "innere" Aktivität eines Subjekts als dementsprechend "inneres" Prozedieren des Akteurs zurückzuführen, wird vom Logischen Empirismus unter dem Anspruch, alle Erkenntnis, d.i. alle sprachlichen Aussagen, auf intersubjektiv zugängliche Erfahrungsbestände zurückzuführen, als Metaphysik entlarvt. Da der anfängliche Phänomenalismus immer noch zur Annahme von Bewußtsein als metaphysischer Entität zwingt, hat der logische Positivismus, also der Positivismus, der Sinnesdaten nur in Form von intersubjektiv verständlichen sprachlichen Erfahrungsprotokollen als Basis wissenschaftlicher Erkenntnis zulassen will, zum Physikalismus geführt. Der Erfolg, Bewußtsein nun ohne die Hypostasierung metaphysischer Entitäten beschreiben zu können, blieb aber ein rein theoretischer. Es ist der Erfolg, eine metaphysische Sprache durch Festlegung geeigneter Zuordnungsregeln in eine physikalische Sprache übersetzen zu können. 1)

Ungeklärt bleibt dabei, nach welchen Kriterien wir die Übersetzungsregeln festlegen. Für die Entscheidungen in solchen Systemvergleichen, zeigt sich nämlich, gibt es keine

---

1) Damit gilt, nebenbei gesagt, natürlich auch das Umgekehrte: daß wir jede physikalische Sprache in eine metaphysische übersetzen können. Alle physikalischen Vorgänge ließen sich also ebenso gut als geistige darstellen.

theoretischen Gründe, sondern eher Überlegungen der Zweckmäßigkeit, der Darstellungsökonomie, der Ästhetik usw. Und wo solche Überlegungen gar nicht angestellt wurden, war es einfach der implizite Glaube - wie das Feigl-Zitat zeigt - an die größere Dignität empirischer als metaphysischer "Erkenntnis", die den Empirismus zur vorherrschenden Richtung machten. Tatsächlich bringt der Empirismus, auch der Logische, keine - wittgensteinisch gesprochen - "Erlösung" von den philosophischen Problemen; denn die theoretischen Probleme werden - wie Wittgenstein zeigt - nicht durch die Erfahrung, sondern durch die Praxis gelöst. Philosophische Probleme entstehen nach Wittgenstein dadurch, daß sich der Sprachgebrauch der Theoretiker von dem der Praxis ablöst. Wittgenstein behandelt solche Probleme als praktische durch die Frage, ob die Worte, so wie sie die Philosophen verwenden, tatsächlich, d.h. in der Umgangssprache auch gebraucht werden.

Der Übergang von einer Philosophie des Bewußtseins zu einer Philosophie der Sprache, von Erkenntnistheorie zu Grammatik, rekonstruiert den Weg, durch den alle unsere Probleme wirklich gelöst werden: durch die Praxis. Die darin erreichte Konkretisierung philosophischer Problemstellung 'Wie ist Erkenntnis möglich?' in der Frage 'Wie ist Sprache (als wirkliches Bewußtsein) möglich?' zeigt, daß der Begriff des Bewußtseins, der Subjektivität radikal neu gefaßt werden muß. Die Aporien der bisherigen Erkenntnistheorie basieren auf einem metaphysischen Konzept von Bewußtseinseinheit, vom Subjekt als Individuum. Die "unteilbarkeit" des Subjekts macht es unkommunizierbar, vereitelt letztlich die Erklärung von Erkenntnis als intersubjektiv verständlicher und verbindlicher Sprache. Der Teufelskreis des Solipsismus ist nur zu durchbrechen, wenn wir uns an

die wirkliche Basis von Erkenntnis halten. Diese Basis  
aber sind keine privaten Erlebnisse, sondern die Sprache  
als Teil der gesellschaftlichen Lebensform.

## 5. Grammatik als Ideologie

Der Entwicklungsprozeß des Erkenntnisproblems ist bisher bis zu dem Punkt verfolgt worden, wo es, als Frage nach der Möglichkeit von Sprache gestellt, die weitere Behandlung von Bewußtsein als individueller Subjektivität nicht mehr zuläßt. Als die neue Disziplin die Erkenntnisfragen als Sprachprobleme behandelt, haben wir die "Grammatik" vorgefunden. Auch hier war eine Entwicklung festzustellen, in der Erkenntnistheorie zunächst durch eine (logische) Grammatik als Sprachtheorie ersetzbar schien, schließlich aber als (philosophische) Grammatik den Theorieanspruch zugunsten einer völlig neuen Methodologie der Behandlung von Sprachproblemen aufgeben mußte. Darin zeigte sich, daß theoretische Fragestellungen nicht abgehoben von denen des Sprachgebrauchs u.d.i. der Lebenspraxis der Sprachbenutzer gesehen werden können.

Als Parallele zur Erkenntnistheorie wurde die logische Grammatik als Frage nach den kategorialen Bestimmungen der Sprache verstanden. In den grammatischen Kategorien als den fundamentalen Formbestimmungen der Sprachverwendung wäre also das Pendant zu den Verstandeskategorien als obersten Formbestimmungen des Denkens zu sehen. Die Parallele läßt sich noch weiter ziehen: ebenso wie die Verstandeskategorien bringen die grammatischen Kategorien Bewußtseinsinhalte in einen Formzusammenhang. Wenn wir eine gewisse Parallel-Verschiebung zulassen, können wir eine Analogie auch in der Grenzziehung zwischen Erkennbarem und Nicht-Erkennbarem feststellen. Nach Kant erkennen wir nur Erscheinungen, Dinge an sich sind das Unerkennbare. Nach Schlick ist die Grenze ein gutes Stück in die Subjektivität selbst zurückverlagert: wir erkennen nun auch keine Erscheinungen mehr, sondern nur noch die formalen Beziehungen zwischen ihnen, die in der Sprache abbildbar sind. Die Erscheinungen selbst sind das Unerkennbare. In beiden Systemen wird aber praktisch - im Sprachgebrauch - die

Grenze zur Metaphysik überschritten: über das Unerkennbare - nach Schlick zugleich das Unsagbare - werden Aussagen gemacht. In beiden Fällen liegen nach Schlick Erkenntnisse des Unerkennbaren vor - den eigenen Kriterien nach also genau die Bedingungen, die ein System als metaphysisches auszeichnen. Die Kriterien sind offenbar die falschen.

Kant und Schlick stellen in der erkenntnistheoretischen bzw. sprach-theoretischen Entwicklung parallele Wendepunkte dar. Bei beiden wird das Inhaltsproblem noch angesprochen - wenn auch den eigenen Erkennbarkeits- bzw. Sagarkeitskriterien nach illegitim.

Mit Recht hat Neurath auf metaphysische Relikte in der Schlickschen Wissenschaftslogik aufmerksam gemacht. Zugunsten der Widerspruchsfreiheit des erkenntnistheoretischen bzw. sprachtheoretischen Programms mußte konsequenterweise die Vorstellung von Erkenntnis als Übereinstimmung von Bewußtsein und Wirklichkeit bzw. von Sprache als Übereinstimmung von Zeichenstruktur und Weltstruktur aufgegeben werden. Die Korrespondenzauffassung mußte der Kohärenzauffassung weichen. Entscheidend für die Geltung theoretischer Aussagen ist nicht mehr ihre Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern ihre Verträglichkeit mit allen Sätzen des Systems.

Ein Ausdruck dieser Schwerpunktverlagerung nach der kategorialen Seite hin ist der sprachtheoretische Konventionalismus, der den logischen Unterbau für eine Kohärenzauffassung errichtet.

## 5.1 Grammatik und Weltbild

Als einer der konsequentesten Vertreter des sprachtheoretischen Konventionalismus hat K. Ajdukiewicz die Ansicht ver-

treten, daß das "Weltbild" eines Sprechers nicht allein entscheidend von seinen Erfahrungsdaten, sondern von der "Begriffsapparatur" abhängt, durch die er sie abbildet. Das "Weltbild" eines Sprechers P einer Sprache S ist dabei die Klasse aller Sätze von S, die P akzeptiert (vgl. Ajdukiewicz (34), 259). Eine Sprache ist bestimmt durch ihren Wortschatz, die Syntaxregeln und durch die "Art, auf welche in dieser Sprache den Worten und Ausdrücken deren Sinn zugeordnet wird" (a.a.O., 260), die Sinnregeln. Die "Begriffsapparatur" ist dann "die Klasse aller Sinne, die irgendeinem Ausdruck zukommen, der in einer bestimmten geschlossenen und zusammenhängenden Sprache enthalten ist" (a.a.O., 262). Die Formulierung ist mißverständlich. Sie soll offenbar besagen, die Begriffsapparatur einer Sprache S sei die Klasse aller in S ausdrückbaren Sinne. Die Bestimmung, daß eine Sprache S geschlossen und zusammenhängend ist, besagt, daß die Ausdrucksfähigkeit von S durch den Zeichenvorrat von S aufgrund der Sinnregeln von S vollständig ausgeschöpft ist. D.h., daß sich in einer Sprache S durch Erweiterung ihres Zeichenvorrates aber unter Beibehaltung ihrer Sinnregeln ihre Ausdrucksfähigkeit (ihr "Bedeutungsvorrat") nicht erweitern läßt.

Unter einem "Begriff" als dem Sinn eines sprachlichen Ausdrucks versteht Ajdukiewicz nicht den singulären Gedanken im psychologischen Sinn - also nicht das, was sich "im Bewußtsein eines Menschen bei der Wahrnehmung oder Vorstellung eines sprachlichen Ausdrucks abspielt, sondern "a way of understanding an expression in some respects" (74, 20).

Er sagt: "The thoughts in which the understanding, by different persons at certain moments, of an expression consists always are different thoughts. But the way in which that expression is understood by all persons may be the same." (a.a.O.)

Im Unterschied zur psychologischen Verwendung des Terms

'Begriff' spricht er vom Begriff als Ausdruckssinn als von "logischem Begriff". Und diese letztere Verwendungsweise deckt sich mit der von Freges "Sinn<sub>p</sub>". Die Grundthese des sprachanalytischen Konventionalismus besagt nun nicht nur die Abhängigkeit des Weltbildes eines Sprechers von der Sprache, die er benützt, sondern auch die beliebige Wählbarkeit von Weltbildern. Diese Beliebigkeit bezieht sich nicht nur auf empirische Erkenntnis, sondern auch auf die Logik. "Mit dem Wechsel der Begriffsapparatur, wird auch die Logik eine andere," heißt es in (34), 287. Schließen wir also in den Begriff der Grammatik einer Sprache neben den syntaktischen die Sinnregeln mit ein, so besagt die Grundthese des sprachanalytischen Konventionalismus, daß wir mit der Grammatik der Sprache, deren wir uns bedienen, ein bestimmtes Weltbild auswählen - daß wir uns mit einer Grammatik auf ein bestimmtes Weltbild verpflichten. Ajdukiewicz faßt diese Gedanken in (34), 282 folgendermaßen zusammen:

"Um zum Schluß die Moral dieses Abschnittes zum Ausdruck zu bringen, erbitten wir vom Leser die Erlaubnis, freier sprechen zu dürfen, so daß wir nicht für jedes Wort verantwortlich gemacht werden. Wir werden dann folgendes sagen: Will der Erkenntnistheoretiker artikuliert urteilen, d.h. seine Urteile in irgendeiner Sprache ausdrücken können, so muß er sich einer gegebenen Begriffsapparatur bedienen und sich den Sinnregeln einer dieser Begriffsapparatur zugeordneten Sprache unterordnen. Er kann nicht sprechen, ohne irgendeine Sprache zu sprechen, er kann nicht artikuliert urteilen, ohne auf dem Boden einer Begriffsapparatur zu stehen. Ordnet er sich tatsächlich den Sinnregeln einer Sprache unter und gelingt ihm diese Unterordnung, dann wird er auch alle Sätze, zu welchen die Sinnregeln dieser Sprache im Verein mit den Erfahrungsdaten hinleiten, anerkennen und in weiterer Konsequenz für 'wahr' erklären müssen. Er kann die Begriffsapparatur und die Sprache wechseln. Tut er dies, so wird er andere Urteile annehmen und andere Sätze anerkennen und für 'wahr' erklären, obgleich dieses zweite 'wahr' nicht dasselbe bedeutet wie das erste. Er muß in irgendeiner Haut stecken, obgleich er seine Haut wie ein Chamäleon wechseln kann."

Was wir am Konventionalismus als der exponiertesten Form des Logischen Empirismus zeigen wollen, ist, daß er auf

der einen Seite den Begriff der Subjektivität konkret als Sprache faßt, auf der anderen Seite aber Sprache selbst wieder mit einem freischwebenden Begriff der Subjektivität verbindet und damit in Metaphysik zurückverfällt. Wenn wir zur Darstellung dieses Gedankens auf unsere Unterscheidung von Begriffen<sub>0</sub> und Begriffen<sub>S</sub> zurückgreifen, so besagt nämlich im Sinne des Ergebnisses unserer Argumentation im ersten Kapitel die konventionalistischen Relativierung von Weltbildern auf Begriffs<sub>0</sub>-apparaturen, daß der Konventionalismus die Reduktion von Erkenntnis auf Sprache an dem Punkt abbricht, wo er die Möglichkeit von Sprache bzw. von Begriffen<sub>0</sub>, durch die ja die intersubjektive Verständlichkeit sprachlicher Bedeutungen erklärt sein soll, auf die konkreten, praktischen Ursachen der Gesellschaftlichkeit der Subjektivität zurückführen müßte. Stattdessen erklärt der Konventionalismus Sprache (also in unserer Sprechweise: die Gesellschaftlichkeit des Subjekts) als Ergebnis einer spontanen Entscheidung freier Subjekte. Diese Spontaneität, diese Freiheit entpuppt sich - wie wir im letzten Kapitel zu zeigen versucht haben - als Freiheit der Subjektivität von allen Bestimmungen, als metaphysisches Privatbewußtsein. Dieses ist - wie insbesondere der Physikalismus zeigt - die bloß unbestimmte Negativität, die unbestimmte Andersheit der Welt als Totalität aller Bestimmungen gegenüber. Die Möglichkeit von Begriffen<sub>0</sub> - wir erinnern uns: Begriffe<sub>0</sub> sollte die Art und Weise, die intersubjektive Form sein, in der das Subjekt das Denken von Gegenständen (im weitesten Sinn) realisiert - kann durch das Privatsubjekt nicht erklärt werden, sie wird hypostasiert. Diese Hypostasierung erzeugt jene Multiplikation von Entitäten, die schon in der scholastischen Universalien Diskussion von den Nominalisten als die Wurzel aller Metaphysik durchschaut war. In der modernen Diskussion taucht das Universalienproblem in der Frage um die Zulässigkeit des Sinn<sub>F</sub> - (meaning-) Begriffes, die Legitimität einer intensionalen Logik auf. Quine hat diese Frage als Problem des Verhältnisses einer

theory of meaning zur theory of reference, inhaltlich gesprochen: als Problem des Verhältnisses von ideology und ontology diskutiert.

## 5.2 Quine's Reduktion von "Ideologie" auf "Ontologie" als Ausdruck des Festhaltens einer Seins-Logik (Onto-Logik) gegenüber einer Handlungs-Logik (Dialektik).

Die quinesche Verwendung der Terme 'Ideologie' und 'Ontologie' bezieht sich auf die fregesche Unterscheidung von Sinn<sub>F</sub> und Bedeutung<sub>F</sub> (meaning und reference), d.h. die Unterscheidung dessen, was eine Sprache ausdrückt, und worauf sie sich bezieht. Eine "Ideologie" der Sprache wäre also im quineschen Sinne eine Theorie der Ausdrucksfähigkeit der Sprache. Er sagt in (63), 131: "Given a theory, one philosophically interesting aspect into which we can inquire is its ontology. But we can also inquire into its ideology (to give a good sense to a bad word); what ideas can be expressed in it? The ontology of a theory stands in no simple correspondence to its ideology." Tatsächlich haben wir auf das Letztere bezogen ja gefunden, daß in der logische Semantik nicht nur keine einfache Übereinstimmung ihrer Antworten auf die Frage, wie wir uns auf Gegenstände beziehen und auf die Frage, wie wir uns auf die subjektive Realisierung dieser Beziehung beziehen, besteht, sondern daß die entsprechenden Zusammenhänge in der formalen Sprachtheorie gänzlich unerklärbar sind. Die Unverträglichkeit der semantischen theory of meaning und theory of reference kommt bei Quine in dem Zweifel zum Ausdruck, ob die Semantik beide Konzepte zugleich enthalten dürfe. Er sagt: "When the cleavage between meaning and reference is properly heeded, the problems of what is loosely called semantics become separated into two provinces so fundamentally distinct as not to deserve a joint appellation at all." (a.a.O., 130). Es muß allerdings sogleich hinzugefügt werden, daß Quine mit seinem Zweifel an der Verträglichkeit von 'meaning' und 'reference' das Problem

nicht wirklich begriffen hat und begreifen konnte, da in der formalen Sprachtheorie die Bedeutungsfrage ja nie konkret als Zusammenhang der Möglichkeit von Subjektivität und Sprache verstanden wurde.

Denn zwar wirft Quine mit seiner Verwendung des Terms 'ideology' die Frage auf, ob wir uns in dem, was die Sprache ausdrückt, auf Vorstellungen, (ideas, auch: Begriffe) beziehen - also doch offenbar auf die subjektive Art und Weise, wie wir auf Gegenstände referieren. "Ideology", sagt er (a.a.O.), 132, "thus seems to involve us in the idea of an idea". Aber für ihn heißt das, daß wir damit die Problematik nur verdoppeln: neben einer Onto-Logik, die sich damit beschäftigt, wie sich Gegenstandsstrukturen in der Sprache abbilden lassen, würden wir uns mit einer Ideo-Logik die Frage einhandeln, wie sich Vorstellungs- oder Begriffszusammenhänge in der Sprache abbilden lassen. Fassen wir aber den Vorstellungsbegriff psychologisch, Vorstellungen also als reale Ereignisse, dann können wir auf eine Ideologie verzichten, da wir uns dann auf Vorstellungen beziehen können wie auf andere Gegenstände auch. Fassen wir ihn dagegen logisch, Vorstellungen bzw. Begriffe als die verschiedenen Subjekten gemeinsame Art und Weise der Auffassung eines Gegenstandes und setzen damit einen klaren Unterschied zwischen Begriff und Gegenstand, dann entsteht für uns die Gefahr, daß wir uns auf Begriffe (Ideen) als auf einen eigenständigen, "idealen" Seinsbereich beziehen; daß wir mit Begriffen ideale, metaphysische Gegenstände zulassen müssen. Und zwar entsteht diese Gefahr dadurch, daß die Sprache ihre Ausdrucks-(meaning-)funktion und ihre Bezeichnungs-(reference-)funktion auf derselben syntaktischen Basis ausübt. Die sprachliche Form, in der man sich auf einen Gegenstand bezieht und diejenige, in der eine Vorstellung oder ein Gedanke zum Ausdruck kommen soll, sind identisch. Derselbe syntaktische Satz drückt einen Sinn<sub>p</sub> aus und bedeutet<sub>p</sub> einen Gegenstand. Das hat zur Folge, daß sprachlicher Ausdruck auch dort noch möglich

ist, wo der Gegenstand, von dem darin die Rede sein sollte, gar nicht existiert. Und auch umgekehrt erfüllt die Sprache Referenzfunktion mit Hilfe von sinnlosen Zeichen - wie das bei den meisten Eigennamen der Fall ist. Im ersten Fall entsteht die Frage, wie sich über etwas, das gar nicht existiert, sinnvolles aussagen läßt. Denn da es keine verschiedene syntaktische Basis für die meaning- und die reference-Funktion gibt, erhebt ja auch jeder sinnvolle Satz über einen nichtexistenten Gegenstand den Anspruch wahr zu sein, d.h. sich auf einen Gegenstand zu beziehen. Im zweiten Fall dagegen erhebt sich die Frage, wie der Sinn<sub>F</sub> komplexer Ausdrücke überhaupt zustande kommt. Denn wenn die Sprache sinn<sub>F</sub>lose aber bedeut<sub>F</sub>same Ausdrücke zuläßt, dann kann der Sinn<sub>F</sub> komplexer Ausdrücke sichtlich nicht einfach eine Funktion des Sinns<sub>F</sub> seiner elementaren Ausdrücke sein. Aufgrund der syntaktischen Undifferenziert-heit von meaning- und reference-Funktion ergibt sich also nicht nur keine "simple Übereinstimmung" von Ontologie und Ideologie einer Sprache, sondern in umgangssprachlich aufweisbaren Fällen ihre offensichtliche Unverträglichkeit; d.h. die prinzipielle Möglichkeit, Scheinsätze zu bilden, die jeglicher Metaphysik Tür und Tor öffnet.

Verstehen wir also im quineschen Sinne unter der Ontologie einer Sprache all das, worüber man in ihr Aussagen machen kann; und unter Ideologie all das, was sich in der Sprache über einen in ihr bezeichnenbaren Gegenstand ausdrücken läßt, dann lägen grammatisch gesprochen die Wurzeln metaphysischer Denkweise bzw. eines metaphysischen "Weltbildes" in einer Sprache, deren Ideologie (Begriffsapparat) und Ontologie (Gegenstandsbereich) nicht eindeutig aufeinander abgestimmt sind; d.i.: in der sich syntaktisch wohlgeformte Ausdrücke bilden lassen, die Sinn<sub>F</sub> aber keine Bedeutung<sub>F</sub> haben. Diese Möglichkeit besteht aber in jeder Sprache, in der man nicht nur über Gegenstände (im engeren Sinn), sondern auch über Begriffe Aussagen machen kann. Hier liegt

an sich das entscheidende Problem vor, an dem sich jede Erkenntnistheorie, Wissenschaftslogik usw. zu bewähren hat: der gordische Knoten, in dem sich Gegenstandsbezug ("Objektivität", "Weltbild") und Erkenntnisform ("Subjektivität") verschlingen. Mit den Mitteln logisch-empirischer Begrifflichkeit ist der Knoten nicht zu lösen - Quine, als einer ihrer radikalsten Vertreter, hat ihn zerhauen. Das, was bei ihm eine "ideology" lösen sollte - und das ist, wie wir jetzt sagen können, das Erkenntnisproblem, das Problem der Subjektivität - wird bei ihm auf "ontologische" Fragestellungen reduziert. Und hier - wenn wir also das Problem der Begrifflichkeit, der Subjektivität ontologisieren - zeigt sich, daß eine eigenständige Ontologie, ein selbständiger Seinsbereich für Begriffe zu sinnlosen (metaphysischen) Problemstellungen führt. Diese richtige Feststellung, daß die Begrifflichkeit, Subjektivität kein ontologisches Problem darstellt, führt aber bei der logisch-empirischen Gedankenrichtung zu der falschen Konsequenz, daß Probleme der Begrifflichkeit (Subjektivität), daß "Ideologie" ontologisch eliminiert werden müssen. So sagt Quine (a.a.O.), daß die Vorstellung von einer "Ideologie" als eigenständiger Theorie der Begrifflichkeit (theory of meaning) "may well be dropped, and with it the term 'ideology'." Und zwar deswegen, weil "such substantial work as would fall under ideology consists precisely of the theory of definability; and this theory, far from depending on the idea idea, stands clear of the theory of meaning altogether and falls squarely under the theory of reference." (a.a.O.) Die Referenztheorie aber bestimmt die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke rein extensional. Die Bedeutung eines Ausdrucks wird definiert, indem er auf einen extensionsgleichen reduziert wird. Zwei Ausdrücke sind extensionsgleich genau dann, wenn sie sich auf denselben Gegenstand (im weitesten Sinne) beziehen. Die technische Lösung des Subjektivitätsproblems und damit der Metaphysikfrage besteht also einfach darin, daß wir für wissenschaftliche Zwecke nur rein

extensional aufgebaute Sprachen benützen. Onto-logisch, referenztheoretisch wird das Problem der Begrifflichkeit (was bedeuten Begriffe?) dadurch gelöst, daß Begriffe extensional durch die Klasse der Gegenstände, von denen sie mit Wahrheit ausgesagt werden können, definiert sind. Ein Begriff bedeutet also extensional eine Klasse von Gegenständen und diese Klasse ist genau durch die Gegenstände, die Element in ihr sind, definiert.

Die Reduktion von Begriffen auf konkrete Gegenstände, die "reification of universals", stützt sich bei Quine auf die Auffassung, daß die Ontologie einer Sprache nicht durch ihre Namen (Substantiva), sondern durch ihre quantifizierbaren Variablen (Pronomina) festgelegt ist. Er sagt: "To be assumed as an entity is, purely and simply, to be reckoned as the value of a variable. In terms of the categories of traditional grammar, this amounts roughly to saying that to be is to be in the range of reference of a pronoun." (63), 13. Alles also, was sich in einer Sprache als Etwas oder Jemand ansprechen läßt, wäre als Entität zu betrachten. Diese Quantifikationstheorie der Bedeutung hat gegenüber einer Namenstheorie den Vorteil, daß eine quantifizierte Satzfunktion  $(\text{Ex}) f(x)$  nur dann als wahr gilt, wenn sich im Gegenstandsbereich der Sprache tatsächlich ein Gegenstand findet, der die Funktion erfüllt. Bei einer Satzkonstanten dagegen, wo das grammatische Subjekt als Name fungieren soll, werden dagegen die ontologischen Verhältnisse der Sprache leicht verschleiert. Der Satz z.B. 'einige Hunde sind weiß' scheint uns, wenn wir den Ausdruck 'Hunde' als Namen für eine Entität auffassen, zu einer Ontologie zu verpflichten, die Begriffe - die "Hundheit" - als Entitäten zuläßt. Russell's theory of descriptions gestattet es aber, alle Namen in einer Sprache zugunsten quantifizierter Variablenausdrücke zu eliminieren. Nach dieser Theorie erhält dann unser Satz 'einige Hunde sind weiß' die Form 'es gibt  $x$ , für die gilt:  $x$  ist ein Hund und  $x$  ist weiß'. Dieser Satz aber verpflicht-

tet uns nach Quine nicht, irgendwelche Hundheiten als Entitäten anzuerkennen, sondern unter den Elementen unseres Gegenstandsbereiches - d.i. des Geltungsbereiches unserer Variablen - nach Gegenständen zu suchen, die sowohl Hunde als auch weiß sind.

Uns interessiert hier Quines Zulassung ontologischer Fragestellungen - die in der Tradition das Kernstück der Metaphysik ausmachen - und die Minimierung "ideologischer" innerhalb der auf Sprache als ihrem Grundproblem gerichteten Philosophie nur so weit, als sie auf der formalen Ebene noch einmal die Unfähigkeit der analytischen Philosophierichtung, mit der Subjektivitätsproblematik fertig zu werden, beleuchtet. Positiv gewendet besagt sie aber zugleich, daß Quines sprachanalytische Interpretation des Begriffs 'Ideologie' als sprachliche Theorie der Begrifflichkeit - der Sprachsubjektivität, wie wir es verstanden haben - den Ansatz für eine nichtformale Ideologiekritik an den philosophischen Grundlagen der analytischen Wissenschaftsauffassung bietet. So gesehen besagt nämlich die philosophische Zulassung ontologischer und die Verweigerung ideologischer Fragestellungen die Bestimmung von Erkenntnis bzw. konkret gefaßt: von Sprache als Seins-Verhältnis, anstatt als Wirkungs-Verhältnis. Soll heißen: daß damit Bewußtsein, Sprache, Subjektivität selbst ontologisiert, im Sinne von Quines Reduktionsprogramm unter der Kategorie der Dinglichkeit gefaßt wird. Das Programm der reification, der Verdinglichung der Begriffsproblematik - d.i. der Subjektivitätsfrage, wie wir es verstanden haben - sollte uns hinleiten zur marxistischen Ideologieproblematik; zur Frage, ob sich auf der Grundlage einer radikal alternativen handlungsorientierten Wissenschaftsauffassung die anstehenden Probleme lösen lassen.

### 5.3 Der Abstraktionscharakter von Ideologie

Der Begriff einer Sprachphilosophie, einer philosophischen Grammatik, wurde so weit rekonstruiert, um die Entwicklung überschaubar zu machen, die von der Konkretisierung philosophischer Fragestellung auf Sprache als wirklichem Bewußtsein (Marx), dem linguistic turn, bis hin zur Feststellung der Abhängigkeit von Sprache und Weltbild führt. Der vorangehende Abschnitt sollte insbesondere zeigen, daß der "revolutionierende" Ansatz des linguistic turn aber in der Begrifflichkeit einer Seins-Logik steckenbleibt, die die Eliminierung von Metaphysik aus der wissenschaftlichen Denkweise verhindern muß.

Es wurde zu zeigen versucht, daß der "subjektlose" Sprachbegriff der formalen Sprachtheorie die Subjektsproblematik und damit die philosophische Grundfrage nach der Möglichkeit von Erkenntnis bzw. Sprache nur insofern "lösen" kann, als er : - was in diesem Abschnitt noch näher behandelt werden soll - davon abstrahiert.

In Kapitel 2 haben wir gesehen, daß auch handlungsorientierte Sprachtheorien Sprache als "Abstraktionsleistung" verstehen, als Herauslösung und Verselbständigung von Handlungsteilen aus dem praktischen Kontext, in dem sie ursprünglich eingebettet sind. Die Reduktion von Sprache auf Handlung als in der Form von materieller Arbeit allgemeine Konstitutionsbedingung der Gesellschaftswendung des Menschen, wie sie von Holzkamp unternommen wird, zeigt aber die Vergleichbarkeit der Bedingungen von Gesellschaftswendung und Sprachentwicklung. Speziell interessiert uns das jetzt im Zusammenhang mit der im vorhergehenden Abschnitt gezeigten Verdinglichung der Subjektsproblematik im Rahmen der formal orientierten Sprachtheorie. Marx stellt den Zusammenhang von Versachlichung und Abstraktion in der Entwicklung von feudalen

zu kapitalistischen Verkehrsverhältnissen fest. Der unterentwickelten Form des Austausches im Feudalismus entsprechen persönliche Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Feudalherr und Vasall, Grundherr und Leibeigener. "Im Geldverhältnisse", sagt er (o.J., 80), "im entwickelten Austauschsystem (und dieser Schein verführt die Demokratie) sind in der Tat die Bande der persönlichen Abhängigkeit gesprengt, zerrissen...; und die Individuen s c h e i n e n unabhängig(...), frei aufeinander zu stoßen und in dieser Freiheit auszutauschen; sie scheinen so aber für den, der von den B e d i n g u n g e n, den E x i s t e n z b e d i n g u n g e n (...) abstrahiert." Und: "Die s a c h l i c h e n Abhängigkeitsverhältnisse im Gegensatz zu den p e r s ö n l i c h e n erscheinen auch so (das sachliche Abhängigkeitsverhältnis ist nichts als die den scheinbar unabhängigen Individuen selbständig gegenüber tretenden gesellschaftlichen Beziehungen, d.h. ihre ihnen selbst gegenüber verselbständigten wechselseitigen Produktionsbeziehungen), daß die Individuen nun von A b s t r a k t i o n e n beherrscht werden, während sie früher voneinander abhingen. Die Abstraktion oder Idee ist aber nichts als der theoretische Ausdruck jener materiellen Verhältnisse, die Herr über sie sind." (a.a.O.)

Übertragen wir nun dieses Interpretationsschema auf den Übergang von der Bewußtseins- zur Sprachphilosophie, so besagte die Feststellung, daß die Versachlichung des Subjekts- als Sprachbegriff(s) nur der abstrakte, theoretische Ausdruck der Gesellschaftlichkeit des Subjekts, von Sprache ist. Und das Gegenstück zu dieser Versachlichung, die konventionalistische Freiheit des Subjekts, sich eine Sprache und damit ein Weltbild ad libitum zu wählen, wären das bloße Ergebnis der Abstraktion von den wirklichen, praktischen Bedingungen von Sprache.

5.31 Das Verhältnis von Abstraktem und Konkretem in der formalen und dialektischen Logik

Es ist in dieser Arbeit mehrfach gesagt worden, daß die Orientierung der Philosophie an Sprache eine Konkretisierung ihrer Fragestellungen bedeutet. Sie mißlingt immer dort, wo das für den Sprachbegriff konstitutive Verhältnis von Subjektivität und Objektivität selbst nicht konkret als gesellschaftliche Praxis der Sprachbenutzer gefaßt wird. So greifen die L-Realisten zwar das Problem der Gesellschaftlichkeit der Sprache auf. Lösen es aber abstrakt, indem sie dem Allgemeinen - gefaßt als Begriff (der Subjektivität im allgemeinen) - einen eigenen ontologischen Status zugestehen. Diese Subjektivität im allgemeinen (die gesellschaftliche Komponente des L-realistischen Sprachbegriffs) bleibt aber deswegen abstrakt, weil sie nicht vermittelt wird mit der Subjektivität im besonderen (dem empirischen Subjekt der Soziologie und Psychologie) und der Subjektivität im einzelnen (dem historischen Individuum mit einer spezifischen Biographie). Die L-Empiristen geraten unter Ausblendung des Praxisbegriffs in die komplementären Schwierigkeiten und Abstraktionen. Sie verabsolutieren den Individualitätsaspekt der Subjektivität, der ihnen unter Absehen vom empirischen Funktionieren und der gesellschaftlichen Funktion der Subjektivität zur Abstraktion des Privatbewußtseins und der Privatsprache mutiert.

Da wir davon ausgehen, daß das Problem der Begrifflichkeit identisch ist mit dem Problem der Subjektivität - nach Quine müßte die Wissenschaft, die sich mit diesen Problemen beschäftigt eine Ideologie heißen - haben die Lösungsvorschläge des logischen Realismus und Empirismus folgendes Gesicht. Im Realismus, wie wir gesehen haben, wird der Begriff als logischer Begriff (Begriff<sub>0</sub>) als die gemeinsame Auffassungsweise verschiedener Subjekte (Begriff<sub>S</sub>) bzw. ein und desselben Subjekts zu verschiedenen Zeitpunkten, gefaßt. Für die Möglichkeit gemeinsamer Auffassungsweise hat der Realismus aber keine andere Erklärung als die

Hypostasierung objektiver Begriffe (unserer Begriffe<sub>c</sub>); d.h., da er an der Individualität (wörtlich: Unteilbarkeit) des Subjekts unter Abstraktion der praktischen Vermittlung der einzelnen Subjekte miteinander und mit der Natur festhält, kann er es nicht gesellschaftlich begreifen, sondern er verobjektiviert es.

Der Realismus "löst" also die Grundfrage der Philosophie nach der Möglichkeit von Erkenntnis bzw. Sprache, indem er die subjektiven Bedingungen von Erkenntnis/Sprache "verschachlicht". Begriffe als abstrakte Gegenstände zu begreifen, die wir - wie Frege sagt - nicht erfinden, sondern nur erfassen, läuft - wie schon anhand von Schlicks Argumentation gezeigt wurde - auf die Hypostasierung eines so wunderbaren geistigen Vermögens wie einer intellektuellen Anschauung, d.i. einen Widerspruch in sich hinaus.

Auch für den Empirismus beginnt alle Erkenntnis mit der Anschauung, mit der Aufnahme, dem Erfassen von Gegebenem. Freilich ist Erkenntnis nicht Anschauung; Erkenntnis, Begriff, das Subjekt haben keinen selbständigen ontologischen Status. Den Begriff, die Subjektivität als Abstraktionsleistung muß man sich hier im Sinne des russellschen Abstraktionsprinzips vorstellen. Wir erinnern uns: für Schlick war Erkennen, Bewußtsein die Identitätsrelation zwischen verschiedenen Teilen des Datenstromes. Dieser Vorstellung entspricht auf formaler Ebene genau das russellsche Abstraktionsprinzip. Es besteht im Ergebnis darin, daß wir jeden Begriff durch die Klasse derjenigen Gegenstände ersetzen können, die zu einem gegebenen Gegenstand in einer Äquivalenzrelation stehen. Dieses Prinzip wurde ursprünglich von Frege in (61) zur Definition des Zahlenbegriffs angewendet. Er definiert dort: "die Anzahl, welche dem Begriffe F zukommt, ist der Umfang des Begriffes 'gleichzählig dem Begriffe F'" (79/80). Der Begriff '1' beispielsweise ist also ersetzbar durch die Extension des Begriffes 'gleichzählig dem Begriffe '1'', d.h. durch die Klasse aller Gegenstände, die gleichzählig sind mit einem beliebigen Element des Umfangs des Begriffes '1'. Zwei Begriffe F und G heißen für Frege aber 'gleichzählig', wenn sich die Elementen-

te ihrer Extensionen eineindeutig einander zuordnen lassen.

Das Abstraktionsprinzip ist also zugleich jenes Extensionalitätsprinzip, das wir als Erklärungsbasis für Schlicks Erkenntnisbegriff und für den semantischen Bedeutungs-begriff vorgefunden haben. Dieses Abstraktions- bzw. Extensionalitätsprinzip gab denn auch die Basis für die quinesche reification of universals, für seine Eliminierung, von "Ideologie" ab. Der Witz dieses Prinzips besteht darin, Abstraktes jederzeit auf Konkretes, Allgemeines auf Individuelles reduzieren zu können. Das empiristische Prinzip, daß nur Erfahrung den Inhalt von Erkenntnis bilden könne, also nur Konkretes, und die Gleichsetzung von Konkretem und Individuellem, hat die Empiristen dazu verführt, nur Individuellem einen Seinsstatus zuzubilligen. Auch das Subjekt, das Bewußtsein, soweit es ins Blickfeld der Psychologie als positiver Wissenschaft gerät, wird dementsprechend als Individuum begriffen, als Monade.

Der Realismus also gesteht der Allgemeinheit (Begrifflichkeit, Subjektivität) Existenz zu, aber eine abstrakte - und wird dadurch metaphysisch; der Empirismus dagegen gesteht nur dem Konkreten Existenz zu, aber eine bloß individuelle (private) - und wird dadurch ebenso metaphysisch. Es ist das Verdienst von Marx auf der Basis der dialektischen Logik die konkrete Existenz und historische Wirksamkeit des Allgemeinen entdeckt zu haben. Sohn-Rethel hat in (72<sup>2</sup>) darauf hingewiesen, daß die marxistische Behauptung von der gesellschaftlichen Seinsbestimmtheit des Bewußtseins zu ihrer Aufrechterhaltung den Begriff des Allgemeinen oder der Abstraktion anders als die Philosophietradition verstehen muß.

"Für die gesamte theoretische Denktradition steht fest, daß Abstraktion die eigentliche Tätigkeit und das ausschließliche Privileg des Denkens ist. Von Abstraktion in einem andern Sinne denn als Denkabstraktion zu sprechen, gilt als unzulässig, es sei denn man gebrauche das Wort bloß

in metaphorischem Sinne. Aufgrund einer solchen Auffassung wird aber das Postulat des Geschichtsmaterialismus undurchführbar." (40)

Tatsächlich aber bestimmen Abstraktionen in einem anderen Sinne, Sohn-Rethel spricht von "Realabstraktionen", konkret abstrakte Dinge wie die Waren einer Tauschgesellschaft, das Geld, usw. das gesellschaftliche Sein und damit nach marxistischer These das Bewußtsein.

Wir haben aber in der Rekonstruktion des Zeichenbegriffs und damit in der Grundlage der Rekonstruktion des Sprachbegriffs selbst gefunden, daß die Funktion eines beliebigen Gegenstandes als Zeichen und damit auch die Bedeutungsfunktion sprachlicher Zeichen nur seine Erklärung finden kann durch einen Begriff von Gegenstandsbedeutungen, die selbst Realabstraktionen im Sinne von durch gesellschaftliche Arbeit an Naturgegenständen realisierten "abstrakten" (gesellschaftlichen) Bedürfnissen sind. Der am konkreten Material des Arbeitsproduktes verwirklichte Gebrauchswert bzw. das Arbeitsprodukt als Gebrauchswert, ist ein konkreter Gegenstand mit gesellschaftlichen Eigenschaften, die nur ein gesellschaftliches Subjekt, das Individuum nur durch seine Beziehung zu anderen, Individuen ist, realisieren konnte.

Die Existenz von Realabstraktionen aber als Grundlage zur Erklärung von Bewußtsein genommen, fordert auch eine andere Logik. Die formale Logik, haben wir gesehen, verstehen kenntnis bzw. Sprache, letztlich als Beziehung zwischen zwei isomorphen Gegenstandsstrukturen. Wer diese Beziehung herstellt bleibt außer Betracht. Die längste Zeit wurden in der formalen Logik nur Syntax und Semantik betrieben. Inzwischen gibt es Ansätze zu einer logischen Pragmatik, zur Einbeziehung des Sprechers in die Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand. Diese logische Pragmatik aber

bleibt theoretisch und ist keine Handlungslogik.

Es ist hier nicht der Ort ein Bild der dialektischen Logik als Handlungslogik zu entwerfen, dazu sind wesentlich präzisere Forschungsansätze erforderlich, als sie im Rahmen dieser Arbeit erbringbar sind. Ihr Ziel war auch bloß ein kritisches: den ideologischen Charakter der an der formalen Logik orientierten Sprachphilosophie nachzuweisen. Dazu war es nötig, die Bedeutung der auf dem Boden der formalen Logik betriebenen Entideologisierung der Wissenschaft zu rekonstruieren. Wir haben herausgefunden, daß 'Ideologie' die Problematik der Begrifflichkeit, der Allgemeinheit, der Subjektivität von Sprache bedeutet; und daß die Entideologisierung der Wissenschaft im Grunde (d.h. auf der Ebene der Logik) nichts anderes als die Eliminierung der subjektiven, praktischen Bedingungen von Erkenntnis zugunsten von Erkenntnistheorien, Sprachtheorien sind, die Erkenntnis/Sprache von Abstraktionen bestimmt vorstellen, die "nichts anderes als der theoretische Ausdruck jener materiellen Verhältnisse" (Marx) sind, von denen sie tatsächlich bestimmt ist.

Das versuchten wir daran nachzuweisen, daß, wenn Erkenntnis konkret als Sprache gefaßt wird, sie nicht mehr in den Kategorien eines Privatbewußtseins begriffen werden kann. Sprache als wirkliches Bewußtsein, wirkliche Erkenntnis begriffen, wie es Marx/Engels in MEW 3 fordern, zeigt über den Nachweis der Unmöglichkeit einer Privatsprache den gesellschaftlichen Charakter der Subjektivität. 1)

---

1) S. zum Begriff der Subjektivität und seinen logischen, empirischen und (historisch-) praktischen Momenten o. p. 227.

# Verzeichnis der Abkürzungen:

|     |                                                                     |
|-----|---------------------------------------------------------------------|
| ASP | Analytische Sprachphilosophie                                       |
| BB  | L. Wittgenstein: Das Blaue Buch                                     |
| GG  | G. Frege: Grundgesetze der Arithmetik                               |
| HWP | Historisches Wörterbuch der Philosophie,<br>bisher 3 Bde. 1971 - 76 |
| JSL | The Journal of Symbolic Logic                                       |
| LE  | Logischer Empirismus                                                |
| L-  | Logischer (Empirismus oder Realismus)                               |
| MP  | Modus ponens                                                        |
| PG  | L. Wittgenstein: Philosophische Grammatik                           |
| PM  | B. Russell/ A.N. Whitehead: Principia Mathematica                   |
| PU  | L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen                      |
| UZ  | Untersuchungszeitraum                                               |

## Erklärung der im Text verwandten Notation:

Das Problem war, eine typoskriptadäquate Notation zu finden. Die von mir verwandte lehnt sich in ihrer Aussagenlogischen Syntax an das System von Lukasiewicz an.

Zeicheninventar:

- (1) Individuenzeichen:  $x, y, \dots$ ; bzw.:  $x_1, x_2, \dots$   
 Prädikatenzeichen:  $P_1^1, P_2^1, \dots; P_1^2, P_2^2, \dots$   
 (das Superskript bezeichnet die Stellenanzahl  $P_n^m$  also ein  $m$ -stelliges Prädikatenzeichen, das Subskript die Ordnungszahl in der Folge gleichstellenzahliger Prädikatenzeichen)
  - (2) Aussagenzeichen:  $p, q, \dots$
  - (3) Logische Konstante:  
 N (Negation), A (Alternative)  
 K (Konjunktion), C (Implikation)
- Quantoren:
- (Ex)  $P_n^m(x_1, \dots, x_m)$  für: es gibt ein  $x$ , so daß  $P_n^m(x_1, \dots, x_m)$
- (x)  $P_n^m(x_1, \dots, x_m)$  für: für alle

$x$ , so daß  $P_n^m(x_1, \dots, x_m)$ .

**Formationsregeln:**

- (1) Ein prädikatenlogischer Atomsatz hat die allgemeine Form  $P_n^m(x_1, \dots, x_m)$ . So ein Satz kann in der angegebenen Form quantifiziert werden und durch logische Konstanten mit anderen Sätzen zu einem komplexen Satz zusammengesetzt werden.
- (2) Ein aussagenlogischer Satz hat die Form:  $p, q$ , usw. oder  $Np$  oder  $Apq$  oder  $Kpq$  oder  $Cpq$ .

**Bibliographie:**

**K. Ajdukiewicz**

- (34) Das Weltbild und die Begriffsapparatur, Erkenntnis 4, 1934; Nachdr. Amsterdam, 1967
- (74) Pragmatic Logic, 1965, engl. Dordrecht, 1974

**T.W. Bynum**

- (72) Life and Work of Gottlob Frege, in: G. Frege, Conceptual Notation, Oxford 1972

**R. Carnap**

- (32) Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache, in: Erkenntnis 2, 1932
- (32/33 - 1) Psychologie in physikalischer Sprache, in: Erkenntnis 3, 1932/1933, Nachdr. Amsterdam 1967
- (32/33 - 2) Über Protokollsätze, in: Erkenntnis 3, 1932/1933, Nachdr. Amsterdam 1967
- (50) Empiricism, Semantics and Ontology 1950, in: Meaning and Necessity, Chicago and London 1967<sup>5</sup>
- (60<sup>2</sup>) Einführung in die symbolische Logik 1954, Wien 1960<sup>2</sup>
- (67<sup>5</sup>) Meaning and Necessity, 1950; Chicago and London 1967<sup>5</sup>

- A.V. Cicourel**
- (68) Logische Syntax der Sprache; 1934, Wien, N.Y. 1968<sup>2</sup>
  - (75) Sprache in der sozialen Interaktion, 1973; dt. München 1975

**H. Feigl**

- (03) Physicalism, Unity of Science and the Foundation of Psychology, in: P.A. Schilpp, Hrsg., The Philosophy of Rudolf Carnap, La Salle, London 1963

**G. Frege**

- (61) Die Grundlagen der Arithmetik, 1884; Nachdr. Darm-

stadt, 1961

- (62) Grundgesetze der Arithmetik (GA), 1893/1903, Nachdr. Hildesheim, 1962
- (64) Begriffsschrift, 1879; Nachdruck Darmstadt 1964
- (67) Kleine Schriften, Darmstadt, 1967
- (69) Nachgelassene Schriften, Hamburg 1969

H. Garfinkel

- (67) Studies in Ethnomethodology, New Jersey 1967

Autorenkollektiv

Geschichte der marxistischen Dialektik, 1971; dt. Berlin 1974

W. Halbfass

- (72) Evidenz, in: HWP 2, Darmstadt 1972

G.W.F. Hegel (66) Wissenschaft der Logik; 1813, Hamburg 1966

C.G. Hempel

- (50) Probleme und Modifikationen des empiristischen Sinnkriteriums 1950; dt. in: J. Sinnreich, Hrsg., Zur Philosophie der idealen Sprache, München 1972
- (74) Grundzüge der Begriffsbildung in der empirischen Wissenschaft, 1952; dt. Düsseldorf, 1974

K. Holzkamp

- (73) Sinnliche Erkenntnis - historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung, Frankfurt a. M., 1973

E. Husserl

- (68) Logische Untersuchungen, 1901; Tübingen 1968<sup>5</sup>

J.J. Katz

- (71) Philosophie der Sprache, 1966; dt. Frankfurt 1971<sup>2</sup>

S.A. Kripke

- (59) A Completeness Theorem on Modal Logic, in: JSL 24, 1959
- (63) Semantical Analysis of Modal Logic I, in: Zeitschrift für mathematische Logik und Grundlagen der Mathematik 9, 1963
- (65) Semantical Analysis of Modal Logic II, in: Addison, Henkin, Tarski, Hrsg., The Theory of Models, Amsterdam 1965

F. von Kutschera

- (75) Sprachphilosophie, 1971; München, 1975<sup>2</sup>

A.N. Leontjew

- (73) Probleme der Entwicklung des Psychischen 1959; dt. Berlin 1973

C.I. Lewis

- (49) Experience and Meaning, in: Feigl/Sellars, Hrsg., Readings in Philosophical Analysis, 1949

D. Lewis

- (69) Convention, Cambridge, Mass., 1969

- J. Lyons  
(69) Introduction to Theoretical Linguistics, 1968; Cambridge 1969<sup>2</sup>
- U. Maas  
(73) Grundkurs Sprachwissenschaft, München 1973
- K. Marx  
(MEW 1)  
Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, in: Marx/Engels, Werke, 1, Berlin 1974  
(MEW 3)  
Die deutsche Ideologie, in: Marx/Engels, Werke, 3, Berlin 1969  
(o.J.)  
Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Frankfurt a.M., Wien, o.J.
- R. von Mises  
(68) Positivism, 1951; New York, 1968
- J. van O. Quine  
(63) From a Logical Point of View, 1953; New York 1963
- H. Reichenbach  
(66) Elements of Symbolic Logic, 1947; New York 1966
- M. Schlick  
(18) Allgemeine Erkenntnislehre, Berlin 1918  
(32/33)  
Positivismus und Realismus, in: Erkenntnis 3, 1932/1933; Nachdruck Amsterdam 1967  
(34) Philosophie und Naturwissenschaft, in: Erkenntnis 4, 1934; Nachdr. Amsterdam 1967  
(49) Meaning and Verification, in: Feigl/Sellars, Hrsg., Readings in Philosophical Analysis, 1949  
(69) Form and Content, an Introduction to Philosophical Thinking, 1932; in: Gesammelte Aufsätze 1926 - 36, Hildesheim 1969
- W. Schwabhäuser  
(71) Modelltheorie I, Mannheim 1971
- A. Sohn-Rethel  
(72) Geistige und Körperliche Arbeit, 1970; Frankfurt a. M., 1972<sup>2</sup>
- W. Stegmüller  
(68) Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik, 1957; Wien, New York, 1968<sup>2</sup>  
(69<sup>4</sup>) Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie; 1960, Stuttgart 1969<sup>4</sup>
- E. Stenius  
(69) Wittgensteins Traktat, 1960; dt. Frankfurt a.M., 1969  
(74) Logische Grammatik, in: HWP 3, Darmstadt 1974
- A. Tarski  
(35) Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten

Sprachen, 1935; in: Berka/Kreiser, Logik Texte, Berlin 1971

- (36a) Über den Begriff der logischen Folgerung, 1936; in: Berka/Kreiser, Hrsg., Logik Texte, Berlin, 1971
- (44) Die semantische Konzeption der Wahrheit und die Grundlagen der Semantik, 1944; in: J. Sinnreich, Hrsg., Zur Philosophie der idealen Sprache, München, 1972

G. Thomson

- (74) Die ersten Philosophen, 1955; dt. 1974

R. Wall

- (73) Logik und Mengenlehre, Kronberg 1973

L. Wittgenstein

- Tractatus  
Tractatus logico-philosophicus, 1921; in: Schriften 1960, Frankfurt a.M., 1963<sup>2</sup>
- Tagebücher  
Tagebücher 1914 - 1916, in: Schriften 1960, Frankfurt a.M., 1963<sup>2</sup>
- (BU) Das Blaue Buch, 1958; in: Schriften 5, Frankfurt a.M., 1970
- (PG) Philosophische Grammatik, 1969; in: Schriften 4, Frankfurt a.M., 1969
- (PU) Philosophische Untersuchungen, 1958; in: Schriften 1960, Frankfurt a.M., 1963<sup>2</sup>

G.H. von Wright

- (63) Norm and Action, London 1963

## Lebenslauf

Jörg Zeller, 1 Berlin 19, Bayernallee 12

geb. am 9. November 1944 in Wien

Mutter Herta Zeller, geb. Saiser, Hausfrau

Vater Leopold Zeller, Dr. rer. pol., Dipl. der Volkswirtschaftslehre

Geschwister 2 Ältere Schwestern, 1 Älterer Bruder

Schulen

Volksschule 4 Klassen, von 1950 bis 54 in Mattsee bei Salzburg

Gymnasium 8 Klassen, human. Zweig, von 1954 bis 1963 in Salzburg, Linz und Wien. Abitur im Mai 1963 in Wien

Universität 1 Semester Jura an der Universität Wien, Überwechseln zur phil. Fakultät; Hauptfach Philosophie, Nebenfächer zeitw. Psychologie, Mathematik, Logistik

Sommersem. 1972 bis Sommersem. 1975 immatrikuliert an der Freien Universität Berlin; Hauptfach Philosophie, Nebenfächer Linguistik (an der Technischen Universität Berlin) und Soziologie





